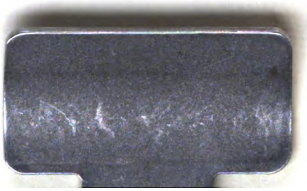
UNIVERSITY OF WISCONSIN - MADISON
LIBRARY

Library
of the
University of Wisconsin



Nikolai Leſſkow

Geſammelte Werke

Zweiter Band

Nikolai Lesskow

Geschichten vom Lande

C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung
München

UNIVERSITY OF WISCONSIN - MADISON
LIBRARY

343254
APR 12 1929
X54Y
·L56
·G
2

Inhalt

Das Schreckgeſpenſt 1
Deutſch von Henry von Heiſeler

Das Tier 87
Deutſch von Henry von Heiſeler

Das Tal der Tränen 123
Deutſch von Henry von Heiſeler

Die Tagediebe 287
Deutſch von Johannes von Guenther

Der Heckrubel 311
Deutſch von Johannes von Guenther

Das Schreckgespenst

„Die Furcht hat große Augen.“

Sprichwort

Meine Kindheit verbrachte ich in Orjol. Wir wohnten im Hauſe Njemtſchinow, das in der Nähe der ‚kleinen Kathedrale‘ lag. Heute kann ich nicht mehr feſtſtellen, wo eigentlich dieſes hohe Holzhaus ſtand, aber ich erinnere mich, daß von ſeinem Garten aus ſich ein weiter Blick auf eine breite und tiefe Schlucht öffnete, deren ſteile Abhänge von Schichten roten Lehms durchſchnitten waren. Hinter der Schlucht erſtreckte ſich eine weite Ebene mit ſtaatlichen Lagerhäuſern, auf der im Sommer immer Soldaten exerzierten. Ich ſah jeden Tag, wie ſie gedrillt und wie ſie geſchlagen wurden. Damals war das ſo üblich, aber ich konnte mich durchaus nicht daran gewöhnen und vergoß immer Tränen darüber. Um dieſes zu verhindern, pflegte meine Wärterin, eine uralte Soldatenfrau, Marina Boriſſowna, mich zum Spaziergang in den Stadtgarten zu führen. Hier ſaßen wir meiſt oberhalb der ſeichten Oka und ſahen zu, wie die kleinen Kinder darin badeten und ſpielten, die ich um ihre Freiheit damals ſehr beneidete.

Der Hauptvorzug ihres ungebundenen Daſeins beſtand in meinen Augen darin, daß ſie weder Schuhwerk noch Wäſche trugen. Die ausgezogenen Hemdchen hatten ſie oben mit den Ärmeln zugeknüpft, ſo daß ſie wie kleine Säcke ausſahen, und darin fingen ſie, indem ſie ſie gegen die Strömung hielten, winzige ſilberglänzende Fiſchlein. Dieſe waren ſo klein, daß man ſie nicht ausnehmen konnte, und das wurde als ausreichende Urſache angeſehen, ſie ungereinigt zu kochen und zu verſpeiſen.

Ich hatte nie den Mut, auch nur zu wünſchen, daß ich davon koſten dürfe, denn allein ſchon der Fiſchfang, den die winzigen Fiſcher ausübten, erſchien mir als Gipfel des Glücks, eines Glückes wie nur die Freiheit es einem Jungen in meinem Alter verſchaffen konnte.

Meine Wärterin kannte übrigens genügend Gründe mir klar zu machen, warum eine ſolche Freiheit ſich für mich nicht ſchickte. Dieſe Gründe gipfelten darin, daß ich ein Kind wohlgeborener Eltern war und daß alle in der Stadt meinen Vater kannten.

„Es wäre was anderes," ſagte die Wärterin, „wenn wir auf dem Lande wären." Denn dort, bei den ſchlichten, einfachen Bauern, könnte es auch mir vielleicht erlaubt werden, auf ähnliche freie Art zu leben.

Mir ſcheint, daß gerade jene Einſchränkungen in mir eine ſtarke und lockende Sehnſucht nach dem Lande erweckten und mein Entzücken kannte keine Grenzen, als meine Eltern ein kleines Gütchen im Kreiſe von Kromy erwarben. Noch im gleichen Sommer vertauſchten wir unſer großes Stadthaus mit unſerm neuen ſehr behaglichen, aber kleinen Landhaus, das einen Balkon und ein Strohdach hatte. Das Holz war im Kreiſe von Kromy ſchon damals teuer und ſelten. Seine Landſchaft war ſteppenartig, jedoch kornreich, und außerdem gut durch kleine, aber klare Flüßchen bewäſſert.

2

Auf dem Lande machte ich ſofort weitläufige und intereſſante Bekanntſchaft mit den Bauern. Während

Vater und Mutter noch eifrig mit der Einrichtung ihres Haushalts beſchäftigt waren, verlor ich keine Zeit mich auf das engſte mit den erwachſenen Burſchen und den Kindern zu befreunden, die auf dem Rodeland Pferde weideten. Mehr jedoch als dieſe alle erwarb ſich ein alter Müller meine Zuneigung, Großvater Ilja — ein völlig grauhaariger Alter mit mächtigem ſchwarzen Schnurrbart. Er war mehr als die anderen für Geſpräche zu haben, weil er nicht zur Arbeit aus dem Hauſe ging, ſondern entweder mit der Miſtgabel auf dem Damm hin und her ſchritt oder auf dem ſchwankenden Mahlſteg ſaß, in Gedanken verloren, ob wohl die Mühlräder gleichmäßig hämmerten und ob nicht irgendwo unter dem Gerinne das Waſſer durchſickere. Wenn er das Nichtstun ſatt bekam, ſo verfertigte er auf Vorrat Mühlklappen aus Ahorn oder Triebſtöcke für das Mühlrad. Aber in all den erwähnten Lagen ließ er ſich leicht von der Arbeit ablenken und begann willig Geſpräche, die freilich zuſammenhanglos waren und oft von Pauſen unterbrochen wurden; er liebte es in Andeutungen zu ſprechen und lachte dabei vor ſich hin, vielleicht über ſich ſelbſt, vielleicht auch über die Zuhörer.

In ſeiner Stellung als Müller hatte Großvater Ilja eine ziemlich nahe Beziehung zum Waſſergeiſt, dem unſere Teiche, der obere und der untere, ſowie die zwei Sümpfe unterſtellt waren. Sein Hauptſtabsquartier hatte dieſer Dämon unter einem unbenutzten Mahlgang unſerer Mühle.

Großvater Ilja kannte ihn durch und durch und ſagte: „Er liebt mich. Wenn er auch manchmal böſe nach Hauſe kommt wegen irgendeiner Unordnung, — mir fügt er keine Kränkung zu. Sollte aber ein andrer an meiner Statt auf den Säcken liegen — den täte er vom Sack emporreißen und hinauswerfen, mich aber wird er mein Lebtag nicht anrühren.“

Alle jüngeren Leute beteuerten, daß zwiſchen dem Großvater Ilja und dem Waſſergreis wirklich die erwähnten Beziehungen beſtanden, — gründeten ſie aber durchaus nicht darauf, daß der Waſſergeiſt den Ilja liebte, ſondern darauf, daß dem Großvater Ilja, als einem echten und rechten Müller, ein echtes und rechtes Müllerwort bekannt war, dem der Waſſergeiſt und alle ſeine kleinen Teufel gerade ſo widerſpruchslos gehorchten wie die Schlangen und Kröten, die im Mühlteich und auf dem Damme lebten.

Mit den Kindern fing ich Schmerlen und Gründlinge, deren es im klaren Waſſer unſeres ſchmalen Flüßchens Goſtomlja eine große Menge gab; doch da ich von Haus aus ernſt veranlagt war, hielt ich mich mehr an die Geſellſchaft des Großvaters Ilja, deſſen erfahrener Verſtand mir die ganze geheimnisvolle Pracht einer Welt eröffnete, die mir als einem Stadtkind gänzlich unbekannt war. Ilja erzählte mir vom Nachtmännchen, das auf der Walze ſchlief, und vom Waſſergreis, der einen prächtigen und würdigen Wohnſitz unter den Rädern hatte, und vom Hausgeiſt, der ſo ſchüchtern und unbeſtändig war, daß er ſich bei jedem unbeſcheidenen Blick ſogleich irgendwo unter

ſtaubigem Schutt verſteckte — bald in der Riege, bald in der Getreidedarre und bald in der Stampfe, wo im Herbſt die Hanfſtauden geſtampft wurden. Am wenigſten wußte der Großvater vom Waldgeiſt, weil dieſer weit von uns beim Hof Sſelitwans wohnte und nur ſelten zu uns in unſer dichtes Weidengehölz kam, um ſich ein neues Weidenpfeifchen zu ſchneiden und im Schatten bei den Fiſchkäſten darauf zu ſpielen. Übrigens hatte Großvater Ilja in ſeinem ganzen an Abenteuern reichen Leben den Waldgeiſt nur ein einziges Mal zu Geſichte bekommen, und zwar am Nikolaustag, der bei uns ein großer Kirchenfeſttag war. Der Waldgeiſt, der die Geſtalt eines friedlichen Bäuerleins angenommen hatte, trat auf Ilja zu und bat ihn um eine Priſe Schnupftabak. Als aber der Großvater zu ihm ſagte: „hol dich der Teufel — da ſchnupfe nur!“ und dabei das Holzdöschen öffnete, verlor der Waldgeiſt mit einemmal ſeine guten Manieren und verübte einen Lausbubenſtreich: er ſchlug ſo kräftig mit der flachen Hand unter die Tabaksdoſe, daß das Pulver dem guten Müller in beide Augen flog.

Dieſe lebendigen und unterhaltſamen Geſchichten beſaßen damals für mich volle Wahrſcheinlichkeit und ihr überreicher, bildhafter Gehalt erfüllte in einem ſolchen Grade meine Phantaſie, daß ich ſelbſt beinahe zum Geiſterſeher wurde. Denn als ich einmal voller großer Beſorgnis in die Getreideſtampfe hineinblickte, war mein Auge von einer ſolchen Schärfe und Feinheit, daß ich den im Staub ſitzenden Hausgeiſt gewahrte. Er

war ungewaſchen, trug ein ſtaubiges Kopftuch und hatte entzündete Augen. Als ich aber, von dieſer Erſcheinung erſchreckt, beſinnungslos von dort fortſtürzte, entdeckte mir ein anderer Sinn — das Gehör — die Anweſenheit des Waldgeiſtes. Ich kann mich nicht verbürgen, wo er eigentlich ſaß — wahrſcheinlich auf einer hohen Weide —, doch als ich vor dem Hausgeiſt davonlief, pfiff der Waldgeiſt aus aller Kraft auf ſeinem grünen Pfeifchen und ließ meinen Fuß ſo ſtark auf dem Erdboden aufſchlagen, daß mir der Abſatz vom Stiefel geriſſen wurde.

Ganz außer Atem teilte ich dies meinen Hausgenoſſen mit, allein ich wurde für meine Aufrichtigkeit in ein Zimmer geſperrt, wo ich die heilige Geſchichte leſen mußte, bis der barfüßige Junge aus dem Nachbardorf zurück war, wohin man ihn zu einem Soldaten geſchickt hatte, der den vom Waldgeiſt an meinem Stiefel verübten Schaden gutmachen konnte. Aber ſogar die Lektüre der heiligen Geſchichte ſchützte mich nicht vor dem Glauben an jene übernatürlichen Geſchöpfe, mit denen ich mich ſozuſagen unter dem Beiſtand des Großvaters Ilja einlebte. Die heilige Geſchichte kannte ich gut und liebte ſie — ich bin auch heute noch bereit, darin zu leſen; dennoch aber ſchien mir die liebe Kinderwelt jener Märchenweſen, von denen der Großvater Ilja ſo oft geſprochen, notwendig zu ſein. Die Waldquellen würden verwaiſen, wenn man ſie von den Genien trennen wollte, welche die Volksphantaſie ihnen zugeſellt hat.

Zu den Unannehmlichkeiten, die das Pfeifchen des

Waldgeiſtes zur Folge hatte, war auch noch dieſe gekommen, daß Großvater Ilja wegen des mir gehaltenen Kurſes in der Dämonologie einen Verweis von meiner Mutter bekam, mich eine Weile mied und meine Erziehung anſcheinend nicht fortſetzen wollte. Er gab ſich ſogar den Anſchein, als wolle er mich von ſich forttreiben.

„Mach dich fort von mir, geh zu deiner Kinderfrau," ſprach er, indem er mich umdrehte und mir mit der breiten ſchwieligen Hand einen Klaps auf die Sitzgelegenheit gab.

Jedoch ich konnte mich ſchon mit meinem Alter großtun und eine ſolche Behandlung für unvereinbar mit meiner Würde halten. Ich war acht Jahre alt und brauchte mithin nicht mehr zur Kinderfrau zu gehen. Ich gab dieſes Ilja auch zu fühlen, indem ich ihm eine Spülkumme voll eingemachter Kirſchen brachte.

Großväterchen Ilja liebte dieſe Früchte ſehr, er nahm ſie beſänftigt in Empfang, ſtreichelte mir den Kopf mit ſeiner ſchwieligen Hand, und die vertrauten und guten Beziehungen waren aufs neue zwiſchen uns hergeſtellt.

„Paß einmal auf," ſprach zu mir Großvater Ilja, „du ſollſt immer den Bauern vor allen anderen ehren und ihm gern zuhören, doch was du von Bauern erfährſt, darfſt du nicht weiterſagen. Sonſt jag ich dich fort."

Seit der Zeit begann ich alles zu verheimlichen, was mir der Müller erzählte, dafür erfuhr ich aber ſo viel Intereſſantes, daß ich mich nicht nur nachts fürch-

tete, wenn alle Nachtmännchen, Waldgeiſter und Hausgeſpenſter ſehr frech und verwegen werden, ſondern auch am Tage. Und zwar war dieſe Furcht deshalb über mich gekommen, weil unſer Haus und unſre ganze Gegend ſich, wie ſich's herausſtellte, in der Gewalt eines ſehr fürchterlichen Räubers und blutgierigen Zauberers befand, welcher Sſelivan hieß. Er wohnte etwa ſechs Werſt von uns entfernt an der ‚Gabelung', das heißt dort, wo die große Poſtſtraße ſich in zwei Wege teilte, von denen der eine, der neue Weg, nach Kiew führte, der andere, alte, mit hohlen Weiden, gepflanzt zu Katharinas Zeiten, dagegen nach Fateſh. Dieſer letztere iſt jetzt aufgelaſſen und liegt verödet.

Eine Werſt hinter dieſer Gabelung lag ein prächtiger Eichenwald und an ſeinem Rande eine ſchlechte, nach allen Seiten offenſtehende und halbverfallene Herberge, in der, wie man ſagte, noch nie ein Menſch eingekehrt war. Und das war recht glaubhaft, denn der Hof bot keinerlei Bequemlichkeit für die Einkehr. Auch war es von hier ſehr nah bis zur Stadt Kromy, in der man ſelbſt in jenen halbwilden Zeiten hoffen konnte, eine warme Stube, einen Sſamowar und Weizenkringel zweiter Güte zu finden. Und in dieſer entſetzlichen Herberge, in der noch nie ein Menſch eingekehrt war, wohnte der ‚unnütze Herbergswirt' Sſelivan, der entſetzliche Menſch, dem niemand gern begegnete.

3

So war, nach den Worten des Großvaters Ilja, die Geſchichte des ‚einſamen Herbergswirtes' Sſelivan.

Sſelivan ſtammte aus dem Kleinbürgerſtande der Stadt Kromy, ſeine Eltern waren früh geſtorben, er aber diente als Lehrling bei einem Kringelbäcker und verkaufte Kringel in einer Schenke hinter dem Orlowſchen Schlagbaum. Er war ein braver, gutherziger und folgſamer Junge, trotzdem aber warnte man den Kringelbäcker und ſagte: bei Sſelivan ſei Vorſicht geboten, denn er habe im Geſicht ein kleines feuerrotes Mal — und das werde einem nie umſonſt aufgedrückt. Es gab ſogar Leute, die dafür ein beſonderes Sprichwort hatten: ‚Gott zeichnet den Schelm‘. Der Meiſter Kringelbäcker lobte Sſelivan ſehr für ſeinen Eifer und ſeine Zuverläſſigkeit, die anderen Leute aber ſagten, daß trotz ihres aufrichtigen Wohlwollens die wahre Vernunft ſie dennoch zwinge, vor dem Knaben auf der Hut zu ſein und ihm nicht allzuſehr zu vertrauen — denn ‚Gott zeichnet den Schelm‘. Da ihm ein Mal auf das Geſicht geſtempelt worden ſei, ſo müſſe man das als Warnung anſehen, daß alle allzu vertrauensſeligen Leute ſich vor ihm hüten möchten. Der Kringelbäcker wollte zwar hinter den klugen Leuten nicht zurückſtehen, allein Sſelivan war ein ſehr guter Arbeiter. Seine Kringel verkaufte er ordentlich und ſchüttete jeden Abend vor ſeinem Brotherrn aus einem großen ledernen Geldbeutel alle Fünfer und Zehner akkurat hin, ſoviel er von den vorüberfahrenden Bauern erlöſt hatte. Das Mal indeſſen lag nicht umſonſt auf ihm, ſondern wartete nur auf eine Gelegenheit (das iſt nun einmal ſo). Es kam nach Kromy ein ‚emeritierter Henker‘ aus Orjol,

Borjka mit Namen. Man hatte ihm geſagt: „Borjka, du warſt ein Henkerlein, dein Leben bei uns wird ſehr ſauer ſein“ — und nun bemühten ſich alle, jeder nach Kräften, dem verabſchiedeten Henker dieſe Worte tätlich zu bekunden. Als der Henker Borjka aus Orjol nach Kromy kam, hatte er ſeine Tochter bei ſich, ein Mädchen von fünfzehn Jahren, das im Zuchthaus geboren war — wenn auch viele der Anſicht waren, es wäre beſſer geweſen, ſie wäre überhaupt nie geboren worden.

Sie waren nach Kromy gekommen, denn ſie hatten ſich bei dieſer Gemeinde einſchreiben laſſen. Heute klingt das unverſtändlich, damals aber kam es vor, daß den Henkern, die ihre Zeit abgedient hatten, erlaubt wurde, ſich in den Gemeinden kleiner Städte einſchreiben zu laſſen, und zwar geſchah das ganz einfach, ohne daß jemand um Zuſtimmung gefragt wurde. So traf es ſich auch mit Borjka: irgendein Gouverneur hatte die Eintragung des alten Henkers in Kromy befohlen, und man trug ihn auch ein, und nun war er gekommen, um hier zu leben, und hatte die Tochter mitgebracht. Aber in Kromy war der Henker natürlich für niemanden ein erwünſchter Gaſt, im Gegenteil, als ſaubere Leute mißachteten ihn alle, und es wollte durchaus niemand ihn oder ſein Mädchen zu ſich ins Haus nehmen. Und dabei war die Jahreszeit, in der ſie gekommen waren, ſchon ſehr kalt.

Der Henker ging in ein Haus nach dem andern und bat um Aufnahme, allein nicht lange; er wurde es

überdrüſſig läſtig zu fallen. Er ſah ja, daß niemand für ihn auch nur das geringſte Mitleid hatte, und wußte, daß er das vollauf verdiente.

‚Aber das Kind!‘ dachte er. ‚Das Kind iſt ohne Schuld an meinen Sünden — vielleicht wird jemand mit dem Kinde Mitleid haben.‘

Und wieder ging Borjka von Haus zu Haus mit der Bitte um Aufnahme, wenn nicht für ihn, ſo doch wenigſtens für das Mädchen ... er verſchwor ſich ſogar, nie den Verſuch zu machen, die Tochter zu beſuchen.

Aber auch dieſe Bitte war vergeblich.

Wer hat denn Luſt mit einem Henker bekannt zu ſein?

Nachdem dieſe unglückſeligen Ankömmlinge auf dieſe Weiſe das Städtchen durchwandert hatten, baten ſie wieder um Aufnahme in das Zuchthaus. Dort konnte man wenigſtens hoffen, ſich nach der herbſtlichen Feuchtigkeit und Kälte zu erwärmen. Aber auch im Zuchthaus fanden ſie nicht Aufnahme, weil die Friſt ihrer Zuchthausſtrafe verfloſſen und ſie jetzt freie Leute waren. Sie waren frei, hinter einem beliebigen Zaun zu ſterben, oder in einem beliebigen Graben.

Dem Henker und ſeiner Tochter wurde zuweilen eine milde Gabe dargereicht, natürlich nicht um ihretwillen, ſondern um Chriſti willen, nirgends aber ließ man ſie ins Haus. Der Alte und die Tochter hatten keine Zuflucht und ſo übernachteten ſie bald unter einem Abhang in den Lehmgruben, bald wieder in den leerſtehenden Wächterhütten der Gemüſegärten im Tal.

Ihr rauhes Los teilte ein magerer Hund, der mit ihnen aus Orjol gekommen war.

Es war ein großer zottiger Köter, deſſen Fell ſich mit der Zeit ganz verfilzt hatte. Wovon er ſich bei ſeinen Bettlerherren ernährte — das wußte niemand, ſchließlich aber kam man darauf, daß er überhaupt keiner Nahrung bedurfte, denn er war ein ‚Magenloſer‘, das heißt, er beſtand nur aus Knochen und Haut und gelben traurigen Augen, ‚in der Mitte‘ aber hatte er nichts und darum brauchte er überhaupt keine Speiſe.

Großvater Ilja erzählte mir, wie man dieſes auf die ‚allerleichteſte Manier‘ erreichen könnte. Man gibt dazu einem beliebigen Hund im Welpenalter flüſſig geſchmolzenes Zinn oder Blei zu trinken und er wird magenlos und braucht nicht mehr zu freſſen. Selbſtverſtändlich iſt dazu ein ‚beſonderliches Zauberwort‘ unumgänglich erforderlich. Dafür aber daß der Henker augenſcheinlich ein ſolches Wort kannte, ſchlugen die Leute der ſtrengen Sittlichkeit ſeinen Hund tot. So gehörte es ſich natürlich auch, denn Zauberei darf nicht unterſtützt werden; für die Bettler aber war es ein großes Unglück, weil das Mädchen mit dem Hunde geſchlafen und dieſer dem Kind einen Teil ſeiner Wärme abgegeben hatte. Indeſſen durfte man, verſteht ſich, ſolcher Lappalien wegen mit Hexereien keine Nachſicht haben, und alle waren der Meinung, daß der Hund mit Fug und Recht umgebracht worden ſei. Denn es ſoll keinem Zauberer je ungeſtraft erlaubt ſein, den Rechtgläubigen Sand in die Augen zu ſtreuen.

Nach der gewaltſamen Beſeitigung des Hundes mußte der Henker ſelbſt ſich um die Erwärmung des Mädchens kümmern; allein er war ſchon alt und brauchte zu ſeinem Glück dieſe Sorge, die über ſeine Kräfte ging, nicht lange zu tragen. In einer Froſtnacht fühlte die Kleine, daß der Vater noch kälter geworden war als ſie ſelbſt, und da erfaßte ſie eine ſolche Angſt, daß ſie von ihm fortrückte und vor Entſetzen ſogar das Bewußtſein verlor. Bis zum Morgen lag ſie ſo in der Umarmung des Todes. Als es wieder Tag wurde und die Leute auf dem Weg zur Morgenmeſſe aus Neugier in die Hütte guckten, ſahen ſie Vater und Tochter völlig erſtarrt daliegen. Es gelang das Mädchen wieder zum Leben zu bringen, das freilich, als es des Vaters ſeltſam ſtarre Augen und ſeine grauſig gefletſchten Zähne gewahrte, begriff, was geſchehen war, und zu ſchluchzen begann.

Der Alte wurde hinter dem Friedhof begraben, weil er in Sünden gelebt hatte und ohne Beichte geſtorben war, das Mädelchen aber geriet ein wenig in Vergeſſenheit ... allerdings nicht für lange, alles in allem für einen Monat etwa ... aber als man ſich nach Verlauf eines Monats ihrer erinnerte, war ſie ſchon nirgends mehr zu finden.

Der Gedanke lag nahe, die kleine Waiſe ſei in irgendeine andre Stadt gelaufen, oder zöge durch die Dörfer, um Almoſen zu ſammeln. Viel intereſſanter jedoch war, daß ſich an das Verſchwinden der

Waiſe ein anderer ſeltſamer Umſtand knüpfte: denn noch ehe man das Mädchen vermißte, wurde bemerkt, daß der Kringelverkäufer Sſeliwan ſpurlos verſchwunden war.

Er verſchwand völlig unerwartet und dabei ſo unüberlegt, wie vor ihm noch kein Flüchtling. Sſeliwan hatte kein fremdes Eigentum mitfortgenommen, und ſogar alle Kringel, die er zum Verkauf erhalten, auf ſeinem Brett unberührt liegen gelaſſen, und daneben auch das ganze Geld gelegt, das er aus dem Verkauf erlöſt hatte; er ſelbſt aber kehrte nicht nach Hauſe zurück.

Volle drei Jahre lang galten die beiden Waiſen für verſchollen.

Eines Tages aber kam jener Kaufmann, dem die längſt leerſtehende Herberge ‚an der Gabelung' gehörte, vom Jahrmarkt gefahren und erzählte, daß ihm ein Unfall zugeſtoßen wäre: er hätte ſelber kutſchiert und ſei ungeſchickt auf den Knüppeldamm gekommen und dabei unter die Fuhre geraten, doch habe ein unbekannter Landſtreicher ihn gerettet.

Dieſen Landſtreicher hatte er erkannt, und es erwies ſich, daß es kein anderer war als Sſeliwan.

Der durch Sſeliwan gerettete Kaufmann gehörte nicht zu den Leuten, die ein Dienſt, der ihnen erwieſen wird, gar nicht berührt; um ſich beim jüngſten Gericht nicht wegen Undankbarkeit verantworten zu müſſen, wollte er dem Landſtreicher etwas Gutes antun.

„Ich will dich glücklich machen," ſprach er zu Sſeliwan, „ich beſitze einen einſamen Hof an der

Gabelung, zieh dorthin und wohne da als Herbergswirt und verkaufe Hafer und Heu, mir aber zahle alles in allem hundert Rubel Pacht im Jahr.“

Sſeliwan wußte zwar, daß eine Herberge ſechs Werſt vor der Stadt und zudem an einer verlaſſenen Straße wenig Zweck hatte und daß man unmöglich auf Zuſpruch von Reiſenden rechnen konnte; da jedoch dies das erſte Mal war, daß ihm jemand einen eigenen Winkel anbot, ſtimmte er zu.

Der Kaufmann nahm ihn auf.

5

Sſeliwan kam auf den Hof mit einem kleinen einrädrigen Miſtkarren, auf dem ſich ſein geſamtes Hab und Gut befand, auf dieſem aber lag mit hängendem Kopf eine kranke Frau in armſeligen Lumpen.

Die Leute fragten Sſeliwan: „Wer iſt das?“

Er erwiderte: „Meine Frau.“

„Aus welcher Gegend gebürtig?“

Sſeliwan entgegnete ſanft: „Aus Gottes Gegend.“

„Was fehlt ihr?“

„Sie krankt an den Füßen.“

„Und woher kommt es, daß ſie ſo krank iſt?“

Finſter ſtieß Sſeliwan hervor: „Von der Erdenkälte.“

Er ſprach kein Wort weiter, ſondern hob ſein hilfloſes Weib vom Karren und trug es in die Hütte.

Geſprächigkeit und angenehme Mitteilſamkeit waren Sſeliwans Sache nicht; Menſchen vermied er und ſchien ſie ſogar zu fürchten, in der Stadt zeigte er ſich

nicht, ſeine Frau aber wurde, ſeitdem er ſie auf dem Miſtſchubkarren hergeſchafft hatte, von keinem Menſchen je wieder erblickt. Seit dieſem Ereignis waren nun ſchon viele Jahre vergangen — die jungen Leute von dazumal waren derweilen alt geworden und der Hof an der Gabelung noch mehr baufällig und verfallen, Sſeliwan aber und ſein verkrüppeltes Weib wohnten immer noch hier und zahlten ſogar, zur Verwunderung aller, den Erben des Kaufmanns eine Pachtſumme.

Allein auf welche Weiſe mochte ſich wohl dieſer Sonderling nicht nur das erwerben, was er für die eigene Notdurft brauchte, ſondern auch das, was er für den gänzlich verfallenen Hof zu zahlen hatte? Alle wußten doch, daß kein einziger Reiſender jemals hier einkehrte und daß nie ein Wagenzug hier ſeine Pferde fütterte; und dennoch gelang es Sſeliwan ſich durchzuſchlagen, er lebte zwar in Dürftigkeit, brauchte aber immer noch nicht Hungers zu ſterben.

Dieſes war die Frage; übrigens befaßte ſich die umliegende Bauernſchaft nicht eigentlich lange damit. Denn ſchon bald darauf hatten alle heraus, daß Sſeliwan mit dem Gottſeibeiuns in Beziehungen ſtand ... Die unſaubern Geiſter verſchafften ihm gewiſſe recht einträgliche und für gewöhnliche Menſchen ſogar unmögliche Geſchäftchen.

Man weiß männiglich, daß der Teufel und ſeine Helfershelfer ein großes Vergnügen daran finden, den Leuten allerlei Böſes anzutun; beſonders gern aber haben ſie es, ſich unverhofft der Seelen zu bemäch-

tigen, ſo daß die Menſchen keine Zeit finden, ſich durch Buße zu reinigen. Dem Menſchen, der ihnen bei ſolchen Streichen Hilfe leiſtet, werden von der ganzen unſaubern Macht, das heißt von den Waldgeiſtern, Waſſergreiſen und Hausgeſpenſtern, allerlei Vergünſtigungen gewährt, wenn auch nur unter ſehr ſchweren Bedingungen. Der Helfershelfer der Teufel muß dieſen einmal in die Hölle folgen — früher oder ſpäter, aber einmal muß er es. Und in einer ſolchen verhängnisvollen Lage befand ſich Sſeliwan. Um ſein Leben in dem verfallenen Häuschen friſten zu können, hatte er längſt ſeine Seele gleich mehreren Teufeln auf einmal verkauft, die dafür Reiſende mit den allergewaltſamſten Mitteln auf ſeinen Hof trieben. Doch keiner kehrte je von Sſeliwan wieder zurück. Und zwar wurde die ganze Hexerei auf folgende Weiſe bewerkſtelligt: die Waldgeiſter verabredeten ſich mit den Hausgeſpenſtern und ließen kurz vor Anbruch der Nacht Wirbelwinde aufſpringen und Schneegeſtöber losbrechen, ſo daß jeder geradevorbeikommende Reiſende in Verwirrung geriet und ſich beeilte, eine Zuflucht vor dem entfeſſelten Element zu finden, ohne lange zu fragen, wo es ſei. Jetzt aber ließ Sſeliwan ſeine Liſt ſpielen: er ſtellte ein Licht auf die Fenſterbank und dieſes Licht lockte zu ihm Kaufleute mit dicken Geldkatzen, Edelleute mit Geheimfächern in den Schatullen und Pfaffen mit Ohrklappenmützen aus Pelz, in denen in ihrer ganzen Breite Papiergeld eingenäht war. Sie alle gerieten in die Falle. Einen Rückweg aber durch das Tor Sſeliwans gab es für keinen der Reiſenden, der

einmal hereingekommen war. Wo ſie jedoch Sſeliwan verbarg — davon wußte niemand etwas.

Wenn Großvater Ilja in ſeiner Erzählung ſo weit gekommen war, fuhr er nur mit der Hand durch die Luft und ſprach mit Nachdruck: „Die Eule fliegt, der Falke ſchwimmt — es iſt nichts zu ſehen: nur Sturm und Schneetreiben und ... Mütterchen Nacht — ſo wird es gemacht.“

Um mir vor dem Großvater Ilja nichts zu vergeben, gab ich mir den Anſchein, als verſtünde ich, was das bedeuten ſolle ‚die Eule fliegt, der Falke ſchwimmt‘, doch verſtand ich nur das eine, daß Sſeliwan ſo etwas wie ein allgemeines Schreckgeſpenſt ſein müſſe, dem zu begegnen gefährlich war ... Gott behüte davor einen jeden auf der Welt.

Ich verſuchte übrigens mir die ſchrecklichen Geſchichten von Sſeliwan auch von anderen Leuten beſtätigen zu laſſen und alle ſagten wirklich Wort für Wort dasſelbe. Alle ſahen in Sſeliwan ein fürchterliches Schreckgeſpenſt und alle verboten mir ſtreng, wie Großvater Ilja es getan hatte, ‚daheim, im großen Hauſe, von Sſeliwan zu ſprechen‘. Auf des Müllers Rat befolgte ich dieſes Verbot der Bauern, bis ſchließlich der beſonders ſchreckliche Fall eintrat, daß ich ſelbſt in die Klauen Sſeliwans geriet.

6

Als der Winter kam, die Zeit, da im Hauſe Doppelfenſter eingeſetzt wurden, konnte ich nicht mehr ſo oft wie vorher mit Großvater Ilja und den anderen

Bauern zuſammentreffen. Man hütete mich vor der Winterkälte, ſie aber ſetzten ihre Arbeiten im Froſt fort, wobei mit einem von ihnen eine unangenehme Sache paſſierte, die aufs neue die Aufmerkſamkeit auf Sſeliwan lenkte.

Im Anfang des Winters war Iljas Neffe, der Bauer Nikolai, zur Feier ſeines Namenstags nach Kromy gegangen und nicht wieder zurückgekehrt; nach zwei Wochen aber fand man ihn am Rande von Sſeliwans Wald. Nikolai ſaß auf einem Baumſtumpf, ſein Bart lag auf dem Stecken, er hatte augenſcheinlich hier von einer ſtarken Erſchöpfung ausruhen wollen und dabei nicht bemerkt, wie er von dem Schneetreiben mehr als kniehoch eingeſchneit und von den Füchſen an Naſe und Backen angeknabbert worden war.

Nikolai war offenbar vom Wege abgekommen, war müde geworden und dabei erfroren; alle aber wußten, daß dies nicht ſo ohne weiteres geſchehen war und jedenfalls nicht ohne Zutun Sſeliwans. Mir erzählten davon unſere Mädchen, deren wir ſehr viele im Hauſe hatten, und die faſt alle Annuſchka hießen. Da gab es Annuſchka die Große, Annuſchka die Kleine, Annuſchka mit den Blattern und Annuſchka die Runde, und endlich noch eine Annuſchka, genannt ‚das Botenkind‘. Dieſe letztere war bei uns ſo etwas wie ein Feuilletoniſt und Reporter. Sie hatte ihren queckſilbrigen Spitznamen dank ihrem lebhaften und munteren Charakter erhalten.

Nur zwei Mädchen hießen nicht Annuſchka — Neonila und Naſtja, die eine gewiſſe Ausnahmeſtellung

einnahmen, da ſie in dem damaligen Orlowſchen Modemagazin der Madame Moroſowa eine beſondere Erziehung erhalten hatten; außerdem waren im Hauſe noch drei Laufmädel — Oßka, Moßka und Roßka. Der Taufname der einen war Matrjona, der der anderen Raißa, wie aber Oßka in Wirklichkeit geheißen haben mag, weiß ich nicht mehr. Moßka, Oßka und Roßka ſtanden noch im Kindesalter und wurden darum von allen ſehr von oben herab behandelt. Sie liefen barfuß und hatten nicht das Recht, auf Stühlen zu ſitzen, ſondern mußten unten auf Fußſchemeln hocken. Ihr Dienſt beſtand in der Ausführung aller möglichen erniedrigenden Aufträge, wie zum Beiſpiel: Töpfe zu putzen, Waſchſchüſſeln hinauszutragen und die kleinen Haushunde ſpazieren zu führen, ſie mußten auch als Schnelläufer gelegentlich ins Dorf ſpringen und Küchenperſonal herbeiholen. In den heutigen Gutshäuſern gibt es keinen ſolchen Überfluß an Geſinde mehr, zu jener Zeit aber wurde das für notwendig gehalten.

Alle unſere Mägde und Mädchen wußten natürlich viel von dem ſchrecklichen Sſeliwan, unweit von deſſen Hof der Bauer Nikolai erfroren war. Und nun wurden bei dieſer Gelegenheit alle früheren Miſſetaten Sſeliwans wieder hervorgekramt, von denen ich zuvor nichts erfahren hatte. Jetzt kam auch ans Licht, daß der Kutſcher Konſtantin, als er einmal Rindfleiſch aus der Stadt holte, vernommen hatte, wie aus dem Fenſter von Sſeliwans Hütte klägliches Geſtöhn hervordrang und Worte hörbar wurden: ‚oh, das Händchen tut weh! oh, er ſchneidet das Fingerchen!‘

Annuſchka die Große gab dazu die Erklärung, Sſeliwan habe während eines Schneegeſtöbers eine große herrſchaftliche Schlittenkutſche mit einer ganzen adligen Familie in ſein Haus gelockt und den Edelmannskindern langſam Fingerchen um Fingerchen abgeſchnitten. Dieſe ſchreckliche Barbarei jagte mir entſetzliche Angſt ein. Kurze Zeit darauf ſtieß dem Schuhmacher Iwan etwas noch Schrecklicheres zu, das zudem völlig unerklärlich ſchien. Eines Tages, als man ihn um Schuhzeug in die Stadt geſchickt hatte und er verſpätet im Abenddunkel heimkehrte, erhob ſich ein kleines Schneegeſtöber — dies aber war bekanntlich ein Hauptvergnügen für Sſeliwan. Denn dieſer pflegte dann ſofort aufzuſtehen und in das Feld hinauszugehen, um gemeinſam mit der Hexe, den Waldteufeln und den Hausgeſpenſtern in der Finſternis im Winde zu ſchwingen. Das wußte der Schuhmacher und nahm ſich in acht, aber nicht genug. Sſeliwan tauchte dicht vor ſeiner Naſe auf und verſperrte ihm den Weg ... Das Pferd blieb ſtehen. Allein der Schuhmacher war zu ſeinem Glück von Hauſe aus verwegen und ſehr findig. Er trat gleichſam freundſchaftlich auf Sſeliwan zu und ſprach: „Grüß Gott!“, im gleichen Augenblick aber ſtach er ihn aus dem Ärmel heraus mit ſeiner größten und ſpitzeſten Ahle grade in den Leib. Denn das iſt die einzige Stelle, an der man einen Hexenmeiſter tödlich verwunden kann, Sſeliwan jedoch rettete ſich, indem er ſich augenblicks in einen dicken Werſtpfahl verwandelte, in dem das ſcharfe Inſtrument des Schuhmachers ſo feſt ſtecken

blieb, daß der Schuhmacher es auf keine Weiſe herauszuziehen vermochte und ſich von der Ahle trennen mußte, die er doch ſo notwendig brauchte.

Dieſer letzte Vorfall war geradezu eine kränkende Verhöhnung der ehrlichen Leute und bewies allen klar, daß Sſeliwan tatſächlich nicht nur ein großer Böſewicht und ſchlauer Hexenmeiſter war, ſondern auch ein Frechling, mit dem man keine Nachſicht mehr haben durfte. Es wurde ſomit beſchloſſen, ihm eine ſtrenge Lehre zu erteilen; allein Sſeliwan war auch nicht auf den Kopf gefallen und nahm ſeine Zuflucht immer häufiger zu der Liſt: ſich zu ‚verwandeln‘, das heißt, er warf ſchon bei der geringſten Gefahr und ſogar einfach bei jeder Begegnung ſeine menſchliche Geſtalt ab und verwandelte ſich vor den Augen der andern in allerlei belebte und lebloſe Gegenſtände. Es iſt freilich wahr, daß er infolge der gegen ihn gerichteten allgemeinen Erbitterung bei all ſeiner Gewandtheit dennoch einiges zu leiden hatte, aber es gelang keineswegs ihn auszurotten und der Kampf gegen ihn nahm bisweilen ſogar einen etwas lächerlichen Charakter an, was alle am meiſten kränkte und ärgerte. So war zum Beiſpiel, nachdem der Schuhmacher ihn aus aller Kraft mit der Ahle durchſtochen und Sſeliwan ſich nur dadurch gerettet, daß er ſich in einen Werſtpfahl verwandelt hatte, bereits mehreren Menſchen dieſe Ahle zu Geſicht gekommen, die aus einem richtigen Werſtpfahl hervorragte. Einige verſuchten ſogar ſie herauszuziehen, aber die Ahle brach dabei ab und ſo konnten ſie dem Schuh-

macher nur den unnütz gewordenen Griff zurückbringen.

Sſeliwan aber ging auch nach dieſem Vorfall im Wald umher, als hätte man überhaupt nie nach ihm geſtochen, und verwandelte ſich in einen Eber dermaßen echt, daß er mit Vergnügen Eicheln fraß, als ob dieſe Frucht ſeinem Geſchmack zuſagte. Noch häufiger aber ſchwang er ſich in der Geſtalt eines roten Hahns auf ſein ſchwarzes, zerfleddertes Dach und ſchrie von dort ‚kikeriki!‘ Allein, alle wußten, daß ihn hierbei natürlich nicht das ‚Kikeriki‘-ſingen beſchäftigte, ſondern daß er Ausſchau hielt, ob nicht wer gefahren käme, bei dem es ſich lohnte, den Waldteufel und das Hausgeſpenſt aufzuhetzen, einen tüchtigen Sturm daherbrauſen zu laſſen und jenen Reiſenden zu Tode zu zauſen. Kurz, die Leute der Umgegend errieten all ſeine Liſten ſo gut, daß ſie dem Böſewicht niemals in die Netze gerieten und ſich ſogar gehörig an Sſeliwan für ſeine Ränke rächten. Als er eines Tages wiederum die Geſtalt eines Ebers angenommen hatte, traf er mit dem Schmied Sſawelij zuſammen, der aus Kromy von einer Hochzeit zu Fuß heimkehrte, und da kam es zwiſchen den beiden ſogar zu einem offenen Zuſammenſtoß, in welchem der Schmied, dank dem Umſtand, daß ſich in ſeiner Hand zum Glück ein äußerſt ſchwerer Knüppel befand, Sieger blieb. Der Zauberer gab ſich den Anſchein, als wollte er dem Schmied nicht die geringſte Beachtung ſchenken, grunzte laut und fraß ſchmatzend Eicheln; der Schmied aber durchſchaute ſcharfen Sinnes ſeinen Plan, der darin

beſtand, ihn an ſich vorbeizulaſſen und ihn darauf von hinten her zu überfallen, umzuwerfen und ſtatt der Eicheln zu verſpeiſen. Er entſchloß ſich daher, dem Unheil zuvorzukommen, ſchwang den Knüppel hoch über ſeinem Kopf und ſchmetterte ihn ſo hart auf die Schnauze des Ebers, daß dieſer kläglich quiekend umfiel und nicht mehr aufſtand. Als ſich jedoch der Schmied hierauf eilig davonmachte, hatte Sſeliwan ſchon wieder ſeine menſchliche Geſtalt angenommen und ſchaute dem Schmied von ſeiner kleinen Treppe aus noch lange nach, — augenſcheinlich eine ungemein feindſelige Abſicht wider ihn im Sinne tragend.

Den Schmied packte infolge dieſer entſetzlichen Begegnung ſogar ein Schüttelfieber, vor dem er ſich einzig dadurch zu retten wußte, daß er zum Fenſter hinaus das Chininpulver in alle Winde ſchüttete, das ihm von uns zum Einnehmen geſchickt worden war.

Der Schmied ſtand im Ruf, ein ſehr verſtändiger Menſch zu ſein, und daher wußte er, daß Chinin und jedes andere Apothekermittel gegen Zauberei nichts auszurichten vermag. Er faßte ſich in Geduld, ſchlang einen Faden aus ungebleichter Leinwand um ein Säckchen und warf beides zum Verfaulen auf den Miſthaufen. Damit war alles abgeſchloſſen, denn ſobald Säckchen und Faden verfault waren, mußte auch die Zauberkraft Sſeliwans ein Ende nehmen. Und ſo geſchah es auch. Sſeliwan nahm nach dieſem Vorfall nie wieder die Geſtalt eines Schweines an, zum mindeſten begegnete ihm ſeitdem durchaus niemand mehr in dieſer unſauberen Verkleidung.

Noch mehr Erfolg aber wurde gegen die Streiche erzielt, die Sſelitwan verübte, wenn er ſich in den roten Hahn verwandelte: diesmal zog der ſchielende Müllersknecht Sſawka wider ihn zu Felde, ein ſehr waghalſiger Burſch, der mit viel mehr Vorausſicht und Gewandtheit zu Werke ging als alle anderen.

Als er einſt vor Jahrmarktsbeginn zur Stadt geſchickt wurde, mußte er auf einem ſehr faulen und eigenſinnigen Pferde hinreiten. Da er den Charakter ſeines Roſſes kannte, hatte Sſawka für alle Fälle heimlich ein tüchtiges Birkenſcheit mitgenommen, mit dem er den Weichen ſeines melancholiſchen Buzephalus ein Andenken einzuprägen hoffte. Etliches in dieſer Art hatte er auch ſchon zuwege gebracht und ſo weit auf den Charakter ſeines Roſſes eingewirkt, daß dieſes die Geduld verlor und ein wenig zu tänzeln begann.

Sſelitwan hatte gewiß nicht erwartet, daß Sſawka ſo gut bewaffnet war, denn er ſprang gerade im Augenblick, da jener vorüberritt, als Hahn auf den Dachrand und begann ſich zu drehen, nach allen Seiten umher zu äugen und ſein ‚kikeriki‘ anzuſtimmen. Sſawka aber erſchrak keineswegs vor dem Zauberer, ſondern rief ihm im Gegenteil zu: „flunkere mir nur ins Geſicht — mir entgehſt du nicht“ und warf, ohne lang zu fackeln, ſo gewandt mit dem Scheit nach ihm, daß jener ſein ‚kikeriki‘ nicht einmal zu Ende ſang und tot hinfiel. Allein, zum allgemeinen Leidweſen fiel er nicht auf die Straße, ſondern in den Hof, wo es ihm ja nichts koſtete, nachdem er die Erde berührt hatte, wieder ſeine natürliche menſchliche Geſtalt anzunehmen. Er

wurde alsbald zum Sſelifwan, lief heraus und jagte hinter Sſawka drein, in der Hand jenes ſelbe Scheit, womit ihn Sſawka traktiert hatte, als er als Hahn auf dem Dache geſungen hatte.

Wie Sſawka erzählte, war Sſelifwan dieſes Mal ſo in Wut geraten, daß es ihm ſchlimm hätte ergehen können; aber Sſawka war ja ein findiger Burſche und wußte zudem etwas recht Nützliches. Er wußte, daß ſein faules Pferd ſofort alle Faulheit vergaß, wenn es zurück nach Hauſe ging, der Krippe zu. Gedacht, getan. Denn als Sſelifwan mit dem Scheit bewaffnet ſich auf Sſawka ſtürzte, warf Sſawka ſogleich ſein Pferd herum und war verſchwunden. Er kam nach Hauſe gejagt, entſtellt vor Furcht, und gab von dieſer ſchrecklichen Geſchichte, die ihm zugeſtoßen, erſt am nächſten Tag Bericht. Und man mußte Gott danken, daß er überhaupt ſprach, denn man fürchtete ſchon, er würde ewig ſtumm bleiben.

7

Statt des verzagten Sſawka wurde ein anderer, kühnerer Bote abgeordnet, der Kromy erreichte und wohlbehalten zurückkehrte. Doch auch dieſer ſagte nach Vollendung der Reiſe, daß er lieber in die Erde verſinken wolle, als an Sſelifwans Hof vorüberreiten. Andere verſpürten ein gleiches: die Angſt wurde allgemein; dafür aber wurde auch von allen Seiten eine verſchärfte Aufſicht über Sſelifwan ausgeübt. Wo und in welcher Geſtalt immer er auftauchte, er wurde ſtets und überall entdeckt und man war

immer darauf aus, ſeinem ſchädlichen Daſein ein Ende zu machen. Gleichviel ob Sſeliwan als Schaf oder Kalb in der Nähe ſeines Hofes weidete, er wurde erkannt und geſchlagen und in keinerlei Geſtalt gelang es ihm, ſich zu verbergen. Sogar als er eines Tages in Geſtalt eines neuen friſchgeteerten Wagenrades auf die Straße hinausrollte und ſich zum Trocknen in die Sonne legte, wurde auch dieſe Liſt durchſchaut und kluge Leute zerſchlugen das Rad in kleine Stücke, daß ſowohl die Nabe wie die Speichen nach allen Seiten flogen.

All dieſe Begebniſſe, aus denen ſich die Heldenepopöe meiner Jugend zuſammenſetzte, wurden mir ſtets rechtzeitig auf raſchem und zuverläſſigem Wege übermittelt. Die Schnelligkeit der Berichterſtattung wurde dadurch ſehr gefördert, daß auf unſerer Mühle immer wieder neue Leute zuſammentrafen, die Mahlgut abzuholen hatten. Während die Mühlſteine die mitgebrachten Getreidekörner zermahlten, mahlten die Lippen der Mahlgäſte noch eifriger ihren Unſinn, Moßka und Roßka aber trugen von hier all die intereſſanten Geſchichten in die Mägdekammer, von wo ſie, aufs beſte redigiert, bald zu mir drangen. Ich meinerſeits hatte nächtelang daran zu denken und erſann äußerſt unterhaltſame Umſtände für mich ſowohl als auch für Sſeliwan, zu dem ich, trotz allem was ich von ihm hörte, in der Tiefe meiner Seele eine große herzliche Zuneigung empfand. Ich glaubte unabänderlich, daß die Stunde einſt kommen werde, da ich mit Sſeliwan auf eine ungewöhnliche Weiſe zuſammentreffen und wir einander noch viel mehr lieb

gewinnen würden, als ich den Großvater Ilja liebte, bei dem es mich ſtörte, daß ſein eines Auge, nämlich das linke, immer ein wenig lachte.

Ich vermochte nämlich nicht auf die Dauer daran zu glauben, daß Sſelitwan mit ſeinen übernatürlichen Wundern böſe Abſichten gegen die Menſchen verfolgte, denn es war mir ſehr angenehm, an ihn zu denken; meiſt erſchien er mir im Traum, wenn ich eben einzuſchlafen begann, und war ſtets ſo ſtill, ſo gut und ſogar ein wenig bekümmert. Ich hatte ihn noch nie geſehen und konnte mir von ſeinem Geſicht nach den verzerrten Beſchreibungen der Erzähler keine rechte Vorſtellung machen, allein ſobald ich meine eigenen Augen ſchloß, ſah ich ſeine Augen vor mir. — Große Augen waren es, ganz hellblau und ſehr gütig. Und wenn ich ſchlief, dann herrſchte zwiſchen mir und Sſelitwan die allerangenehmſte Eintracht: es taten ſich uns verſchiedene heimliche Erdlöcher im Walde auf, darinnen wir viel Brot, Öl und warme Kinderſchafpelze verborgen fanden, wir holten alles heraus, trugen es im Lauf zu den uns bekannten Hütten in die Dörfer und legten es dort auf die Klappfenſter; dann klopften wir an, damit jemand herausſchaue, und eilten ſelbſt davon.

Das waren, dünkt mich, die allerſchönſten Traumbilder meines Lebens, und ich bedauerte ſtets, daß Sſelitwan für mich immer wieder nach dem Aufwachen zu jenem Räuber werden mußte, dem gegenüber jeder gute Menſch alle Maßnahmen der Vorſicht zu treffen hatte. Geſtehe ich's, ich wollte ſelbſt auch nicht hinter den anderen zurückbleiben, und wenn mich auch mit

Sſelitwan im Traum die allerwärmſte Freundſchaft verband, ſo hielt ich es dennoch im Wachen nicht für überflüſſig, mich vor ihm zu ſichern, wenn er auch fern war.

Zu dieſem Zweck erbettelte ich mir, mit Hilfe nicht geringen Schmeichelns und ähnlicher Erniedrigungen, von der Beſchließerin einen in der Vorratskammer hängenden alten, ſehr großen kaukaſiſchen Dolch meines Vaters. Ich band ihn an eine Troddelſchnur, die ich vom Huſarentſchako meines Onkels abtrennte, und verſteckte die Waffe meiſterhaft am Kopfende meines Bettchens, unter der Matratze. Hätte ſich Sſelitwan nachts in unſerem Hauſe gezeigt, ich wäre unbedingt auf ihn losgegangen.

Von dieſem heimlichen Zeughaus wußten weder mein Vater noch meine Mutter, und das ging wohl auch nicht anders, denn ſonſt wäre mir der Dolch natürlich weggenommen worden und dann hätte mich Sſelitwan gehindert, ruhig zu ſchlafen, weil ich trotz allem vor ihm eine entſetzliche Angſt hatte. Er hatte nämlich unterdeſſen bereits angefangen, ſich an uns heranzumachen, doch unſere flinken Mädchen erkannten ihn ſofort. Schließlich wagte Sſelitwan ſogar in der Geſtalt einer großen rötlichen Ratte in unſer Haus zu dringen. Anfangs lärmte er nur nachts in der Vorratskammer, bald darauf aber ſprang er einmal in einen tiefen gemeißelten Zuber aus Lindenholz hinab, auf deſſen Boden Würſte und ſonſtige Eßwaren mit einem Sieb bedeckt, lagen, die für Gäſte aufbewahrt wurden. Diesmal wollte uns Sſelitwan ein ernſthaftes häusliches Ärgernis bereiten — wahrſcheinlich als Vergeltung für

die Unannehmlichkeiten, die er von unſeren Bauern erfuhr. In eine rötliche Ratte verwandelt ſprang er in den Lindenholzzuber, ſchob das Steingewicht, das auf dem Sieb lag, beiſeite und fraß alle Würſte auf, aber nachdem dieſes geſchehen, konnte er auf keine Weiſe aus dem hohen Behälter wieder heraus. Und nun ſchien es für Sſeliwan endlich ganz unmöglich zu ſein, der verdienten Strafe zu entgehen, die an ihm zu vollziehen ſich die Flinkſte von allen, Annuſchka das Botenkind, angeboten hatte. Sie erſchien zu dieſem Zweck mit einem großen eiſernen Topf voll kochenden Waſſers und einer alten Gabel. Annuſchkas Plan beſtand darin, den Zauberer zunächſt mit Waſſer zu verbrühen, ihn dann mit der Gabel aufzuſpießen und den Leichnam in das Steppengras hinauszuwerfen, den Krähen zum Fraß. Allein es kam bei der Vollſtreckung der Todesſtrafe zu einer Ungeſchicklichkeit von ſeiten Annuſchkas der Runden, ſie ſpritzte das kochende Waſſer auf die Hand Annuſchkas des Botenkindes, worauf dieſe vor Schmerz die Gabel fallen ließ, während im gleichen Augenblick die Ratte ſie in den Finger biß, mit erſtaunlicher Geſchwindigkeit an ihrem Ärmel emporkletterte, hinausflitzte, wodurch ſie ſämtliche Anweſenden in die gräßlichſte Angſt verſetzte, und ſich unſichtbar machte.

Meine Eltern, die dieſen Vorgang mit natürlichen Augen anſahen, ſchrieben den dummen Ausgang der Hatz dem Ungeſchick unſerer Annuſchkas zu; allein, wir, die wir die geheimen Triebfedern des Ganzen kannten, wir wußten nur zu gut, daß es unmöglich geweſen

wäre, es geſcheiter anzuſtellen, war es doch mitnichten eine gewöhnliche Ratte, ſondern der Werwolf Sſeliwan. Wir wagten indeſſen nicht, dies den älteren Leuten zu ſagen. Denn ganz wie das einfältige Volk, ſo fürchteten auch wir Kritik und Verſpottung deſſen, was wir ſelbſt für unzweifelhaft und offenſichtlich wahr hielten.

Nie jedoch wagte Sſeliwan in irgendeiner Geſtalt die Schwelle unſeres Vorzimmers zu überſchreiten, weil er, wie mir ſchien, eine Ahnung von meinem Dolche hatte. Das war mir ſowohl ſchmeichelhaft als auch ärgerlich, denn nach und nach begannen die bloßen Gerüchte und Schwätzereien mich immer mehr zu langweilen, und immer leidenſchaftlicher entbrannte der Wunſch in mir, einmal mit Sſeliwan von Angeſicht zu Angeſicht zuſammenzutreffen.

Schließlich wurde dieſer Zuſtand zu einer richtigen Qual, die mich während des ganzen langen Winters mit ſeinen endloſen Abenden nicht verlaſſen wollte, doch kaum rannen die erſten Frühlingsfluten von den Hügeln, ſo ereignete ſich ein Vorfall, der unſere ganze Lebensordnung verwirrte und dem gefährlichen Drang der unbeherrſchten Leidenſchaften freien Lauf gab.

8

Es war ein unerwarteter und betrüblicher Vorfall. Mitten im naſſeſten Frühlingstauwetter, zu der Zeit, da, nach der volkstümlichen Redensart, ‚der Ochs in der Pfütze ertrinkt', kam ein reitender Bote aus dem entfernten Gut einer Tante gejagt mit der unheilvollen Nachricht einer ſchweren Erkrankung meines Großvaters.

Die lange Reiſe auf ſo ſchlechten Wegen war ſehr gefährlich, dennoch ließen ſich Vater und Mutter dadurch nicht aufhalten und brachen ſofort auf. Sie mußten hundert Werſt zurücklegen und konnten dazu nur ein einfaches Wägelchen benützen, denn in jeder ſchwereren Equipage kam man überhaupt nicht durch. Den Wagen begleiteten zwei Berittene mit langen Stangen in den Händen. Sie ritten voran und prüften unterwegs die Tiefe der zum Teil noch mit Eis bedeckten Waſſerlachen. Ich und das Haus wurden der Hut eines beſonderen interimiſtiſchen Komitees überlaſſen, das ſich aus verſchiedenen Perſonen der einzelnen Reſſorts zuſammenſetzte. Annuſchka der Großen waren alle Perſonen weiblichen Geſchlechts unterſtellt bis hinab zu Oßka und Roßka; mit der oberſten ſittlichen Aufſicht aber war Dementjewna, die Frau des Dorfälteſten, betraut worden. Hingegen war die geiſtige Führung — insbeſondere die Beobachtung der Feiertage und Wochentage — in die Hände des Sohnes unſeres Diakons gelegt worden, Apollinarij Iwanowitſch, der, in der Eigenſchaft eines aus dem Seminar ausgeſchloſſenen Rhetorikers, meiner Perſon als Erzieher zugeteilt war. Er unterrichtete mich in lateiniſcher Deklination und bereitete mich überhaupt darauf vor, daß ich im nächſten Jahr in die erſte Klaſſe des Orlowſchen Gymnaſiums nicht als ein völliger Wilder käme, der ſogar noch Beljuſtins lateiniſche Grammatik und Lhomonds franzöſiſche anſtaunte.

Apollinarij war ein Jüngling weltlicher Richtung und beabſichtigte, als ‚Kanzliſt‘ oder, wie man jetzt ſagt,

als Schreiber in die Orlowſche Gouvernementsverwaltung einzutreten, wo ſein Onkel diente, der ein äußerſt unterhaltſames Amt zu verſehen hatte. Wenn nämlich ein Landkommiſſär oder Kreisrichter irgendeine Vorſchrift verabſäumt hatte, wurde Apollinarijs Onkel als ‚Expreſſer‘ auf Koſten des Schuldigen zu ihm hingeſchickt. Er reiſte umher, ohne je für die Poſtpferde bezahlen zu müſſen, und bekam außerdem von den Schuldigen Geſchenke und Präſente, ſah verſchiedene Städte und vielerlei Menſchen verſchiedener Stellungen und Sitten. Mein Apollinarij hatte gleichfalls Ausſicht, mit der Zeit eine ſolche Glücksſtellung zu erlangen, ja er durfte ſogar hoffen, noch viel mehr zu erreichen als ſein Onkel, weil er zwei große Talente beſaß, die ſich im geſellſchaftlichen Umgang ſehr angenehm bemerkbar machen konnten: Apollinarij ſpielte zwei Lieder auf der Gitarre — ‚Neſſeln erntete ein Mägdelein‘ und ein zweites, viel ſchwereres, ‚Ein trüber Herbſttag gegen Abend‘ — und verſtand außerdem, was in der damaligen Zeit in der Provinz noch ſeltener war, ſchöne Verſe auf Damen zu machen, eine Gabe, wofür man ihn ſeinerzeit aus dem Seminar hinausgeworfen hatte.

Trotz unſerem Altersunterſchied lebten Apollinarij und ich in Freundſchaft miteinander und hüteten, wie es zuverläſſigen Freunden geziemt, unſere gegenſeitigen Geheimniſſe treulich. In dieſer Beziehung kam freilich auf ſeinen Anteil etwas weniger als auf meinen: denn alle meine Geheimniſſe beſtanden nur in dem unter meiner Matratze befindlichen Dolch, während ich verpflichtet war, zwei mir anvertraute Geheimniſſe tief in

meinem Innern zu bewahren: das erſte betraf eine im Schrank verſteckte Pfeife, aus der Apollinarij abends ſüßlich-ſauer riechende weiße Tabakſtengel in den Ofen hinein rauchte, das zweite aber war noch wichtiger — handelte es ſich doch um Verſe, die Apollinarij zu Ehren einer gewiſſen ‚leichtſchreitenden Pulcheria‘ verfaßt hatte.

Die Verſe waren, wie mir ſcheint, ſehr ſchlecht, Apollinarij ſagte aber, entſcheidend für ihre richtige Beurteilung ſei nur der Eindruck, den ſie gut und gefühlvoll vorgeleſen auf eine zärtliche und empfindſame Frau machten.

Dieſe Vorausſetzung war allerdings nur mit großer Schwierigkeit und in unſerer Lage vielleicht überhaupt nicht zu erfüllen, da in unſerm Hauſe keine jungen Mädchen waren; den erwachſenen jungen Damen aber, die zuweilen zu Beſuch kamen, wagte Apollinarij das Zuhören nicht zuzumuten, denn er war ſehr ſchüchtern und unter dieſen jungen Damen gab es große Spötterinnen.

So wurde denn Apollinarij dazu gedrängt, ein Kompromiß zu erſinnen — er entſchloß ſich, die Ode auf die ‚Leichtſchreitende Pulcheria‘ unſerem Mädchen Neonila vorzudeklamieren, denn dieſe hatte ſich im Modenmagazin der Moroſowa allerlei abgeſchliffene ſtädtiſche Manieren angeeignet und mußte deshalb nach der Anſicht des Apollinarij feiner Empfindungen fähig ſein, wie ſie zum Verſtändnis der Poeſie notwendig ſind.

Da ich noch ſehr jung war, hütete ich mich, meinem

Lehrer hinſichtlich ſeiner poetiſchen Experimente Ratſchläge zu erteilen, hielt aber ſeine Abſicht, einer Näherin Verſe vorzudeklamieren, für gewagt. Ich urteilte natürlich nur nach mir ſelbſt, und wenn ich auch in Erwägung zog, daß der jugendlichen Neonila einige Gebräuche der ſtädtiſchen Geſellſchaft bekannt waren, ſo konnte ich dennoch nicht annehmen, daß ihr die Sprache der hohen Poeſie, in der Apollinarij die von ihm beſungene Pulcheria anredete, verſtändlich ſein würde. Zudem waren doch in der Ode an die ‚Leichtſchreitende‘ ſolche Ausrufe: ‚Oh du, Grauſame!‘ oder ‚Entſchwinde aus meinen Augen!‘ und dergleichen. Neonila hatte von Haus aus einen ſcheuen und ſchüchternen Charakter und darum befürchtete ich, ſie würde dies auf ſich beziehen und beſtimmt zu weinen anfangen und fortlaufen.

Das Schlimmſte dabei war freilich, daß dieſe ganze von unſerem Rhetoriker erdachte poetiſche Probe bei der gewöhnlichen ſtrengen Ordnung unſeres häuslichen Lebens eine völlige Unmöglichkeit darſtellte. Weder Zeit, noch Ort, noch alle übrigen Umſtände waren der Abſicht des Apollinarij günſtig, Neonila ſeine Verſe hören und ſie zu deren erſter Beurteilerin werden zu laſſen. Da aber nun, nach der Abreiſe der Eltern, eine gewiſſe Anarchie bei uns eingetreten war, die alles veränderte, ſo beſchloß der Rhetoriker, ſich dieſe Wandlung zunutze zu machen. Vergeſſen waren alle Unterſchiede von Stellung und Herkunft und wir ſpielten Abend für Abend Karten, wobei Apollinarij jetzt ſogar in den Zimmern ſeine

Tabakſtengel rauchte und im Eßzimmer den Platz des Vaters einnahm, was mich ein wenig kränkte. Außerdem wurde auf ſeine Veranlaſſung mehrmals Blindekuh geſpielt, bei welchem Spiel ich und mein Bruder blaue Beulen davontrugen. Wir ſpielten auch Verſtecken und einmal wurde ſogar eine richtige Feſtivität mit großer Bewirtung veranſtaltet. Es ſcheint, auch dies ging, wie bei vielen unvorſichtigen Schlemmern jener Zeit, ‚auf Scheremetews Rechnung‘ und nun betraten auch wir deren verderblichen Pfad, verführt von unſerem Rhetoriker. Ich weiß bis jetzt nicht, wer eigentlich unſerer Geſellſchaft damals ein ganzes Säckchen voll der allerreifſten Waldnüſſe geſtiftet hatte, die aus Mauſelöchern hervorgeholt worden waren (in denen gewöhnlich Nüſſe von der beſten Sorte zu finden ſind). Außer den Nüſſen gab es drei Düten aus grauem Papier mit gelben in Sirup eingemachten Pfifferlingen, Sonnenblumenkernen und eingelegten Birnen, deren Saft ſehr ausdauernd an den Fingern haften blieb und ſich nur ſchwer abwaſchen ließ.

Da dieſe letztere Frucht ſich beſonderer Beliebtheit erfreute, wurden die Birnen im Pfänderſpiel ausgeloſt. Moßka, Oßka und Roßka erhielten freilich, da man ſie als unweſentlich anſah, überhaupt nichts von dem Eingemachten. Am Pfänderſpiel nahmen nur Annuſchka und ich teil, und außerdem mein Erzieher Apollinarij, der ſich als ſehr gewandt im Erfinden erwies. Das Ganze ſpielte ſich im Wohnzimmer ab, wo ſonſt nur die Reſpektsperſonen zu ſitzen pflegten. Und eben hier, im Taumel des Vergnügens, kam über Apollinarij eine

tolle Verwegenheit und er erdachte ein noch frecheres Unternehmen. Ihm kam der Wunſch, ſeine Ode in einer großartigen und ſo ſchaurigen Umgebung zu deklamieren, daß ſogar die ſtärkſten Nerven dabei die höchſte Anſpannung auszuhalten hätten. Er begann uns zu überreden, am nächſten Sonntag doch gemeinſam in den Sſeliwanſchen Wald zu gehen und Maiglöckchen zu pflücken. Als wir uns aber abends zu Bett begaben, eröffnete er mir, die Maiglöckchen ſeien nur ein Vorwand, ſein Hauptziel beſtehe darin, daß er ſeine Verſe in der allerentſetzlichſten Umgebung vorleſen wolle.

Da ſollten wir auf der einen Seite von der Furcht vor Sſeliwan, auf der andern Seite aber von dem Schrecken, den die ſchauervollen Verſe jedem einflößen mußten, eingekeilt werden . . . Was mochte dabei herauskommen und konnte man das überhaupt aushalten?

Und ſtellen Sie ſich nur vor, wir haben es gewagt.

Die Lebhaftigkeit, die uns alle an dieſem denkwürdigen Frühlingsabend erfüllte, zauberte uns vor, wir alle wären kühn und könnten ohne Gefahr das tolldreiſte Wagnis ausführen. Denn in der Tat wir waren ja eine große Geſellſchaft und ich würde natürlich meinen rieſigen kaukaſiſchen Dolch dabei haben.

Geſteh ich's nur, ſehr gern hätte ich geſehen, wenn ſich auch alle übrigen entſprechend ihrer Stärke und nach beſtem Vermögen bewaffnet hätten, aber ich fand dafür bei keinem von ihnen die nötige Aufmerkſamkeit und Bereitwilligkeit. Apollinarij nahm nur Pfeife und Gitarre mit, die Mädchen aber verſahen ſich mit Drei-

füßen, Pfannen, Keſſelchen mit Eiern und einem eiſernen Topf. In letzterem ſollte ein Weizenbrei mit Schmalz gekocht werden, dagegen wollte man in der Pfanne Spiegeleier braten, und hierfür eigneten ſich dieſe Gerätſchaften vortrefflich; wenn es aber, im Falle möglicher Anſchläge von ſeiten Sſelitwans, notwendig wurde ſich zu verteidigen, ſo konnte man ihnen entſchieden keinerlei Bedeutung zumeſſen.

Übrigens, die Wahrheit zu ſagen, war ich noch aus einem anderen Grunde mit meinen Gefährten unzufrieden, ich vermißte nämlich ihrerſeits jenen Reſpekt vor Sſelitwan, von dem ich ſelbſt durchdrungen war. Sie fürchteten ihn zwar, aber freilich nur mit einem gewiſſen Leichtſinn, und wagten es ſogar, ihn ſpöttiſch zu kritiſieren. Nur Annuſchka ſagte, daß ſie eine Teigrolle nehmen wolle, um ihn mit dieſer totzuſchlagen, während das ‚Botenkind‘ lachend rief, ſie könne ihn totbeißen, dabei ihre ſchneeweißen Zähne zeigte und gleichzeitig ein Stück Draht durchbiß. Alles das ſchien mir nicht eigentlich ſolide zu ſein, und dennoch wurden alle vom Rhetoriker noch übertroffen. Denn er leugnete einfach das Daſein Sſelitwans und ſagte, daß es ihn überhaupt nie gegeben habe und daß er nichts als eine Erfindung der Phantaſie ſei, genau ſo wie Python, Cerberus und ihresgleichen.

Damals ſah ich zum erſtenmal, wie weit ſich ein Menſch im Verneinen hinreißen laſſen kann! Wozu dann die ganze Rhetorik, wenn ſie die Wahrſcheinlichkeit jenes ſagenhaften Python auf eine Stufe mit Sſelitwan zu ſtellen erlaubt, deſſen tatſächliche Exi-

ſtenz durch eine Reihe augenſcheinlicher Geſchehniſſe beſtätigt wurde.

Ich gab dieſer Verſuchung nicht nach und bewahrte mir den Glauben an Seliwan. Ja, noch mehr, ich glaubte ſogar, der Rhetoriker würde für ſeinen Unglauben beſtimmt beſtraft werden.

Wollte man übrigens dieſe philoſophiſchen Erwägungen nicht zu ernſt nehmen, ſo verſprach der geplante Waldausflug viel Vergnügen und darum kam es keinem in den Sinn, ſich auf Erſcheinungen anderer Art vorzubereiten. Und dabei hätte doch Vernunft uns gebieten müſſen, in dieſem verwunſchenen Wald äußerſt vorſichtig zu ſein, in dem wir uns ſozuſagen mitten im Rachen des Löwen befinden würden.

Alle dachten nur daran, wie luſtig es ſein werde, durch den Wald zu ſtreichen, vor dem ſie keine Furcht zu haben ſchienen, während doch die anderen Menſchen ſich ſcheuten, ihn zu betreten. Man überlegte, wie wir den ganzen gefährlichen Wald durchſchreiten und durch Zurufe Fühlung miteinander behalten würden, und wie wir über die Löcher und Gruben ſpringen wollten, darin der letzte Schnee ſchmolz, keiner aber dachte daran, ob unſere höchſte Obrigkeit nach ihrer Rückkehr dies alles gutheißen werde. Übrigens hatten wir im Hinblick darauf die Abſicht, für Mamas Toilettentiſch zwei große Sträuße der ſchönſten Maiglöckchen zu pflücken und aus weiteren Maiglöckchen eine duftende Eſſenz herzuſtellen, die uns für den ganzen kommenden Sommer ein vorzügliches Waſchmittel gegen den Sonnenbrand liefern ſollte.

Mit Ungeduld wurde der Sonntag erwartet; er kam, und wir überließen die häusliche Wirtſchaft der Dorfälteſtenfrau Dementjewna und begaben uns ſelbſt in den Wald Sſeliwans. Die ganze Geſellſchaft ging zu Fuß, allerdings mußte ſie ſich auf den höher gelegenen trockeneren Rainen halten, auf denen die erſten ſmaragdne Gräſer ſchon grünten, der Train aber, der aus einem von einem alten Falben gezogenen Bauernwagen beſtand, folgte auf der Landſtraße. Auf dem Wagen lag die Gitarre des Apollinarij und die für den Fall eines Unwetters mitgenommenen Mäntelchen der Mägde. Ich ſelber lenkte das Pferd, hinter mir aber ſaßen als Paſſagiere Roßka und die anderen kleinen Mädel, von denen das eine ſorglich auf den Knieen ein Körbchen mit Eiern hielt, während das andere die Oberaufſicht über verſchiedene Gegenſtände hatte, vor allem aber mit der Hand meinen rieſigen Dolch feſthielt, den ich an einer alten Huſarenſchnur vom Tſchako des Onkels über meine Schulter gehängt hatte und der beſtändig hin und her baumelte, wodurch er in hohem Maße meine Bewegungen beeinträchtigte und meine Aufmerkſamkeit von der Leitung des Pferdes ablenkte.

Die Mädchen oben auf dem Rain ſangen: ‚Werd ich wohl den Acker ackern, ſäen meinen Flachs und Hanf‘ und der Rhetoriker ſang den Baß dazu.

Bauern, die uns unterwegs begegneten, grüßten und fragten: „Wohin ſo früh?“

Sämtliche Annuſchkas antworteten ihnen: „Wir wollen Sſeliwan gefangen nehmen.“

Die Bauern ſchüttelten die Köpfe und ſprachen: „Verrückte Bande!“

Und in der Tat, es war wirklich eine Art Taumel über uns gekommen; ein unaufhaltſames, halb kindliches Bedürfnis zu ſingen, zu laufen, zu lachen hatte uns erfaßt, und in allem Hals über Kopf zu handeln.

Die einſtündige Fahrt auf dem ſchlechten Wege begann mich bereits zu ermüden, der alte Falbe langweilte mich und meine Luſt, die Leine in der Hand zu halten, hatte ſich abgekühlt, bis plötzlich unweit am Horizont der Wald Sſeliwans im blauen Dunſt ſichtbar wurde und alles wieder auflebte. Die Herzen klopften und zogen ſich zuſammen, wie es dem Varus beim Eintritt in den Teutoburger Wald geſchehen ſein mag. Im gleichen Augenblick aber ſprang am ſchneefreien Rain ein Haſe auf, kreuzte unſern Weg und fegte über das Feld dahin.

„Pfui, Kuckuck!“ ſchrieen ſämtliche Annuſchkas hinter ihm drein.

Sie wußten, daß die Begegnung mit einem Haſen nie Gutes bedeuten könne. Auch ich erſchrak und griff ſogleich nach meinem Dolch, den ich aus ſeiner verroſteten Scheide mit ſolcher Hingabe zu ziehen verſuchte, daß dabei unbemerkt die Leine meiner Hand entglitt, und da befand ich mich mit einem Male unverhofft unter dem umgeſtürzten Wagen; der Falbe war, friſche Gräschen witternd, dem Wegrand zu nahe gekommen, und hatte dabei den Wagen ſo regelrecht umgeſchmiſſen, daß alle vier Räder nach oben ragten, während ich

und Roßka und unſer geſamter Proviant im Verborgenen blühten ...

Das Unglück war im Nu geſchehen, aber ſeine Folgen waren nicht aufzuzählen: Apollinarijs Gitarre lag in Splittern, die zerbrochenen Eier floſſen aus und verkleiſterten uns die Geſichter. Und Roßka brüllte.

Ich war ſo grenzenlos bedrückt und beſchämt und in ſolchem Grade verwirrt, daß ich eigentlich wünſchte, man möchte uns lieber überhaupt nicht befreien; allein da vernahm ich plötzlich die Stimmen ſämtlicher Annuſchkas, die ſich anſchickten, uns zu befreien, und gleichzeitig, ſehr zu meinen Gunſten, die Urſache unſeres Sturzes auseinanderſetzten. Hiernach waren ich und der Falbe durchaus ohne Schuld: es war alles ein Werk Sſelivans.

Dies war ſein erſter Streich, um unſere Annäherung an ſeinen Wald zu verhindern; allein er hatte keinen von uns groß erſchreckt, ſondern im Gegenteil uns alle mit neuem Unwillen erfüllt und nur im Entſchluß beſtärkt, um jeden Preis unſer ganzes Programm durchzuführen.

Die wichtigſte Aufgabe war jetzt, den Wagen aufzurichten, uns auf die Füße zu ſtellen und irgendwo am Bach die unangenehm klebrige Sauce von uns abzuwaſchen; darauf aber mußte nachgeſehen werden, was von den Dingen, die wir als Tagesproviant für unſere vielköpfige Gruppe mitgenommen hatten, bei unſerem Schiffbruch heil geblieben war.

Das wurde denn auch getan, ſo gut es eben ging.

Ich und Roßka wurden am Bach abgewaſchen, der dicht neben Sſeliwans Wald lief, doch als ich endlich meine Augen wieder aufmachen konnte, kam mir die Welt nunmehr ſehr wenig feſttäglich vor. Die roſa Kleider der Mädchen und mein neuer Halbrock aus himmelblauem Kaſchmir waren zu nichts mehr nütze: der Schmutz und das Eigelb hatten ſie völlig verdorben und ohne Seife, die wir nicht mit uns genommen hatten, waren ſie nicht zu reinigen. Der Eiſentopf und die Pfanne hatten Sprünge bekommen, vom Dreifuß lagen nur noch die Füße da und von Apollinarijs Gitarre war nur das Griffbrett übrig, um das die Saiten ſich wild herumringelten. Das Brot und der ganze übrige trockene Proviant lag im Straßenſchmutz. Uns drohte zum mindeſten ein Hungertag, wenn man von den anderen Schreckniſſen, die ſich von allen Seiten fühlbar machten, abſehen wollte. Durchs Bachtal pfiff der Wind; der ſchwarze, noch nicht mit Grün bedeckte Wald rauſchte dumpf und winkte unheildrohend mit ſeinen Zweigen über unſeren Köpfen.

Die Stimmung aller war bedeutend geſunken — am meiſten bei Roßka, die vor Kälte weinte. Trotz alledem beſchloſſen wir Sſeliwans Reich zu betreten — geſchehe was wolle.

Auf jeden Fall konnte ſich ja das gleiche Abenteuer, ſo wie es uns zugeſtoßen war, nicht wiederholen.

10

Alle bekreuzigten ſich und traten in den Wald ein. Wir taten es verzagt und unentſchloſſen, obwohl ein

jeder ſeine Furcht vor den anderen zu verbergen ſuchte. Es wurde ausgemacht, einander möglichſt oft anzurufen. Das Rufen war übrigens nicht einmal beſonders notwendig, da ſich niemand in die Tiefe hineinwagte; gleichſam zufällig drängten wir uns immer wieder am Rande zuſammen und zogen im Gänſemarſch längs des Waldſaumes dahin. Einzig Apollinarij zeigte ſich kühner als die anderen und ſtieß ein wenig tiefer in das Dickicht vor: ſeine Abſicht war, den allerwildeſten und ſchreckenerregendſten Platz zu finden, damit ſeine Deklamation einen möglichſt ſchaurigen Eindruck auf die Zuhörerinnen mache; allein, kaum war Apollinarij uns aus den Augen entſchwunden, da hallte mit einemmal der Wald von ſeinem betäubenden, gellenden Schreien wider. Niemand konnte ſich vorſtellen, welcher Gefahr Apollinarij begegnet ſein mochte, aber alle ließen ihn ſogleich im Stich und ſtürzten aus dem Wald auf die Lichtung und weiter, ohne zurückzuſchauen, auf den Weg nach Hauſe. Es rannten ſämtliche Annuſchkas und ſämtliche Moßkas, und hinter ihnen raſte, immer noch vor Schreck heulend, der Pädagog in eigener Perſon vorüber; ich aber und mein kleiner Bruder blieben allein zurück.

Nicht einer von der ganzen Geſellſchaft war zurückgeblieben: und nicht nur die Menſchen hatten uns verlaſſen, ſondern auch das Pferd war dem unmenſchlichen Beiſpiel der Leute gefolgt. Von ihrem Schreien erſchreckt, ſchüttelte es den Kopf, drehte dem Walde den Rücken und trabte nach Hauſe, wobei es in den Straßenlöchern und Gruben alles das verſtreute, was noch auf dem Wagen geblieben war.

Das war kein Rückzug, ſondern eine haltloſe und höchſt ſchmachvolle Flucht, weil ſie nicht nur die Einbuße des Trains nach ſich zog, ſondern auch das Schwinden jedes geſunden Menſchenverſtandes, wobei wir Kinder der Willkür des Schickſals überlaſſen blieben.

Gott weiß, was wir in unſerer hilfloſen Verwaiſtheit alles hätten erleiden müſſen, die um ſo gefährlicher war, als wir allein den Heimweg nicht zu finden vermochten und unſere Fußbekleidung, die aus weichen bockledernen Schuhen mit dünnen Randſohlen beſtand, ſich nicht für eine Wanderung auf naſſen Wegen eignete, vier Werſt weit, die noch an vielen Stellen von eiskalten Pfützen bedeckt waren. Um das Unheil voll zu machen, ging plötzlich, ehe wir noch Zeit gefunden, uns das ganze Grauenvolle unſerer Lage zu vergegenwärtigen, ein tiefes Rauſchen durch den Wald, und von der anderen Seite des Baches wehte eine kalte Feuchtigkeit zu uns herüber.

Wir ſchauten uns um und ſahen, daß von dort, wohin unſer Weg führte und wohin unſere Suite ſo ſchmählich entflohen war, am Himmel eine mächtige Regenwolke heraufzog mit Frühlingsregen, dem erſten Frühlingsgewitter, bei dem ſich junge Mädchen aus einem ſilbernen Löffelchen zu waſchen pflegen, um weißer als Silber zu werden.

Da ich uns in einer ſo verzweifelten Lage ſah, wollte ich am liebſten losweinen, mein kleiner Bruder weinte ſchon. Er war ganz blau geworden und zitterte vor Furcht und Kälte, er hatte den Kopf in einen kleinen Buſch geſteckt und betete heiß zu Gott.

Gott ſchien die kindliche Bitte erhört zu haben, denn ungeahnt ward uns Rettung zuteil. In demſelben Augenblick, da der Donner rollte und wir den letzten Mut verloren, knackte es hinter uns im Gebüſch des Waldes und aus dem dichten Gezweig eines großen Haſelſtrauchs ſchaute das breite Antlitz eines unbekannten Bauern vor. Dieſes Geſicht erſchien uns ſo ſchrecklich, daß wir aufſchrieen und Hals über Kopf zum Bach flohen.

Beſinnungslos ſchoſſen wir über die Lichtung und mit einem Purzelbaum vom naſſen abſchüſſigen Ufer hinab und ſtanden mit einemmal bis zum Gürtel im trüben Waſſer, während unſere Beine bis zu den Knieen im Schlamm ſtaken.

Weiter zu laufen war unmöglich. Der Bach war für unſeren kleinen Wuchs viel zu tief und wir konnten nicht hoffen, hinüberzukommen, und dazu funkelte jetzt ſchrecklich auf ſeinen Wellen der Zickzack der Blitze — ſie glitten und wanden ſich wie feurige Schlangen und verſteckten ſich gleichſam in dem vorjährigen Waſſergras.

Nachdem wir ins Waſſer geraten waren, faßten wir einander an den Händen und blieben regungslos ſtehen, von oben aber fielen bereits die erſten ſchweren Tropfen des Regens. Daß wir ſtillſtanden, bewahrte uns vor einer weit größeren Gefahr, der wir ſonſt kaum entgangen wären, hätten wir auch nur einen Schritt weiter in das Waſſer gemacht.

Denn wie leicht hätten wir ausgleiten und fallen können; zum Glück aber ſchlangen ſich zwei ſchwarze ſehnige Arme um uns, und jener ſelbe Bauer, der uns

ſo ſchrecklich aus dem Haſelſtrauch angeſchaut, ſagte freundlich: „Ei, ihr dummen Kinderchen, wo ſeid ihr hingeraten!“

Und dabei hob er uns auf und trug uns über den Bach.

Am anderen Ufer angelangt, ließ er uns auf die Erde nieder, zog ſeinen kurzen Bauernkittel aus, der am Kragen mit einem runden Kupferknopf zugehalten war, und trocknete mit dieſem Kittel unſere naſſen Beine ab.

Wir betrachteten ihn unterdeſſen völlig verloren, denn wir fühlten uns gänzlich in ſeiner Gewalt, aber ſeltſam — die Züge ſeines Geſichts verwandelten ſich raſch in unſeren Augen. Wir ſahen nicht nur nichts Schreckliches mehr darin, ſondern im Gegenteil, ſein Antlitz ſchien uns jetzt ſehr gütig und freundlich zu ſein.

Er war ein ſtämmiger und unterſetzter Bauer, ſein Haar und Schnurrbart waren ſchon ziemlich grau und auch ſein Ziegenbart war grau geſprenkelt, ſeine Augen waren lebendig, ſchnell und ernſthaft, auf den Lippen aber lag etwas wie ein Lächeln.

Als er von unſern Beinen, ſoweit dies möglich war, den Schmutz und Schlamm mit dem Zipfel ſeines Kittels entfernt hatte, lächelte er ſogar wirklich und ſprach von neuem: „Paßt mal auf ... nicht ſchlimm ... keine Angſt ...“

Dabei blickte er ſich um und fuhr fort: „Nicht ſchlimm; gleich wird ein großer Regen kommen. (Es regnete ohnehin ſchon.) — Kinderchen, zu Fuß kommt ihr nicht heim.“

Statt aller Antwort weinten wir nur.

„Nicht ſchlimm, nicht ſchlimm, jammert nicht, ich

werd euch halt heimtragen!“ ſagte er und ſtrich mit der Handfläche über das verweinte Geſicht meines Bruders, was zur Folge hatte, daß ſogleich Schmutzſtreifen darauf ſichtbar wurden.

„Schau, was Bauernhände doch ſchmutzig ſind,“ ſprach unſer Retter und ſtrich meinem Bruder nochmals über das Geſicht nach der anderen Seite hin — was den Schmutz nicht verminderte, er wurde nur in einer neuen Richtung abſchattiert.

„Kommt nicht heim . . . Will euch führen, ſo kommt ihr nicht und werdet eure Stiefelchen im Dreck noch verlieren.“

„Könnt ihr reiten?“ fragte der Bauer.

Ich faßte mir ein Herz und erwiderte: „Ja.“

„Das iſt recht!“ ſagte er, ſchwang mich augenblicks auf die eine Schulter und meinen Bruder auf die andere, darauf hieß er uns mit unſeren Armen ſeinen Nacken umfaſſen, breitete ſeinen Kittel über uns, preßte unſere Kniee an ſich und trug uns dahin, mit raſchen und weiten Tritten im Schmutz ausſchreitend, der ſich ſchnell auflöſte und unter ſeinen feſt auftretenden, in großen Baſtſchuhen ſteckenden Füßen laut ſchmatzte.

Wir ſaßen auf ſeinen Schultern unter ſeinem Kittel. In dieſem Aufzuge mußte Sſeliwan übergroß in Geſtalt erſcheinen, uns aber war es ſo bequem: der Kittel war vom Platzregen naß und ſo ſteif geworden, daß wir darunter trocken und warm geborgen waren. Wir ſchwankten auf den Schultern unſeres Trägers wie auf einem Kamel und fielen bald in einen gleichſam kataleptiſchen Zuſtand, aus dem wir erſt wieder am Quell zu

uns kamen, der auf unſerem Gut war. Für mich perſönlich war dies ein wirklicher tiefer Schlaf, aus dem ich nur langſam erwachte. Ich weiß nur noch, wie uns der Bauer aus ſeinem Kittel wickelte, wobei ihn unſere ſämtlichen Annuſchkas umringten; ſie riſſen uns aus ſeinen Händen und ſchimpften dabei heillos auf ihn und warfen ihm den Kittel, in dem wir ſo wohl behütet geweſen waren, mit höchſter Verachtung vor die Füße. Außerdem drohten ſie ihm noch mit der Ankunft meines Vaters und wollten ſofort zum Dorf laufen, die Weiber und Bauern mit den Dreſchflegeln rufen und die Hunde auf ihn loslaſſen.

Ich konnte die Urſache dieſer grauſamen Ungerechtigkeit keineswegs begreifen, was auch nicht verwunderlich war, denn die in unſerm Hauſe interimiſtiſch herrſchende Obrigkeit hatte ſich verſchworen, uns nie zu eröffnen, wer der Menſch war, dem wir unſere Rettung verdankten.

„Nichts verdankt ihr ihm," ſagte unſere Sicherheitswache, „im Gegenteil, er allein hat ja alles dies angerichtet."

Aus dieſen Worten erriet ich ſogleich, daß uns niemand anderer gerettet hatte als — Seliwan!

II

So war es auch. Schon am nächſten Tage eröffnete man es uns wegen der bevorſtehenden Ankunft der Eltern und nahm uns einen Schwur ab, um keinen Preis weder Vater noch Mutter zu erzählen, was wir erlebt.

Zu jenen Zeiten, als es noch Leibeigene gab, konnte es bisweilen geſchehen, daß die Kinder der Gutsbeſitzer der leibeigenen Dienerſchaft gegenüber die allerzärtlichſten Empfindungen hegten und treulich deren Geheimniſſe bewahrten. So war es auch bei uns. Wir verbargen ſogar, ſo gut wir es verſtanden, vor den Eltern die Sünden und Verfehlungen ‚unſerer Leute‘. Derartige Beziehungen werden in vielen Schriften erwähnt, in denen das Gutsleben jener Zeit beſchrieben wird. Was mich betrifft, ſo gehört meine Kinderfreundſchaft mit unſeren früheren Leibeigenen bis heute zu meinen angenehmſten und wärmſten Erinnerungen. Durch ſie wurde ich mit allen Nöten und Sorgen des armſeligen Lebens ihrer Verwandten und Freunde im Dorfe vertraut und lernte mit dem Volk zu fühlen. Aber dieſes gute Volk ſelbſt war leider nicht immer gerecht und zuweilen ſogar fähig, um ſehr geringfügiger Urſachen willen auf den Nächſten einen dunklen Schatten zu werfen, ohne ſich darum zu kümmern, was hierdurch für Schaden verurſacht wurde. So verfuhr das ‚Volk‘ auch mit Sſelivan, von deſſen wirklichem Charakter und Lebensregeln es nichts Sicheres wußte, über den jedoch dreiſt und ohne Scheu, ſich dadurch vielleicht an der Gerechtigkeit zu verſündigen, Gerüchte verbreitet wurden, die ihn für alle zum Schreckgeſpenſt machten. Und erſtaunlicherweiſe ſchien alles, was von ihm erzählt wurde, nicht nur wahrſcheinlich, ſondern es gab auch gewiſſe ſichtbare Anzeichen, die unmittelbar darauf hindeuteten, daß Sſelivan in der Tat ein ſchlechter Menſch ſei und daß in der Nähe ſeiner

einſamen Wohnung ſchreckliche Greueltaten verübt wurden.

So ſchalten auch jetzt wieder alle, deren Pflicht es eigentlich geweſen war, uns zu behüten, auf Sſeliwan: doch ſie wälzten nicht nur die ganze Schuld auf ihn ab, der uns vor dem Unwetter gerettet hatte, ſondern beſchworen ſogar ein neues Ungemach über ihn herauf. Apollinarij und ſämtliche Annuſchkas erzählten uns, daß als Apollinarij im Walde endlich einen paſſenden Hügel entdeckt hatte, von dem herab er gut deklamieren zu können geglaubt, er zu dieſem Hügel über eine kleine, mit verwelktem vorjährigen Laub bedeckte Vertiefung gelaufen und dabei über etwas Weiches geſtolpert war. Dieſes ‚Weiche‘ bewegte ſich unter Apollinarijs Füßen und brachte ihn zu Fall, beim Aufſtehen aber ſah er, daß es die Leiche eines jungen Bauernweibes war. Er bemerkte ſogar, daß die Leiche mit einem reinen weißen rot ausgeſtickten Sſarafan bekleidet und ... daß ihre Gurgel durchſchnitten war und daß Blut daraus floß ...

Vor einer ſo grauenhaften Überraſchung konnte man gewiß entſetzt ſein und davonlaufen — wie er es getan; unverſtändlich aber und erſtaunlich war folgendes: Wie ich bereits erzählt habe, war Apollinarij, nachdem er ſich von uns getrennt hatte und einſam durch den Wald ſtrich, über den Leichnam der Ermordeten geſtolpert, und trotzdem ſchworen ſämtliche Annuſchkas und Roßkas bei Gott, auch ſie hätten die Erſchlagene *geſehen* ...

„Denn ſonſt“, ſagten ſie, „wären wir denn ſonſt ſo erſchrocken geweſen?“

Ich bin heute noch davon überzeugt, daß ſie keineswegs logen, ſondern feſt daran glaubten, in Sſeliwans Wald ein erſchlagenes Weib geſehen zu haben, in ſauberer feſttäglicher rotgeſtickter Bauernkleidung, und mit durchſchnittener Gurgel, aus der Blut ſtrömte ... Wie?

Da ich keine Phantaſien niederſchreibe, ſondern nur wirklich Geſchehenes, ſo muß ich hierbei etwas länger verweilen und hinzufügen, daß dieſer Zwiſchenfall tatſächlich in unſerem Hauſe nie aufgeklärt worden iſt. Das erſchlagene und, nach den Worten des Apollinarij, unter Blättern in einer Vertiefung liegende Weib hatte niemand außer Apollinarij ſehen können, denn kein anderer, außer Apollinarij, war an der Stelle geweſen, und doch ſchworen alle, ſie hätten es geſehen, gleichſam als wäre dieſes tote Weib an allen Orten zugleich einem jeden vor Augen gekommen. Und außerdem, hatte denn Apollinarij in Wahrheit eine ſolche Frau geſehen? Es war kaum denkbar, denn das Ganze fiel in die Hauptzeit der Schneeſchmelze, als der Schnee noch nicht einmal überall geſchmolzen war. Das Laub aber hatte ſeit dem Herbſt unter dem Schnee gelegen, und trotzdem erzählte Apollinarij, er habe die Leiche in ſauberer Feſttagskleidung geſehen, und die Wunde hätte noch geblutet ... Es war völlig ausgeſchloſſen, daß alles ſo geweſen ſein konnte, dennoch aber bekreuzten ſich alle und ſchworen, ſie hätten das Weib geſehen, genau ſo, wie es erzählt wurde. Und alle hatten Furcht, in der Nacht zu ſchlafen, und alle ſchüttelte ein Grauen, als hätten wir ſelber das Verbrechen be-

gangen. Es dauerte nicht lange, da war auch ich davon überzeugt, daß mein Bruder und ich ebenfalls das ermordete Weib geſehen hatten. Nun ſetzte eine allgemeine Angſt ein, die ſchließlich dazu führte, daß die ganze Sache den Eltern geſtanden wurde, worauf Vater einen Brief an den Kreispolizeichef ſchrieb; dieſer kam alsbald zu uns gefahren, er trug einen ſehr langen Säbel und verhörte jeden unter vier Augen im Kabinett des Vaters. Apollinarij wurde vom Kreispolizeichef ſogar zweimal verhört und erhielt von ihm beim zweiten Mal eine ſo kräftige Vermahnung, daß ihm, als er aus dem Zimmer hinauskam, beide Ohren wie Feuer brannten und das eine ſogar blutete.

Dieſes wurde ebenfalls von uns allen geſehen.

Doch wie dem immer auch geweſen ſein möge, durch unſer Geſchwätz kam viel Kummer über Sſeliwan: es wurde eine Hausſuchung bei ihm vorgenommen, man durchforſchte den ganzen Wald und man ſteckte Sſeliwan ſogar auf längere Zeit ins Loch, allein man konnte nichts Verdächtiges finden und entdeckte auch keine Spuren des von uns erblickten getöteten Weibes. Sſeliwan kehrte wieder heim, doch nützte ihm das in den Augen der Leute nichts: alle wußten ſeitdem, daß er zweifellos ein Miſſetäter war, wenn auch freilich ein Miſſetäter, der ſich nicht erwiſchen ließ, und ſo wollte denn auch niemand mehr mit ihm zu tun haben. Ich aber wurde, um mich der wachſenden Einwirkung ſo poetiſcher Elemente zu entziehen, in eine ‚adlige Penſion‘ geſteckt, in der ich mir die Wiſſenſchaften, aus denen eine allgemeine Bildung beſteht, aneignen ſollte; dort

lebte ich friedlich, bis die Weihnachtsfeiertage herankamen und damit die Zeit, während der ich nach Hauſe durfte, auf dem Heimweg aber durchaus wieder an Sſeliwans Hof vorbeifahren mußte; und dabei bekam ich darin mit eigenen Augen Schreckliches zu ſehen.

12

Sſeliwans übler Leumund verſchaffte mir großes Anſehen bei meinen Penſionskameraden, denen ich natürlich meine Bekanntſchaft mit dieſem ſchrecklichen Menſchen nicht vorenthielt. Keiner von meinen Altersgenoſſen in der Penſion hatte ſo ſchreckliche Erlebniſſe durchgemacht wie die, deren ich mich rühmen konnte, und ſo war denn auch jetzt, da ich wieder an Sſeliwan vorbeifahren ſollte, keiner dieſem Ereignis gegenüber gleichgültig und teilnahmlos. Im Gegenteil, die meiſten meiner Kameraden bedauerten mich und ſagten offen, ſie wollten nicht an meiner Stelle ſein, und nur zwei oder drei Wagehälſe beneideten mich und prahlten, daß ſie Sſeliwan gern von Angeſicht zu Angeſicht ſprechen würden. Freilich waren zwei davon bekannte Prahlhänſe, während der dritte ſich vor nichts zu fürchten brauchte, weil ſeine Großmutter, wie er ſagte, einen altertümlichen venezianiſchen Ring mit einem ‚Sylveſter-Stein‘ beſaß, der von den Menſchen ‚jegliches Unheil fernhält‘.* In unſerer Familie

* Der ‚Sylveſterſtein‘ oder ‚Sylveſter‘ — ein heller Saphir mit dem ſchillernden Glanz einer Pfauenfeder — galt in alter Zeit als ein hilfebringender Talisman. Iwan der Schreckliche beſaß einen ſolchen Talisman, gleichfalls an einem Ring,

aber gab es keine ſolche Koſtbarkeit, und außerdem konnte ich meine Weihnachtsreiſe nicht mit unſeren eigenen Pferden machen, ſondern ſollte mit der Tante fahren, die kurz vor Beginn der Chriſtwoche ihr Haus in Orjol für dreißigtauſend Rubel verkauft hatte und jetzt zu uns reiſte, um in unſerer Gegend ein von meinem Vater längſt für ſie erhandeltes Gut zu kaufen.

Zu meinem Ärger wurde mein Aufbruch durch allerlei wichtige geſchäftliche Angelegenheiten der Tante um volle zwei Tage verzögert, und ſo verließen wir Orjol erſt am Morgen des Vierundzwanzigſten.

Wir fuhren in einem geräumigen, durch ein Mattenverdeck geſchützten Reiſeſchlitten, der von einem Dreigeſpann gezogen wurde; wir wurden vom Kutſcher Spiridon und dem jungen Diener Boris begleitet. Im Innern des Schlitten ſaßen die Tante, ich und mein Vetter, die kleinen Couſinen und ihre Kinderfrau Ljubowj Timofejewna.

Mit anſtändigen Pferden und bei gutem Wege konnte man die Fahrt von Orjol bis zu unſerm Dörfchen in fünf bis ſechs Stunden zurücklegen. Wir langten in Kromy um zwei Uhr an und kehrten bei einem bekannten Kaufmann ein, um Tee zu trinken und die Pferde zu füttern. Ein ſolcher Aufenthalt war bei uns Sitte und war auch wegen der Toilette meiner kleinſten Couſine notwendig, die noch in Windeln lag.

---

oder in alter Redeweiſe, einen ‚Fingerling‘. ‚Ein güldner Fingerling als Siegel, und auf ihm der Stein Sylveſter, darinnen eine Trübe erſchaut wird und gleichſam eine Anzahl Bläschen.‘

Das Wetter war gut, beinahe Tauwetter; allein während unſere Pferde gefüttert wurden, ſetzte ein leichter Froſt ein, und darauf wurde es ‚rauchig‘, das heißt, ein feiner Schnee trieb über die Erde hin.

Die Tante war im Zweifel: ob man lieber abwarten ſollte, bis ſich das Schneetreiben lege, oder ob man im Gegenteil ſich beeilen und ſchnell abfahren ſolle, um noch rechtzeitig vor Ausbruch des Unwetters zu Hauſe anzukommen.

Es waren nur noch etwa zwanzig Werſt zurückzulegen. Der Kutſcher und der Diener, die den Weihnachtsabend mit ihren Verwandten und Freunden verbringen wollten, beteuerten, daß wir wohlbehalten eintreffen würden — nur dürfe man nicht länger zögern und müſſe gleich abfahren.

Meine Wünſche und die Wünſche der Tante deckten ſich vollkommen mit dem, was Spiridon und Boris wollten. Keiner wollte das Feſt in Kromy und zudem in einem fremden Hauſe feiern. Außerdem war die Tante mißtrauiſch und argwöhniſch, denn ſie hatte eine bedeutende Geldſumme bei ſich in der kleinen Mahagoniſchatulle, die in einem Überzug von dickem grünen Wollfries ſteckte.

Mit einem ſolchen Reichtum an barem Gelde in einem fremden Hauſe zu übernachten, ſchien der Tante nicht ungefährlich zu ſein, und ſie entſchloß ſich, den Rat der treuen Diener zu befolgen.

Etwas nach drei Uhr war unſer Schlitten angeſpannt, und wir verließen Kromy auf der Straße nach dem Sektiererdorf Koltſchowa; allein wir hatten

kaum das Eis des Fluſſes Kroma paſſiert, als wir fühlten, daß es uns plötzlich an Luft zu mangeln ſchien und wir kaum mehr atmen konnten. Die Pferde liefen raſch, ſchnaubten und ſchüttelten die Köpfe, ein ſicheres Zeichen, daß auch ſie an Atemnot litten. Dabei flog der Schlitten beſonders leicht, als würde er von hinten her geſchoben. Der Wind kam von hinten und ſchien uns mit verſtärkter Schnelligkeit einem vorbeſtimmten Ziele zuzutreiben. Bald jedoch begann die ausgefahrene Spur auf dem Wege zu ‚ſtottern‘; lockere Schneewehen querten die Straße — ſie wurden häufiger und immer häufiger, und ſchließlich war von der ausgefahrenen Spur überhaupt nichts mehr zu ſehen.

Die Tante blickte unruhig aus dem Schlitten, um den Kutſcher zu fragen, ob wir wohl noch auf rechtem Wege ſeien, allein ſie ſchnellte ſofort zurück, da dichter kalter Schneeſtaub ſie im Nu überſchüttete, und noch ehe wir Zeit fanden, den Leuten auf dem Bock zuzurufen, fegte der Schnee in dicken Flocken herab, der Himmel wurde mit einem Male ganz dunkel, und wir waren in der Gewalt eines richtigen Schneeſturms.

13

Nach Kromy zurückzufahren war ebenſo gefährlich wie die Weiterfahrt. Umzukehren war vielleicht ſogar noch gefährlicher, denn dort war ja der Fluß, auf dem ſich unterhalb der Stadt mehrere Eislöcher befanden, die wir beim Schneegeſtöber leicht überſehen und infolge deren wir unter das Eis geraten konnten; dagegen

breitete ſich vor uns bis zu unſerem Dörfchen ebene Steppe aus, die nur auf der ſiebenten Werſt von Sſeliwans Wald unterbrochen wurde, welch letzterer die Gefahren des Schneeſturms ſogar verminderte, da es im Walde ſtiller ſein mußte. Außerdem führte der Fahrweg nicht in den Wald hinein, ſondern am Saum entlang. Dieſer Wald konnte außerdem für uns ein nützlicher Hinweis ſein, daß wir den halben Weg zurückgelegt hatten, und ſo trieb denn der Kutſcher Spiridon die Pferde zu raſcherem Lauf an.

Der Weg wurde immer ſchwieriger und verſchneiter: von dem früheren luſtigen Knirſchen unter den Kufen war nichts mehr zu hören, im Gegenteil, das Fahrzeug kroch nur noch langſam durch die lockere Schneeſchicht und neigte ſich nach und nach immer ſtärker bald auf die eine und bald auf die andere Seite.

Unſere ruhige Stimmung war längſt dahin und immer häufiger erkundigten wir uns beim Diener und beim Kutſcher, wie es ſtünde, erhielten aber nur unbeſtimmte und unſichere Antworten. Jene bemühten ſich, uns von der Gefahrloſigkeit unſerer Lage zu überzeugen, fühlten ſich aber ſelber keineswegs ſicher.

Nach halbſtündiger raſcher Fahrt, wobei die Peitſche Spiridons immer öfter und öfter über den Pferdchen geknallt hatte, wurden wir durch den Ausruf erfreut:

„Sſeliwans Wald iſt zu ſehen.“

„Wie weit noch?“ fragte die Tante.

„Wir ſind dicht daran.“

So müßte es auch ſein — wir waren doch ſchon eine Stunde Fahrt von Kromy entfernt, aber es ver-

ging wiederum eine gute halbe Stunde, und wir fuhren immer noch und die Peitſche klatſchte immer häufiger auf den Rücken der Pferde, doch kein Wald wollte ſich zeigen.

„Was ſoll denn das? wo bleibt Sſeliwans Wald?“

Vom Bock keine Antwort.

„Wo bleibt der Wald?“ fragte die Tante von neuem. „Sind wir etwa ſchon vorüber?“

„Nein, noch nicht,“ antwortete Spiridon dumpf, wie unter einem Kiſſen hervor.

„Ja, was ſoll denn das heißen?“

Schweigen.

„Kommt her! Halt! haltet an!“

Die Tante blickte hinter dem Schutzdach hervor, ſchrie verzweifelt: „anhalten!“ und fiel in den Schlitten zurück, wo gleichzeitig eine ganze Wolke von ‚Schneeſchützen‘ eindrang, die dem Luftzug gehorchend nicht ſofort herabfielen, ſondern durcheinanderwirbelten wie ſchwirrende Fliegen.

Der Kutſcher hielt die Pferde an, es war die höchſte Zeit; denn ſie ſchleppten ſich kaum mehr und taumelten vor Müdigkeit. Wenn man ihnen nicht in dieſem Augenblick eine Atempauſe gegönnt hätte, wären die armen Tiere wahrſcheinlich umgefallen.

„Wo ſteckſt du?“ fragte die Tante den vom Bock geſtiegenen Boris.

Er war gar nicht mehr zu erkennen. Vor uns ſtand kein Menſch, ſondern eine Schneeſäule. Boris hatte den Kragen ſeines Wolfspelzes in die Höhe geſchlagen und mit einer dicken Schnur zugebunden. Alles war

geradezu von Schnee durchſetzt und zu einem Klumpen zuſammengeballt.

Boris kannte den Weg nicht und erwiderte ſchüchtern, es ſchiene, wir wären vom Weg abgekommen.

„Ruf Spiridon.“

Zu rufen war unmöglich: das Schneegeſtöber verſtopfte allen den Mund, es brüllte betäubend und heulte durch die Weite mit entſetzenerregender Erbitterung.

Boris kletterte auf den Bock, um Spiridon am Arm herunterzuziehen, aber ... es dauerte ſehr lange, bis er wieder neben dem Schlitten ſtand und erklärte: „Spiridon iſt nicht auf dem Bock!“

„Wieſo nicht! wo iſt er?“

„Ich weiß nicht. Gewiß den Weg ſuchen gegangen. Wenn Sie erlauben, gehe auch ich.“

„Oh Gott! nein, nichts da — geh nicht; ſonſt geht ihr am Ende beide verloren und wir müſſen erfrieren.“

Als wir dies vernahmen, fingen ich und mein Vetter zu weinen an, doch im gleichen Augenblick tauchte am Schlitten neben Boris eine zweite Schneeſäule auf, noch größer und noch ſchrecklicher.

Es war Spiridon, der ſich einen Baſtſack aufgeſtülpt hatte, und dieſer ſtarrte ihm nun rings um den Kopf, ganz voll Schnee und gefroren.

„Wo ſahſt du denn den Wald, Spiridon?“

„Ich ſah ihn, gnädige Frau.“

„Wo iſt er denn jetzt?“

„Man ſieht ihn auch jetzt noch.“

Die Tante ſchaute nach draußen, konnte aber in der Dunkelheit nichts erblicken. Spiridon beteuerte,

das käme nur daher, daß ihre Augen ſich noch nicht an die Dunkelheit gewöhnt hätten; er ſehe den Wald ſchon lange dunkeln, aber ... das ſei eben das Unglück, daß wir immer auf ihn zuführen und er immer vor uns zurückwiche.

„Wie Sie wollen, das iſt ein Werk Sſelifans. Er will uns wohin locken.“

Als wir hörten, daß wir bei dem ſchrecklichen Unwetter in die Hände des Böſewichts Sſelifan gefallen ſeien, huben ich und der Vetter noch lauter zu weinen an, Tante aber, die von Geburt ein Landfräulein war und ſpäter Regimentsdame wurde, verlor nicht ſo leicht den Kopf wie Damen aus der Stadt, denen derlei Unbilden weniger bekannt ſind. Tante beſaß Erfahrung und Geſchick, vermittels deren ſie uns aus dieſer Lage rettete, die in der Tat ſehr gefährlich war.

14

Ich weiß nicht, ob die Tante an den böſen Zauber Sſelifans glaubte oder nicht glaubte, eines wußte ſie genau, daß es zu unſerer Rettung vor allem darauf ankam, daß die Pferde nicht überanſtrengt wurden. Denn ſollten die Pferde ermatten und ſtehen bleiben und der Froſt zunehmen, ſo waren wir alle verloren. Dann mußte uns der Sturm erſticken und die Kälte erfrieren laſſen. Wenn es aber den Pferden gelang, langſam Schritt für Schritt weiterzutrotten, ſo durfte man die Hoffnung hegen, daß die Witterung der Pferde ſie von ſelbſt auf einen Weg und ſo zu einer Behauſung bringen würde. Und wenn es auch nur

ein ungeheiztes Hüttchen auf Hühnerbeinchen war, irgendwo in einer Schlucht, zum mindeſten ſpürte man darin nicht ſo das wütende Raſen des Schneeſturms und empfand nicht mehr das krampfhafte Zerren, das bei jedem Verſuch der Pferde, ihre ermüdeten Beine zu regen, fühlbar wurde ... Dort konnte man wohl auch einſchlafen ... Schlafen, darnach verlangten ich und mein Vetter ſo ſehr. In dieſer Hinſicht war von uns allen die Kleine die einzige Glückliche, die in einem Haſenpelzchen bei der Wärterin ſchlief; uns beide aber ließ man nicht ſchlafen. Tante wußte, daß das gefährlich war, weil ein Schlafender eher erfriert. Unſere Lage verſchlimmerte ſich mit jeder Minute; die Pferde bewegten ſich kaum noch vorwärts, der Kutſcher aber und der Diener auf dem Bock waren ſchon halb ſteif gefroren und begannen unverſtändlich zu lallen, und ſchließlich gab die Tante nicht mehr ſo auf mich und den Vetter acht, und wir ſchliefen, aneinander gedrückt, alsbald ein. Ich hatte ſogar heitere Traumgeſichte: Sommer war es, unſer Garten, unſere Leute und Apollinarij, auf einmal aber glitt der Traum zur Maiglöckchenfahrt über und zu Sſeliwan, und bald war es mir, als erzähle man mir von ihm, bald wieder war es wie ein Erinnerung. Alles ging durcheinander ... ſo daß ich nicht mehr unterſcheiden konnte, was im Traum geſchah und was im Wachen. Kälte war da und das Heulen des Windes und das ſchwere Klatſchen der Matte auf dem Wagendach, vor den Augen aber ſtand Sſeliwan, den Kittel über die eine Schulter ge-

hängt, und in der ausgeſtreckten Hand eine Laterne ... eine Erſcheinung, ein Traum oder ein Bild der Phantaſie?

Aber es war kein Traum und keine Phantaſie, ſondern dem Schickſal hatte es wirklich beliebt, uns in dieſer ſchrecklichen Nacht auf den ſchrecklichen Hof Sſelitwans zu führen, und wir konnten nirgends nach Rettung ſuchen, weil es ringsum keine andere Behauſung gab. Dabei führten wir doch die Schatulle der Tante mit, welche dreißigtauſend Rubel an barem Gelde, ihr ganzes Vermögen, enthielt. War es möglich, mit dieſem ſo aufreizenden Reichtum bei einem ſo verdächtigen Menſchen wie Sſelitwan einzukehren?

Gewiß, wir waren verloren! Wir hatten übrigens nur die Wahl — im Schneeſturm zu erfrieren, oder unter dem Meſſer Sſelitwans und ſeiner grauſamen Helfershelfer zu fallen.

15

Wie das Auge in der Dunkelheit, wenn jäh ein Blitz aufzuckt, in kurzer Zeit eine große Anzahl von Dingen wahrzunehmen vermag, ſo bemerkte ich beim Flackern der Laterne Sſelitwans das Entſetzen auf allen Geſichtern unſerer verängſtigten Schar. Der Kutſcher und der Diener fielen beinahe auf die Knie vor ihm und erſtarrten in dieſer Verbeugung, die Tante aber lehnte ſich zurück, als wollte ſie die Rückwand des Schlittens eindrücken. Die Kinderfrau dagegen preßte ihr Geſicht an das Kind und ſchrumpfte auf einmal ſo zuſammen, daß ſie ſelbſt nicht größer ſchien als ein Kind.

Sſeliwan ſtand ſchweigend da, aber ... in ſeinem häßlichen Geſicht gewahrte ich keine Spur von Bosheit. Er ſchien jetzt noch geſammelter zu ſein als damals, da er mich auf den Schultern trug. Er betrachtete uns und fragte leiſe: „Wollt euch wohl wärmen, was?“

Tante faßte ſich eher als die anderen und erwiderte: „Ja, wir ſind am Erfrieren ... Rette uns!“

„Gott mag retten! Nur herein — die Stube iſt geheizt.“

Er trat über die Schwelle und leuchtete mit der Laterne in den Schlitten.

Zwiſchen der Dienerſchaft, Tante und Sſeliwan wurden wenige kurze Phraſen gewechſelt, die unſererſeits Mißtrauen gegen den Wirt und wohl auch unſere Furcht verrieten; während Sſeliwan uns mit verſteckter bäuriſcher Ironie und vielleicht ebenfalls mit einem gewiſſen Mißtrauen behandelte.

Der Kutſcher fragte: „Gibt es Futter für die Pferde?“

Sſeliwan antwortete: „Wollen nachſchauen.“

Der Diener Boris erkundigte ſich, ob andere Reiſende da wären.

„Wirſt ja ſehen,“ entgegnete Sſeliwan.

Die Kinderfrau fragte: „Muß man ſich nicht fürchten, bei dir einzukehren?“

Sſeliwan verſetzte: „Haſt du Furcht, ſo bleibe draußen.“

Die Tante gebot Schweigen, flüſterte aber einem jeden ſo leiſe als möglich zu: „Laßt, ſtreitet nicht — das kann nichts nützen. Weiter fahren iſt nicht möglich. Bleiben wir da; Gott wird ſchon helfen.“

Während dieſes Wortwechſels betraten wir einen Bretterverſchlag, der von der geräumigen Stube abgeteilt war. Als erſte trat die Tante ein, hinter ihr trug Boris die Schatulle. Darauf folgten ich und der Vetter und die Kinderfrau.

Die Schatulle wurde auf den Tiſch geſtellt und auf ſie ein mit heruntergetropftem Talg bedeckter Blechleuchter, darin ein kleiner Kerzenſtummel ſtak, der höchſtens noch für eine Stunde reichte.

Die praktiſche Bedachtſamkeit der Tante wandte ſich ſofort dieſem Gegenſtande zu, das heißt der Kerze.

„Vor allem“, ſagte ſie zu Sſelitwan, „bring uns mal, Väterchen, eine neue Kerze.“

„Da iſt ſie ja.“

„Nein, bring eine neue, eine ganze!“

„Eine neue, ganze?“ fragte Sſelitwan, ſich mit der einen Hand auf den Tiſch ſtützend und mit der anderen auf die Schatulle.

„Schnell eine neue, ganze Kerze.“

„Wozu eine ganze?“

„Das geht dich nichts an — ich werde mich noch nicht ſo bald hinlegen. Vielleicht hört der Sturm auf — dann will ich weiterfahren.“

„Der Sturm wird nicht aufhören.“

„Einerlei, ich bezahle dir die Kerze.“

„Das glaube ich, aber ich habe keine Kerze.“

„Such einmal, Väterchen!“

„Wozu ſuchen, was nicht da iſt!“

In dieſes Geſpräch miſchte ſich unerwartet eine überaus ſchwache dünne Stimme hinter der Zwiſchenwand.

„Wir haben keine Kerze, Mütterchen.“

„Wer ſpricht da?“ fragte die Tante.

„Meine Frau.“

Die Geſichter der Tante und der Kinderfrau hellten ſich ein wenig auf. Daß dort eine Frau anweſend war, hatte, ſo ſchien's, etwas Ermutigendes.

„Iſt ſie krank, was?“

„Ja, krank.“

„Was fehlt ihr?“

„Siech iſt ſie. — Aber legt euch jetzt hin, ich brauche das Lichtſtümpchen für die Laterne. Man muß die Pferde hineinführen.“

Wie man auch auf Sſelivan einredete, er beſtand darauf, das Lichtſtümpchen nötig zu haben, und damit baſta. Er verſprach es wiederzubringen — einſtweilen aber nahm er es und ging hinaus.

Ob Sſelivan ſein Verſprechen, das Licht zurückzubringen, erfüllte, ſah ich ſchon nicht mehr, weil ich und der Vetter wieder eingeſchlafen waren; ich ſchlief freilich ſehr unruhig. Denn ich vernahm noch in den Schlaf hinein zuweilen ein Geflüſter der Tante und der Kinderfrau, und immer wieder drang aus dieſem Flüſtern das Wort ‚Schatulle‘ an mein Ohr.

Offenſichtlich wußte die Kinderfrau wie auch unſere übrigen Dienſtboten, daß dieſes Käſtchen große Koſtbarkeiten enthielt, und außerdem hatten ſie bemerkt, daß die Schatulle vom erſten Augenblick an die habſüchtige Aufmerkſamkeit unſeres unheimlichen Wirtes auf ſich gelenkt hatte.

Tante beſaß eine große Lebenserfahrung und

ſah mithin die offenbare Notwendigkeit ein, ſich den Umſtänden zu fügen, traf jedoch ſogleich auch die dieſer gefährlichen Lage entſprechenden Anordnungen.

Damit Sſeliwan uns nicht ermorden könne, wurde beſchloſſen, daß niemand ſchlafen dürfe. Die Pferde ſollten ausgeſpannt, das Kummet aber nicht abgenommen werden, und Kutſcher und Diener ſollten zuſammen im Wagen ſitzen bleiben und ſich nicht trennen, denn andernfalls könnte es Sſeliwan gelingen ſie einzeln totſchlagen, worauf wir ſchutzlos waren. Dann konnte er natürlich auch uns erſchlagen und uns alle unter der Diele einſcharren, wo ja ſchon eine große Menge Opfer ſeiner Grauſamkeit begraben liegen mußte. In die Stube durften wir Kutſcher und Diener nicht nehmen, weil ſonſt Sſeliwan die Riemen am Hauptkummet durchſchneiden konnte, um das Einſpannen der Pferde unmöglich zu machen; es wäre ihm in dem Falle auch möglich geweſen, das ganze Dreigeſpann ſeinen Spießgeſellen auszuliefern, die er einſtweilen noch verborgen hielt. Dann aber blieb uns kein Mittel mehr, uns zu retten; und ſchließlich konnte es ja leicht geſchehen, daß das Schneegeſtöber aufhörte, und dann ſollte der Kutſcher die Pferde einſpannen und Boris dreimal an die Wand klopfen, worauf wir alle auf den Hof ſtürzen, einſteigen und davonfahren wollten. Um im Notfall ſofort fertig zu ſein, blieben wir auch alle angekleidet.

Ich weiß nicht, ob den anderen die Zeit langſam oder ſchnell verging, für uns beide ſchlafenden Jungen

flog ſie wie ein Augenblick vorüber, der von einem entſetzlichen Erwachen abgelöſt wurde.

16

Ich erwachte davon, daß ich plötzlich keine Luft mehr bekam. Ich ſchlug die Augen auf, aber ich ſah nichts, denn es war rings dunkel, und nur in einiger Entfernung ſchimmerte etwas grau: das war das Fenſter, das ſich vom Dunkel abhob. Und genau ſo, wie ich damals beim Schein von Sſelivans Laterne mit einem Blick die Geſichter aller bei jener entſetzlichen Szene Anweſenden erfaßt hatte, fiel mir in dieſem Augenblick auf einmal alles ein — wer ich war, wo und warum ich hier war, wer meine Lieben und Teuren im Elternhauſe waren — und ich empfand Mitleid mit allen und allem, und Schmerz, und Furcht, und wollte ſchreien, aber gerade das war mir unmöglich. Mein Mund war feſt verſchloſſen von einer Hand und eine erregte Stimme flüſterte mir ins Ohr: „Keinen Laut, ſtill, keinen Laut! Wir ſind verloren, — man will bei uns einbrechen.“

Ich erkannte die Stimme der Tante und drückte ihr zum Zeichen, daß ich ſie verſtanden hatte, die Hand.

Vor der Tür, die zum Flur führte, raſchelte es ... dort tappte jemand leiſe und fuhr mit den Händen über die Wand ... Augenſcheinlich ſuchte der Böſewicht die Tür und konnte ſie nicht finden.

Die Tante preßte uns an ſich und flüſterte, Gott könne uns vielleicht noch helfen, ſie habe die Tür verrammelt. Allein im gleichen Augenblick, und vielleicht

eben deshalb, weil wir uns durch unſer Flüſtern und Schaudern verraten hatten, ſtürzte jemand hinter der Bretterwand, welche die eigentliche Stube abteilte und von wo die Frau Sſelitwans, als von der Kerze die Rede war, gerufen hatte, hervor und wurde mit anderen, die ſich leiſe an unſere Tür herangeſchlichen, handgemein, worauf nunmehr beide bei uns einzubrechen verſuchten; die Tür krachte, und vor unſere Füße flogen Tiſch, Bank und die Koffer, womit die Tante uns verbarrikadiert hatte, in der aufſpringenden Tür aber tauchte der Kopf unſeres Boris auf, deſſen Hals die mächtigen Pratzen Sſelitwans umklammert hielten. . . .

Bei dieſem Anblick fuhr Tante Sſelitwan an und eilte auf Boris zu.

„Mütterchen! Gott hat geholfen," röchelte Boris.

Sſelitwan ließ ſofort von ihm ab und blieb ſtehen.

„Schnell, ſchnell, nur fort!" rief die Tante. „Wo ſind die Pferde?"

„Die Pferde ſtehn vor der Tür, Mütterchen, ich kam, um Sie zu rufen . . . aber dieſer Räuber . . . Gott hat geholfen, Mütterchen!" ſtammelte Boris atemlos, nahm mich und meinen Vetter auf den Arm und raffte, während er hinauslief, alles auf, was ihm in die Hände kam. Und nun ſtürzte ein jeder ſo ſchnell er konnte zur Tür hinaus und ſprang auf den Schlitten und im Nu jagten wir dahin, was die Pferde laufen konnten. Sſelitwan machte ein unglaublich dummes Geſicht und ſtarrte uns nach. Er ahnte augenſcheinlich, daß dieſer Vorfall nicht ohne Folgen bleiben würde.

Draußen dämmerte es, im Oſten glühte ein froſtiges, weihnachtliches Morgenrot auf.

17

Wir brauchten zur Heimfahrt nicht mehr als eine halbe Stunde, aber während dieſer ganzen Zeit ſprachen wir nur von den überſtandenen Schreckniſſen. Tante, die Kinderfrau, der Kutſcher und Boris fielen einander unabläſſig in die Rede und bekreuzigten ſich immer wieder, Gott für unſere wunderbare Rettung dankend. Tantchen erzählte, ſie habe die ganze Nacht nicht geſchlafen, weil ſie immer wieder hören mußte, wie ſich jemand heranſchlich und die Tür zu öffnen verſuchte. Dieſes hatte ſie auch veranlaßt, den Eingang mit allem zu verrammeln, was ihr in die Hände fiel. Außerdem hatte ſie verdächtiges Flüſtern hinter Sſelivans Zwiſchenwand vernommen und hatte auch gehört, wie er mehrfach vorſichtig ſeine Tür öffnete, auf den Flur hinausging und leiſe unſeren Türgriff probierte. Die Kinderfrau hatte es ebenfalls gehört, obwohl ſie, wie ſie ſagte, hin und wieder eingenickt war. Das meiſte hatten der Kutſcher und Boris geſehen. Aus Sorge um die Pferde wollte der Kutſcher dieſe keinen Augenblick verlaſſen, Boris aber war wiederholt an unſere Tür gegangen, jedoch war jedesmal, wenn er herantrat, ſogleich auch Sſelivan aus ſeiner Tür gekommen. Als der Sturm gegen Morgen nachließ, ſpannten der Kutſcher und Boris leiſe die Pferde an und fuhren ſtill hinaus, nachdem ſie zuvor ſelber das Tor aufgemacht; kaum aber war

Boris mit großer Vorſicht an unſere Tür gekommen, um uns zu holen, da merkte Sſeliwan, daß die Beute ſeiner Hand entglitt, ſtürzte ſich auf Boris und begann ihn zu droſſeln. Nun, gottlob, das war ihm nicht geglückt, und außerdem lagen nunmehr die Dinge ſo, daß man ihm im Gegenſatz zu früher außer Verdachtsmomenten auch noch Gewichtigeres nachweiſen konnte: ſeine ſchlimmen Abſichten waren diesmal klar zutage getreten, und nicht etwa nur unter vier Augen mit einem beliebigen Menſchen, ſondern vor ſechs Zeugen, von denen allein Tantchen ihrer Bedeutung nach mehrere aufwog, galt ſie doch in der ganzen Stadt als eine geſcheite Perſon, der, trotz ihres mäßigen Vermögens, der Gouverneur ſelber Beſuch zu machen pflegte, und die ſich unſern damaligen Landpolizeichef ungemein verpflichtet hatte, da er ihr das Wohlergehen ſeines Hauſes verdankte. Ein Wort von ihr mußte natürlich genügen, die Polizei zu veranlaſſen, die friſche Spur unverzüglich aufzunehmen, und Sſeliwan konnte diesmal der Schlinge nicht entgehen, die er uns um den Hals zu werfen gedacht hatte.

Die Umſtände ſelbſt ſchienen eine ſchnelle Vergeltung für das, was Sſeliwan uns angetan, herbeiführen zu wollen, ſo daß allem Anſchein nach diesmal ſeine Beſtrafung für den tieriſchen Anſchlag auf unſer Leben und Gut gar nicht mehr zu vermeiden war.

Denn als wir bereits unweit vom Hauſe und ſchon hinter der Quelle auf dem Hügel waren, begegneten wir einem berittenen Burſchen, der bei unſerem Anblick außergewöhnliche Freude verriet, mit den Beinen auf

den Flanken ſeines Pferdes herumtrommelte, ſchon aus der Ferne die Mütze ſchwang und mit ſtrahlendem Geſicht auf uns zu galoppierte und der Tante rapportierte, in welche Unruhe wir das ganze Haus verſetzt hätten.

Wir erfuhren, daß auch Vater, Mutter und die übrigen Hausgenoſſen nicht geſchlafen hatten. Sie hatten uns beſtimmt erwartet und waren, als abends der Schneeſturm ausbrach, voller Sorge geweſen — ob wir am Ende vom Weg abgekommen wären oder uns gar noch ein anderes Unglück betroffen hätte: wie leicht konnte in einem Straßenloch die Deichſel zerbrechen, wie leicht konnten Wölfe uns überfallen ... Vater hatte uns mehrere berittene Leute mit Laternen entgegengeſchickt, aber der Sturm riß ihnen die Laternen aus den Händen und blies die Kerzen aus, und zudem gelang es weder Menſchen noch den Pferden vom Fleck zu kommen. Zwar ſtampften die Pferde, als griffen ſie aus, zwar glaubten die Reiter, ſie ritten gegen den Sturm an, aber dann kam immer ein Augenblick, da blieb ein jedes Pferd ſtehen und wollte nicht weiter. Der Reiter trieb es an, obwohl auch er atemlos nach Luft ſchnappte, aber das Pferd wollte nicht weiter ... Der Reiter ſtieg ab, um das verzagte Tier am Zaum einige Schritte vorwärtszuführen, aber wie groß war ſtets das Erſtaunen eines jeden, wenn er beim Abſteigen bemerken mußte, daß ſein Pferd die Naſe an die Wand des Pferdeſtalles preßte oder an einen Schuppen ... Nur einem einzigen aus der Schar der Kundſchafter gelang es, ein wenig weiter zu kom-

men, und dieſer hatte ſogar eine regelrechte Reiſebegegnung: es war der Riemer Prochor. Man hatte ihm ein kräftiges Vorreiterpferd gegeben, welches mit den Zähnen ſo feſt in die Trenſe biß, daß das Eiſen gar nicht mehr mit den Lefzen in Berührung kam und das dadurch für den Zügel unempfindlich wurde. So raſte es denn mit Prochor in wildem Galopp mitten in die Hölle des Schneeſturms hinein und ſchlug raſtlos aus, den Kopf zwiſchen die Vorderbeine ſteckend, bis zuletzt bei Gelegenheit einer ſolchen Volte der Sattler über den Kopf des Pferdes hinweg der ganzen Länge nach in einen ſeltſamen Haufen ſehr lebendiger Menſchen hineinflog, die ihm übrigens ſchon von vorneherein keinerlei freundſchaftliche Geſinnung bezeigten. Im Gegenteil, einer von ihnen verſorgte ihn ſofort mit einer Kopfnuß, ein anderer machte ſich an die Korrektur ſeines Rückens, während ein dritter ihn mit den Füßen knetete und ihm dabei mehrere Stöße mit etwas Kaltem und Metalliſchem zukommen ließ, das für ſein Empfinden äußerſt ungemütlich war.

Prochor war nicht auf den Kopf gefallen, er wußte, wo Barthel den Moſt holt, und begriff gleich, daß er es mit Weſen von ganz beſonderer Art zu tun hatte, und brach in ein raſendes Gebrüll aus.

Wahrſcheinlich gab das Entſetzen, das ihn gepackt hatte, ſeiner Stimme eine ganz beſondere Kraft, denn er wurde ſofort gehört. Zu ſeiner Rettung zeigte ſich alsbald, nur drei Schritt von ihm entfernt, ein ‚feuriges Leuchten‘. Das war ein Licht, das auf das Fenſterbrett in unſerer Küche geſtellt wurde, an deren

Außenwand, ohne was davon zu ahnen, der Polizeichef, ſein Schriftführer, eine Ordonnanz und der Kutſcher mit drei Pferden Schutz gefunden hatten, nachdem ſie in einer Schneegrube ſtecken geblieben waren.

Sie waren ebenfalls vom Weg abgekommen und glaubten, als ſie auf unſere Küchenwand geſtoßen waren, daß ſie ſich irgendwo auf einer Wieſe neben einem Heuſchober befänden.

Man grub ſie aus und führte die einen in die Küche, die anderen ins Herrſchaftshaus, wo eben jetzt der Polizeichef ſeinen Tee trank, denn er hatte es eilig, zu den Seinen in die Stadt zu kommen, bevor ſie aufwachen und wegen ſeiner Abweſenheit nach dieſer unwirtlichen Nacht in Aufregung geraten konnten.

„Herrlich," ſagte die Tante, „die Polizei brauchen wir jetzt am nötigſten."

„Ja! er iſt ein fixer Herr, — er wird's dem Sſeliwaſchka ſchon eintränken!" fielen die Leute ein und wir eilten weiter und fuhren im Galopp vor unſerm Hauſe vor, wo das Dreigeſpann des Polizeichefs noch vor der Freitreppe hielt.

Und nun mußte dem Polizeichef alles erzählt werden, worauf nach einer halben Stunde der Räuber Sſeliwan ſich in ſeinen Händen befinden durfte.

18

Mein Vater und der Polizeichef ſtaunten über unſere Erlebniſſe, die wir während der Fahrt und darauf im Räuberhauſe Sſeliwans durchgemacht hatten, der uns

erſchlagen und ſich unſerer Sachen und unſeres Geldes bemächtigen wollte.

Übrigens, um vom Gelde zu ſprechen. Als die Rede hierauf kam, rief Tantchen ſogleich: „Ach, mein Gott! ja, wo iſt denn meine Schatulle?“

In der Tat, wo war nur dieſe Schatulle und die darin enthaltenen Tauſende?

Stellen Sie ſich vor, ſie war nicht da! Ja, ja, ſie allein war weder im Zimmer unter den hereingeſchafften Sachen zu finden, noch im Schlitten — mit einem Wort, nirgends ... Die Schatulle war augenſcheinlich zurückgeblieben und auch jetzt noch dort — in den Händen Sſelitwans ... Oder ... vielleicht hatte er ſie gar noch während der Nacht geſtohlen. Das lag ja für ihn durchaus im Bereich des Möglichen; als Hausherr kannte er zweifellos alle Ritzen ſeines windigen Hauſes und deren Zahl war ſicher nicht gering ... Es mußte dort wohl auch eine Falltür vorhanden ſein oder ein verſchiebbares Brettchen in der Zwiſchenwand.

Aber kaum hatte der im Aufſpüren von Räuberangelegenheiten wohlerfahrene Polizeichef dieſe letztere Vermutung von dem verſchiebbaren Brettchen ausgeſprochen, das Sſelitwan in der Nacht leiſe entfernen konnte, um auf ſolche Weiſe die Schatulle zu ſtehlen, als Tante auch ſogleich das Geſicht mit den Händen bedeckte und auf ihren Seſſel zurückfiel.

In der Sorge um ihre Schatulle hatte ſie dieſe ausgerechnet in die Ecke unter jene Bank geſtellt, die an der Zwiſchenwand ſtand, welche unſer Nachtquartier

von dem anderen Teil der Stube trennte, darin ſich Sſeliwan mit ſeiner Frau befand ...

„Da haben wir's!“ rief der Polizeichef, erfreut darüber, daß ſeine auf Erfahrung beruhenden Mutmaßungen ſo gut zutrafen. „Sie ſelbſt haben ihm Ihre Schatulle zugeſchoben! ... immerhin wundere ich mich, daß weder Sie noch Ihre Leute ihrer gedacht haben, als die Zeit der Abfahrt gekommen war.“

„Ja, mein Gott! aber wir waren ja alle ſo verängſtigt!“ ſtöhnte die Tante.

„Das iſt richtig, gewiß; ich glaub es gern,“ ſprach der Polizeichef. „Sie hatten alle Urſache ſich zu fürchten, dennoch aber ... eine ſo große Summe ... ein ſo gutes Stück Geld. Ich werde ſofort fahren, ſofort dorthin fahren ... Er wird gewiß ſchon geflüchtet ſein, aber diesmal ſoll er mir nicht entgehen! Es iſt noch ein Glück für uns, daß alle wiſſen, daß er ein Dieb iſt, und niemand ihn liebt: ſo wird ihn auch keiner verbergen wollen ... Allerdings, er hat jetzt viel Geld in Händen ... wie, wenn er es teilen wollte ... Man muß ſich beeilen ... Die Leute ſind ja alle ſchuftig ... Leben Sie wohl, ich fahre. Beruhigen Sie ſich, nehmen Sie was ein ... Ich kenne dieſe Diebsnaturen; ſeien Sie überzeugt, wir werden ihn packen.“

Bei dieſen Worten ſchnallte ſich der Polizeichef gerade den Säbel um, als plötzlich die im Vorzimmer befindlichen Leute ungewöhnlich laut wurden und ... es trat über die Schwelle des Saales, in dem wir uns befanden, Sſeliwan, ſchwer atmend, die Schatulle der Tante in Händen.

Alle ſprangen auf und ſtanden da wie angenagelt.

„Sie haben Ihr Futteralchen vergeſſen, da,“ ſagte Sſeliwan dumpf.

Weiter konnte er auch nichts ſagen, denn das raſche Laufen und vielleicht auch die ſtarke innere Erregung hatten ihn völlig außer Atem gebracht.

Er ſtellte die Schatulle auf den Tiſch, ſetzte ſich, obwohl ihn niemand aufgefordert hatte, auf einen Stuhl und ließ Kopf und Hände ſinken.

19

Die Schatulle war unverſehrt. Tante nahm das Schlüſſelchen vom Hals, ſchloß auf und rief: „Alles da, alles wie es war!“

„In Ordnung“, ſprach Sſeliwan leiſe. „Ich ſprang immer hinter Ihnen her ... wollte Sie einholen ... habs nicht geſchafft ... Verzeihen Sie, daß ich ſitze ... ich krieg keine Luft.“

Vater trat als erſter auf ihn zu, umarmte ihn und küßte ihn auf die Stirn.

Sſeliwan rührte ſich nicht.

Tante nahm aus der Schatulle zwei Hundertrubelſcheine und verſuchte ſie ihm in die Hände zu drücken.

Sſeliwan ſaß immer noch da und ſchaute um ſich, als wollte es ihm nicht in den Kopf.

„Nimm, was man dir gibt,“ ſagte der Polizeichef.

„Wozu denn? — nicht nötig!“

„Dafür, daß du das bei dir vergeſſene Geld ehrlich aufbewahrt und hergebracht haſt.“

„Was ſonſt wohl? kann man denn anders als ehrlich?“

„Schon gut ... du biſt ein braver Menſch ... du dachteſt nicht daran fremdes Gut zu verheimlichen.“

„Fremdes Gut zu verheimlichen! ...“ Sſeliwan ſchüttelte den Kopf und fügte hinzu: „Ich brauche kein fremdes Gut.“

„Aber du biſt arm — die kleine Unterſtützung wird dir zu ſtatten kommen!“ ſprach ihm die Tante freundlich zu.

„Nimm nur“, überredete ihn mein Vater. „Du haſt ſogar ein Recht darauf.“

„Ein Recht?“

Man erklärte ihm das Geſetz, laut welchem ein jeder, der Verlorenes findet und wiederbringt, auf den dritten Teil des Fundes Anſpruch hat.

„Was iſt das für ein Geſetz,“ entgegnete er, indem er aufs neue Tantchens Hand mit den Scheinen von ſich ſchob. „An fremdem Unglück ſoll man ſich nicht mäſten ... Ich brauch nichts! — leben Sie wohl!“

Und ſtand von ſeinem Sitz auf, um zu ſeinem angeſchwärzten kleinen Höfchen zurückzukehren, allein Vater ließ ihn nicht gehen: er nahm ihn mit ſich ins Kabinett und ſchloß ſich dort mit ihm ein, nach einer Stunde aber ließ er den Schlitten anſpannen und Sſeliwan nach Hauſe fahren.

Tags darauf war dieſe Begebenheit bereits in der Stadt und im ganzen Umkreis bekannt, nach zwei Tagen aber fuhren Vater und Tante nach Kromy und kehrten unterwegs bei Sſeliwan ein, tranken Tee

und ſchenkten ſeiner Frau einen warmen Pelz. Auf dem Rückweg machten ſie wieder bei ihm Halt und brachten ihm Geſchenke: Tee, Zucker und Mehl.

Er nahm es zwar höflich, aber nicht eigentlich gern, und ſprach: „Was ſoll das? Es iſt heute ſchon der dritte Tag, daß Leute zu mir gefahren kommen ... ich hab angefangen zu verdienen ... wir haben Kohlſuppe gekocht ... Man fürchtet uns nicht mehr.“

Als man mich nach den Feiertagen in die Penſion brachte, mußte ich wieder ein Paket für Sſelivan mitnehmen; ich trank bei ihm Tee und ſchaute ihm immerzu ins Geſicht und dachte dabei: ‚Was er für ein ſchönes, gutes Geſicht hat! und warum nur haben ich und alle anderen ihn ſo lange für ein Schreckgeſpenſt gehalten?‘

Dieſer Gedanke verfolgte mich und ließ mir keine Ruhe ... Das war doch der gleiche Menſch, den alle ſo gefürchtet und für einen Zauberer und Böſewicht gehalten hatten. Es hatte doch ſo lange den Anſchein gehabt, als ſei er nur damit beſchäftigt, Untaten zu erſinnen und auszuführen. Wie kam es nur, daß er auf einmal in aller Augen ſo gut und angeſehen geworden war?

20

Ich hatte in meiner Kinderzeit das Glück, daß ein vortrefflicher Chriſt mir meinen erſten Religionsunterricht erteilte. Es war ein Geiſtlicher aus Orjol, Oſtromyſſlenij, — ein guter Freund meines Vaters und ein Freund der Kinder, die er lehrte die Wahrheit zu lieben

und barmherzig zu ſein. Meinen Kameraden erzählte ich nichts von dem, was wir in der Weihnachtsnacht bei Sſeliwan erlebt hatten, weil es meiner Tapferkeit keineswegs zum Ruhm gereichte, ſondern eigentlich nur Spott hervorrufen mußte, dagegen teilte ich alle meine Abenteuer und Zweifel dem Vater Jeſim mit.

Er ſtreichelte mich und ſagte: „Dir iſt großes Glück widerfahren; deine Seele war am Weihnachtstage wie die Krippe des Heiligen Kindleins, das auf die Erde gekommen iſt, um zu leiden für die Unglücklichen. Chriſtus hat jene Finſternis für dich erleuchtet, die das leere Geſchwätz unwiſſender Menſchen um deine Phantaſie gebreitet hat. Nicht Sſeliwan war das Schreckgeſpenſt, ſondern ihr ſelber waret es — euer Mißtrauen ihm gegenüber war es, das euch verhinderte, ſein gutes Gewiſſen zu gewahren. Sein Antlitz ſchien euch dunkel zu ſein, weil ihr trübe Augen hattet. Beachte dieſes, um nicht ein anderes Mal ebenſo blind zu ſein.“

Das war ein kluger und vortrefflicher Rat. In den Jahren darauf kam ich in nähere Berührung mit Sſeliwan und hatte das Glück, zu ſehen, wie er von allen geliebt und geachtet wurde.

Auf dem neuen Gut, das Tantchen gekauft hatte, befand ſich an einem Kreuzungspunkt von Landſtraßen eine Herberge. Dieſen Hof bot ſie Sſeliwan unter günſtigen Bedingungen an, und Sſeliwan ging darauf ein und wohnte dort bis zu ſeinem Lebensende. Hier erfüllten ſich meine frühen Kinderträume: ich wurde nicht nur gut bekannt mit Sſeliwan, ſondern wir hegten

volles Vertrauen und Freundſchaft zueinander. Ich ſah, wie ſeine Lage ſich zum Beſſeren wandte, — wie die Ruhe in ſein Haus einzog und nach und nach auch Wohlſtand; und ich ſah, wie jetzt alle Leute, die früher bei einer Begegnung mit Sſeliwan mürriſche Geſichter gezogen hatten, ihn nunmehr mit Vergnügen anblickten. Und in der Tat, war es nicht ſonderbar? Kaum waren die Augen der Leute aus Sſeliwans Umgebung klar geworden, da lichtete auch ſein eigenes Geſicht ſich auf.

Unter den Leuten der Tante liebte ihn nur der Diener Boris nicht, den Sſeliwan in jener denkwürdigen Weihnachtsnacht beinahe erdroſſelt hatte.

Über dieſe Geſchichte wurden zuweilen Witze gemacht; denn der Vorfall dieſer Nacht klärte ſich folgendermaßen auf: genau ſo wie wir alle Sſeliwan im Verdacht hatten, er wolle die Tante berauben, hatte auch Sſeliwan ſeinen ſtarken Verdacht, nämlich den, daß Kutſcher und Diener uns abſichtlich zu ſeinem Hof geführt hätten, um hier nachts das Geld der Tante zu ſtehlen und darauf die ganze Schuld auf die allerbequemſte Weiſe auf den verdächtigen Sſeliwan abzuwälzen.

Mißtrauen und Verdacht auf der einen Seite hatten Mißtrauen und Verdacht auf der anderen hervorgerufen, — ein jeder ſah in dem anderen ſeinen Feind und alle glaubten Urſache zu haben, einander für Menſchen halten zu müſſen, gewillt, Böſes zu tun.

So erzeugt das Böſe ſtets ein anderes Böſes und kann nur vom Guten beſiegt werden, das einzig, nach dem Wort des Evangeliums, imſtande iſt, unſere Augen und Herzen zu läutern.

Es bleibt noch zu berichten, warum eigentlich Sſeliwan, ſeit er damals den Kringelbäcker verlaſſen, finſter und verſchloſſen geworden war. Wer hatte ihn nur gekränkt und von ſich geſtoßen?

Mein Vater glaubte, trotz ſeiner Neigung für dieſen guten Menſchen, noch lange, daß Sſeliwan irgendein Geheimnis haben müſſe, das er hartnäckig hütete.

So war es auch, allein Sſeliwan enthüllte dieſes Geheimnis einzig meiner Tante, und auch ihr erſt nach mehreren Jahren, die er auf ihrem Gute verbracht, und nachdem ſeine immer kränkelnde Frau geſtorben war.

Als ich einſt, ſchon im Jünglingsalter, Tante beſuchte und wir zuſammen Sſeliwans gedachten, der ſelber vor kurzem geſtorben war, erzählte mir Tante ſein Geheimnis.

Die Sache war die: Sſeliwans zartes und gütiges Herz war vom bitteren Schickſal der hilfloſen Tochter des in jener Stadt geſtorbenen vormaligen Henkers gerührt worden. Dieſes Mädchen hatte niemand aufnehmen wollen, weil es das Kind eines verachteten Menſchen war. Sſeliwan war arm und hatte wohl auch nicht gewagt, die Henkerstochter offen zu ſich zu nehmen, da alle im Städtchen ſie und ihn kannten. So mußte er auch ſpäterhin vor allen Leuten ihre Herkunft, an der ſie unſchuldig war, verheimlichen. Sonſt wäre ſie kränkenden Worten der Leute nicht entgangen, die unfähig ſind, barmherzig und gerecht zu ſein. Sſeliwan hatte

ſie darum verborgen gehalten, weil er beſtändig fürchtete, man werde ſie wieder erkennen und beleidigen, und hieraus war ſeine Verſchloſſenheit und Unruhe zu erklären, die ſein ganzes äußeres Weſen ergriffen hatte.

Und ſo war ein jeder, der von Sſeliman ‚Schreckgeſpenſt‘ ſagte, für dieſen in noch viel höherem Maße ein ‚Schreckgeſpenſt‘ geweſen.

Das Tier

„Auch die Tiere vernahmen das heilige Wort“

Das Leben des heiligen Vaters Sſeraſim

Mein Vater war ein zu ſeiner Zeit ſehr bekannter Unterſuchungsrichter. Viele wichtige Straffälle wurden ihm anvertraut, ſo daß er häufig auf Reiſen war und Mutter, mich und die Dienſtboten allein zu Hauſe ließ.

Meine Mutter war damals noch ſehr jung, und ich ein kleiner Knabe.

Als die Geſchichte, von der ich jetzt erzählen will, paſſierte, war ich erſt fünf Jahre alt.

Winter war es, und zwar ein ſehr harter Winter. Die Kälte war ſo ſtreng, daß die Schafe nachts in den Ställen erfroren und Sperlinge und Dohlen erſtarrt auf die hartgefrorene Erde herabfielen. Mein Vater befand ſich damals in Amtsgeſchäften in Jelez und konnte es nicht einmal ermöglichen, zum Weihnachtstage nach Hauſe zu kommen, ſo beſchloß denn meine Mutter, zu ihm hinzufahren, damit er an dieſem ſchönen und fröhlichen Feſttag nicht einſam ſei. Der entſetzlichen Kälte wegen nahm Mutter mich nicht auf die lange Reiſe mit, ſondern ließ mich bei ihrer Schweſter, meiner Tante, zurück, die die Frau eines Gutsbeſitzers aus dem Orlowſchen war, über den die Leute nicht gerade gut ſprachen. Er war ſehr reich, alt und hartherzig. Bosheit und Unerbittlichkeit waren die hervorſtechendſten Züge ſeines Charakters, aber das bedrückte ihn nicht im geringſten, im Gegenteil, er prahlte ſogar mit dieſen Eigenſchaften, die ſeiner Meinung nach ein Ausdruck männlicher Kraft und unbeugſamer Seelenſtärke waren.

Und darum verſuchte er auch, ſeine Kinder, unter denen ein Knabe in meinem Alter war, zu der gleichen Männlichkeit und Standhaftigkeit zu erziehen.

Alle fürchteten den Onkel, ich aber fürchtete ihn noch mehr als die anderen, da er auch in mir ‚Männlichkeit entwickeln' wollte; ich war erſt drei Jahre alt, als er mich einmal, während eines furchtbaren Gewitters, vor dem ich große Angſt hatte, auf den Balkon ſperrte, deſſen Türe er verſchloß; mit dieſer Lehre wollte er mir die Furcht vor dem Gewitter abgewöhnen.

Es iſt begreiflich, daß ich in ſeinem Hauſe nur ungern und voller Scheu zu Gaſt weilte, aber ich wiederhole, ich war damals erſt fünf Jahre alt, und meinen Wünſchen wurde vor dem Zwang ſo gewichtiger Umſtände, wie ſie für meine Eltern vorlagen, nicht Rechnung getragen.

2

Auf dem Gut meines Onkels befand ſich ein mächtiges ſteinernes Gebäude, das faſt einem Schloß glich. Es war ein anſpruchsvoller, aber unſchöner, ja ſogar häßlicher Bau mit zwei Stockwerken, einer runden Kuppel und einem Turm, von dem man allerhand Schreckliches zu erzählen wußte. Dort hatte einſt der wahnſinnige Vater des jetzigen Gutsherrn gelebt, nach ſeinem Tode aber waren jene Zimmer als Apotheke eingerichtet worden. Auch dieſer Umſtand wirkte aus irgendeinem Grunde grauenerregend und unheimlich; das Unheimlichſte jedoch war, daß oben im Turm über

eine runde Fensteröffnung Saiten gespannt waren, so daß sich nun da in der Höhe eine richtige ‚Äolsharfe' befand. Wenn der Wind durch die Saiten dieses eigenwilligen Instrumentes strich, gab es ebenso unerwartete wie seltsame Töne von sich, die von einem leisen tiefen Grollen zu unruhigem, unharmonischem Stöhnen übergingen und sich oft in einen rasenden Lärm auflösten, als flögen ganze Scharen von Furcht gehetzter besessener Geister dort vorüber. Niemand im Hause liebte diese Harfe, denn man dachte, sie spräche zu dem gestrengen Hausherrn, dieser aber wage nicht, ihr zu antworten, und werde daher immer unbarmherziger, immer noch grausamer ... Denn man hatte schon häufig die Beobachtung gemacht, daß, wenn nachts ein Sturm losbrach und die Harfe so laut tönte, daß ihre Klänge über Park und Teiche bis zum Dorf hinüberflogen, der Herr keinen Schlaf fand, morgens finster und streng aufstand und sogleich einen seiner grausamen Befehl erteilte, der die Herzen seiner zahlreichen Sklaven erbeben machte.

Es gehörte zu den Gewohnheiten seines Hauses, daß keinem jemals eine Schuld verziehen wurde. Dies war ein Gesetz, das niemals abgeändert wurde, weder zugunsten eines Menschen, noch eines Tieres, noch irgendeines andern Geschöpfes. Onkel wollte von Barmherzigkeit nichts wissen und schätzte sie nicht, da er sie für Schwäche hielt. Unbeugsame Strenge galt ihm höher als jede Nachsicht. Und darum herrschte sowohl im Hause wie auch in den ausgedehnten Dörfern, die diesem reichen Gutsherrn gehörten, ständig

freudloſe Niedergeſchlagenheit, die von den Menſchen nach und nach auch auf die Tiere übergegangen war.

3

Mein verſtorbener Onkel war ein leidenſchaftlicher Liebhaber der Hetzjagd mit Hunden. Mit ſeinen Windhunden, die er zu dieſem Zwecke hielt, jagte er Wölfe, Haſen und Füchſe. Außerdem beſaß er in ſeiner Meute noch eine beſondere Art von Hunden, die ſogar Bären angingen. Dieſe Hunde wurden ‚Blutegel‘ genannt. Denn ſie verbiſſen ſich ſo in das Tier, daß man ſie nicht mehr losreißen konnte. Es kam vor, daß ein Bär einen ‚Blutegel‘, der ſich in ihn verbiſſen hatte, mit einem Schlag ſeiner furchtbaren Tatze tötete oder in Stücke riß, aber auch dann kam es niemals vor, daß der ‚Blutegel‘ lebend von ſeinem Gegner abließ.

Heute, da man nur noch Treibjagden veranſtaltet oder den Bären mit dem Spieß jagt, ſcheint die Raſſe der Blutegelhunde in Rußland ganz ausgeſtorben zu ſein; zu der Zeit aber, von der ich erzähle, fehlten ſie bei keiner gut zuſammengeſtellten Jagdkoppel. Damals waren freilich auch die Bären in unſerer Gegend noch ſehr zahlreich, und eine Bärenjagd galt als großes Vergnügen.

Wenn es gelang, ein ganzes Bärenneſt auszuheben, ſo nahm man die Bärenjungen aus der Höhle und brachte ſie nach Hauſe. Hier wurden ſie meiſtens in einem geräumigen Steingelaß gehalten, das kleine, unmittelbar unter dem Dach liegende Fenſter hatte. Dieſe Fenſter waren ohne Glas und nur mit ſtarken

Eiſengittern verſehen. Es kam gelegentlich vor, daß die Bärenjungen aufeinanderkrabbelten und ſich mit ihren kräftigen Krallen an die Eiſenſtäbe hängten. Nur ſo konnten ſie aus ihrem Kerker in Gottes freie Welt hinausblicken.

Wenn man uns vor dem Eſſen ſpazieren führte, gingen wir am liebſten zu dieſem Gelaß, um die hinter dem Gitter hervorlugenden drolligen Schnäuzchen der kleinen Bären zu betrachten. Unſer deutſcher Lehrer Kolberg verſtand es nämlich, ihnen Brotreſte, die wir uns zu dieſem Zweck vom Frühſtück abſparten, auf der Spitze ſeines Stockes hinzureichen.

Dieſe Bären zu beaufſichtigen und zu füttern, war das Amt eines jungen Hundewärters, namens Ferapont; weil es aber dem einfachen Volk ſchwer fiel, dieſen Namen auszuſprechen, nannte es ihn einfach ‚Chrapon‘ und am häufigſten ‚Chrapoſchka‘. Ich kann mich noch gut an ihn erinnern: Chrapoſchka war ein mittelgroßer, ſehr gewandter, kräftiger und kühner Burſche von etwa fünfundzwanzig Jahren. Man hielt ihn für einen hübſchen Kerl — mit ſeinem weißen Geſicht und den roſigen Wangen, ſeinen ſchwarzen Locken und den ſchwarzen, großen, etwas hervorſtehenden Augen konnte er wohl auch dafür gelten. Zudem war er außerordentlich kühn. Seine Schweſter Annuſchka, die die Kinderfrau bei ihren Arbeiten unterſtützte, erzählte uns ſehr unterhaltende Dinge von ſeiner Verwegenheit und Waghalſigkeit und von ſeiner ungewöhnlichen Freundſchaft mit den Bären, in deren Zwinger er im Sommer und

Winter ſchlief, wobei ſie ihn von allen Seiten zu umringen pflegten und ihre Köpfe auf ihn wie auf ein Kiſſen legten.

Vor dem Hauſe des Onkels lag ein großes und rundes Blumenbeet, das von einem bemalten Gitter eingefaßt war, dahinter erhob ſich ein breites Tor, und dieſem Tor gegenüber war ein hoher, gerader und geglätteter Baumſtamm inmitten eines Raſendammes eingegraben, den man den ‚Maſtbaum‘ nannte. Dieſen Maſt krönte ein kleines Holzgerüſt, das allgemein ‚die Laube‘ hieß.

Aus der Schar der gefangenen jungen Bären wurde immer der ‚klügſte‘ herausgeſucht, nämlich der, der ſeinem Charakter nach der gelehrigſte und zuverläſſigſte ſchien. Dieſer wurde von ſeinen Gefährten getrennt und durfte in Freiheit leben, das heißt, er konnte in Hof und Park frei umherſchlendern; doch war es in der Hauptſache ſeine Aufgabe, am ‚Maſtbaum‘ vor dem Tore Wache zu ſtehen. Dort verbrachte denn auch der Auserwählte den größten Teil ſeiner Zeit, wobei er entweder auf einem Strohlager am Fuße des Maſtes lag oder hinauf zu der ‚Laube‘ kletterte, wo er am liebſten ſaß und ſchlief, da ihn dort weder zudringliche Menſchen noch Hunde plagen oder necken konnten.

Ein Leben in ſolcher Freiheit wurde — wie ſchon geſagt — keineswegs allen Bären geſtattet, ſondern nur einigen beſonders klugen und gutmütigen, und auch dieſen keineswegs für ihr ganzes Leben, ſondern nur ſolange ſie nicht ihre tieriſchen, für das Zuſammen-

leben unbequemen Anlagen hervorkehrten, das heißt, ſolange ſie ſich friedlich betrugen und weder Hühner, Gänſe, Kälber noch Menſchen anrührten.

Ein Bär, der die Ruhe der Gutsbewohner ſtörte, wurde ſofort zum Tode verurteilt und nichts auf der Welt vermochte, ihn vor der Vollſtreckung dieſes Urteils zu bewahren.

4

Das Amt Chrapons war es, jeweils den ‚gelehrigen Bären' auszuwählen. Da er mehr als alle anderen Leute mit den Bären Umgang hatte und überdies als großer Kenner ihrer Weſensart galt, ſo wurde naturgemäß er allein mit dieſer Aufgabe betraut. Er mußte freilich auch die Verantwortung tragen, falls er eine ungeſchickte Wahl traf, — doch hatte er gleich beim erſtenmal für dieſe Rolle einen ungewöhnlich begabten und klugen Bären gefunden, der einen ſeltſamen Namen erhielt; ſonſt heißen in Rußland die Bären allgemein ‚Miſchka', dieſem aber verlieh man den ſpaniſchen Namen ‚Sganarell'. Schon fünf Jahre hatte er in voller Freiheit gelebt und noch keine einzige ‚Unart' begangen. Wenn man nämlich von einem Bären ſagte, daß er ‚unartig' geworden ſei, ſo bedeutete es, daß er durch einen Überfall oder etwas Ähnliches ſeine tieriſche Natur erwieſen hatte.

Der ‚Unartige' wurde dann zunächſt in die ‚Grube' geſperrt, die ſich auf einer großen Wieſe zwiſchen der Tenne und dem Wald befand, und erſt nach einiger Zeit auf die Wieſe herausgelaſſen (er kletterte ſelbſt

an einem Pfahl empor), um hier von ‚jungen Blutegeln‘ (den halberwachſenen jungen Bärenhunden) gehetzt zu werden. Vermochten die jungen Hunde das Tier nicht zu faſſen und ſchien die Gefahr naheliegend, daß es ſchließlich in den Wald entkommen könne, dann warfen ſich zwei der beſten Jäger auf ihn, die mit auserleſenen Koppeln erfahrener Hunde in einem Reſerveverſteck lauerten, und damit war die Sache meiſtens zu Ende.

Wenn jedoch auch dieſe Hunde ſo ungeſchickt waren, daß der Bär durchbrechen und die ‚Inſel‘ (das heißt den Wald), hinter der ſich das weite Forſtgebiet von Brjansk erſtreckte, erreichen konnte, ſo trat ein eigens für dieſen Zweck auserſehener Schütze mit einem langen und ſchweren Kuchenreuterſchen Stutzen hervor, legte dieſen zum Zielen ‚auf die Gabel‘ und ſandte dem Bären die tödliche Kugel nach.

Noch niemals war es vorgekommen, daß ein Bär all dieſen Gefahren entronnen war, und allein die Vorſtellung der Folgen, die ein ſolcher Fall nach ſich ziehen mußte, war ſchrecklich: jedem einzelnen der Schuldtragenden drohte tödliche Beſtrafung.

5

Sganarells Verſtand und ſeine Solidität waren die Urſache davon, daß das eben geſchilderte Vergnügen einer Bärenhinrichtung nun ſchon ſeit fünf Jahren nicht mehr vorgekommen war. Sganarell war während dieſer Zeit herangewachſen und ein rieſiges Tier von ungewöhnlicher Kraft, Schönheit und Gewandt-

heit geworden. Mit ſeiner ſtumpfen runden Schnauze und ſeinem ziemlich ſchlanken Körper ſah er eher einem koloſſalen Pudel als einem Bären ähnlich. Sein Hinterteil war mager und mit kurzem glänzenden Fell bedeckt, Schultern aber und Nacken waren ſtark entwickelt und mit langen Zotteln behangen. Sganarell war auch klug wie ein Pudel und konnte einige für ein Tier ſeiner Art merkwürdige Kunſtſtücke: er lief zum Beiſpiel geſchickt und leicht auf den Hinterbeinen, wobei er mit dem Bauch und Hintern wackelte, ſchlug die Trommel und marſchierte wie ein Soldat mit einem großen bemalten Stock, der wie ein Gewehr zugeſchnitten war, aber es bereitete ihm auch großes Vergnügen, mit den Bauern zuſammen die ſchwerſten Säcke zur Mühle zu ſchleppen, und ferner hatte er gelernt, ſich mit eigenartigem Chic, was überaus lächerlich wirkte, eine hohe ſpitze Bauernmütze, die mit einer Pfauenfeder oder einem Strohwiſch in der Form eines Federbuſches verziert war, auf den Kopf zu ſtülpen.

Doch auch ihm nahte das Verhängnis — auch in Sganarell brach die wilde Natur durch. Kurz bevor ich im Hauſe meines Onkels ankam, hatte der ruhige Sganarell raſch hintereinander mehrere Dummheiten begangen, von denen die eine immer ſchwerer war als die andere.

Die Reihenfolge der verbrecheriſchen Taten war genau die gleiche wie bei ſeinen Vorgängern: als Auftakt riß er einer Gans den Flügel ab; darauf legte er einem Füllen, das hinter der Mutter herlief, die Pratze auf den Rücken und zerbrach ihm dabei das

Rückgrat, und endlich erregten ein alter Blinder und deſſen Führer ſein Mißfallen, und Sganarell wälzte ſie im Schnee hin und her, wobei er ihnen freilich Hände und Füße ſehr zerquetſchte. Der Blinde und ſein Führer wurden ins Krankenhaus gebracht, Chrapon jedoch erhielt Befehl, Sganarell abzuführen und in die Grube zu ſetzen, aus der nur ein Weg wieder herausführte — der zur Hinrichtung ...

Am Abend erzählte uns Anna, während ſie mich und meinen gleichaltrigen Vetter auskleidete, daß ſich, als Sganarell zur Grube gebracht wurde, in der er bis zum Vollzug der Todesſtrafe bleiben ſollte, unendlich rührende Szenen abgeſpielt hatten. Chrapon hatte Sganarell nicht den üblichen ſchmerzhaften Ring durch die Schnauze gezogen und auch ſonſt nicht die geringſte Gewalt angewendet, ſondern nur geſagt: „Komm mit, Tier!“

Da war der Bär ſogleich aufgeſtanden und mitgegangen, wobei noch etwas beſonders Lächerliches vorfiel — Sganarell hatte gerade ſeine Mütze mit dem Strohbuſch auf und hielt außerdem den ganzen Weg bis zur Grube Chrapon umarmt, als wären ſie zwei Freunde.

Und Freunde waren ſie wohl auch wirklich.

6

Chrapon tat Sganarell ſehr leid, aber er hatte keinerlei Möglichkeit, ihm zu helfen. Ich erinnere daran, daß in dem Hauſe, wo dieſe Begebenheit ſtattfand, keinem jemals die geringſte Verfehlung verziehen worden war,

und ſo mußte denn Sganarell wohl, da er ſich kompromittiert hatte, ſeine Späſſe unter allen Umſtänden mit grauſamem Tode bezahlen.

Die Hetze auf ihn ſollte für die Gäſte, die ſich zur Weihnachtszeit im Hauſe meines Onkels zuſammenfanden, eine Nachmittagsunterhaltung bilden. Der Befehl dazu wurde den Jägern zur gleichen Zeit übermittelt, da Chrapon den ſchuldigen Sganarell abführte und in die Grube ſperrte.

7

Die Bären wurden auf ziemlich einfache Art in die Grube geſteckt. Die Mündung oder Öffnung der Grube wurde gewöhnlich mit leichtem Reiſig, das auf zerbrechlichen Latten lag, überdeckt und das Ganze mit Schnee zugeſcharrt. Dies tat man, damit der Bär nicht vorzeitig die Falle, die man ihm verräteriſch geſtellt hatte, entdecken konnte. Das gehorſame Tier wurde zu dieſem Platz geführt und vorwärts getrieben. Es machte einen oder zwei Schritte und ſtürzte unverſehens in die tiefe Grube, aus der zu entkommen unmöglich war. Hier ſaß der Bär, bis die Zeit der Hetze gekommen war. Dann ſtellte man in die Grube einen etwa ſieben Ellen langen Balken ſchräg hinein, und eilfertig kletterte der Bär natürlich an dieſem Balken hoch. Und nun ſetzte die Hetze ein. Wenn jedoch das ſcharfſinnige Tier Unheil witterte und nicht herauskommen wollte, ſo zwang man es dazu, indem man mit langen Stangen, die ſcharfe eiſerne Spitzen hatten, nach ihm ſtach, brennendes Stroh in das Loch hinab-

warf oder aus Gewehren und Piſtolen blinde Schüſſe abgab.

Chrapon hatte Sganarell abgeführt und auf die übliche Weiſe in ſein Gefängnis geſtoßen, war dann aber völlig verſtört und tief betrübt nach Hauſe zurückgekehrt. Unglücklicherweiſe erzählte er ſeiner Schweſter, wie ‚liebreich‘ das Tier ihm gefolgt wäre und wie es ſich, nachdem es durch das Reiſig in die Grube geſtürzt, unten hingekauert, die Vorderpfoten wie Hände bittend gefaltet, und dazu geſtöhnt habe, gleichſam als weine es.

Ferner geſtand Chrapon Anna, daß er, ſo ſchnell er nur konnte, von der Grube fortgelaufen ſei, um nur nicht mehr das klägliche Stöhnen Sganarells hören zu müſſen, da dieſes Klagen ihm weh täte und ſeinem Herzen unerträglich wäre.

„Gott ſei Dank,“ fügte er hinzu, „daß nicht ich auf ihn zu ſchießen brauche, falls er ausreißen ſollte, da ja andere Leute dazu beſtimmt worden ſind. Lieber würde ich, wenn mir das befohlen würde, alle Qualen ertragen, als auf ihn ſchießen.“

8

Anna erzählte es uns, und wir erzählten es dem Erzieher Kolberg, Kolberg aber erzählte es wiederum dem Onkel, um ihn zu unterhalten. Onkel hörte ihn an und ſagte nur: „Braver Kerl, dieſer Chrapoſchka!“, und klatſchte darauf dreimal in die Hände.

Das bedeutete, daß der Onkel ſeinen Kammerdiener Uſtin Petrowitſch herbeirief, ein altes Männchen aus der Schar der franzöſiſchen Gefangenen von 1812.

Uſtin Petrowitſch, oder eigentlich Juſtin, erſchien in ſeinem ſauberen lila Frack mit ſilbernen Knöpfen, und Onkel gab Befehl: morgen bei der Hetzjagd auf Sganarell ſei Phlegont, der berühmteſte Schütze, der noch nie einen Fehlſchuß getan, der eine Jäger, der aus dem Hinterhalt auf den Bären zu ſchießen habe, der andere aber Chrapoſchka. Offenbar wollte der Onkel an dem ſchwierigen Widerſtreit von deſſen Gefühlen ſeinen Spaß haben. Denn natürlich harrte ſeiner ſchwere Strafe, wenn er ſich weigerte, auf Sganarell zu ſchießen, oder gar verſuchte, abſichtlich falſch zu zielen, obwohl Sganarell auch dann noch nicht entwiſchen konnte, da ihn Phlegont, der noch nie einen Fehlſchuß getan, ſeinerſeits beſtimmt tödlich traf.

Uſtin verbeugte ſich und ging hinaus, um den Befehl weiterzugeben, wir Kinder aber begriffen ſogleich, daß wir Unheil angerichtet hatten und fühlten, daß mit all dieſem etwas ungemein Schweres verknüpft war, von dem Gott allein wiſſen konnte, wie es enden würde. So vermochten wir weder dem Weihnachtsmahl, das, da es Abend- und Mittageſſen zugleich war, ziemlich ſpät eingenommen wurde, Geſchmack abzugewinnen, noch konnten die ſpät nachts eintreffenden Gäſte, die zum Teil ſogar ihre Kinder mitbrachten, unſer Intereſſe feſſeln.

Wir bemitleideten Sganarell und bemitleideten Ferapont und waren außerſtande zu entſcheiden, welcher von beiden uns mehr leid täte.

Wir beide, das heißt, ich und mein gleichaltriger Vetter, warfen uns noch lange in unſeren Bettchen

hin und her. Erſt ſpät ſchliefen wir ein, ſchrieen jedoch bisweilen in unruhigem Schlaf auf, da uns beiden im Traum der Bär erſchien. Und als die Kinderfrau uns damit tröſten wollte, daß man ja jetzt den Bären nicht mehr zu fürchten brauche, da er in der Grube ſitze und morgen getötet werden ſollte, wurde ich von noch größere Unruhe ergriffen.

Ja, ich wollte ſogar von der Kinderfrau wiſſen, ob es erlaubt ſei, für Sganarell zu beten? Dieſe Frage war für das religiöſe Verſtändnis der Alten zu hoch, und ſie erwiderte gähnend und dabei über dem Mund das Kreuz ſchlagend, daß ſie darüber nichts Sicheres wiſſe, da ſie noch nie den Geiſtlichen danach gefragt habe, daß aber auf jeden Fall auch der Bär ein Geſchöpf Gottes ſei und mit in der Arche Noah geweſen wäre.

Die Erinnerung an die Arche Noah ließ in mir den Gedanken aufleben, daß Gottes grenzenloſe Barmherzigkeit ſich nicht einzig auf die Menſchen erſtrecke, ſondern auch auf alle anderen Geſchöpfe, und gläubig, wie nur Kinder ſind, kniete ich in meinem Bettchen nieder, barg das Geſicht in die Kiſſen und betete zu Gott, er möge in ſeiner Allmacht meine heiße Bitte nicht übel anrechnen und Sganarell verſchonen.

9

Der Weihnachtstag brach an. Feſttäglich gekleidet gingen wir mit unſern Erziehern und Bonnen zum Morgentee. Außer zahlreichen Verwandten und Gäſten befand ſich im Saal auch die Geiſtlichkeit: der Prieſter, der Diakonus und zwei Küſter.

Als der Onkel eintrat, ſtimmten die Geiſtlichen ‚Chriſt iſt geboren‘ an. Darauf gab es Tee, danach einen kleinen Imbiß, und frühzeitig, gegen zwei Uhr, wurde das Feiertagsmahl eingenommen. Denn gleich nach dem Eſſen ſollte die Hetzjagd auf Sganarell ſtattfinden. Dieſes durfte nicht aufgeſchoben werden, da es ja um dieſe Jahreszeit früh dunkelt; eine Hetzjagd in der Dunkelheit aber iſt unmöglich, weil der Bär ſich dann nur zu leicht den Blicken entziehen kann.

Alles geſchah ſo, wie es angeordnet worden war. Unmittelbar nach Tiſch wurden wir umgekleidet, weil auch wir der Hetze auf Sganarell zuſchauen ſollten. Man zog uns unſere warmen Haſenpelzchen an und die zottigen Stiefel aus Ziegenwolle mit runden Sohlen, und bald darauf ſaßen wir auch ſchon in unſerem Schlitten. Zu beiden Seiten der Auffahrt harrten bereits die übrigen zahlreichen langen und geräumigen Troikaſchlitten, die mit geſtickten Teppichen bedeckt waren, und hier ſtand auch, von zwei Stallburſchen am Zügel gehalten, das engliſche Reitpferd des Onkels, eine Fuchsſtute, die den Namen ‚Modedame‘ führte.

Wir brauchten nicht lange auf den Onkel zu warten, er kam in ſeinem Fuchspelz, auf ſeinem Kopf war eine Mütze aus dem gleichen Fell; kaum ſaß er im Sattel, über den ein ſchwarzes Bärenfell mit Bruſt- und Schweifriemen, die reich mit Türkiſen und ‚Schlangenköpfchen‘ verziert waren, gebreitet lag, als ſich auch ſchon der ganze mächtige Zug in Bewegung ſetzte. Nach zehn oder fünfzehn Minuten hatten wir den Ort der Hetze erreicht und ſtellten uns im Halbkreis

auf. Die Schlitten wurden ſo poſtiert, daß ſie ſich mit halber Wendung dem weiten, ebenen, mit Schnee bedeckten Felde zurichteten, das von einer Kette berittener Jäger eingefaßt und in der Ferne vom Walde begrenzt wurde.

Dort am Waldrande aber lagen hinter Büſchen die Verſtecke oder vielmehr die Hinterhalte, in denen ſich Flegont und Chraposchka zu verbergen hatten.

Dieſe Verſtecke waren nicht zu ſehen; einige Eingeweihte jedoch machten uns auf die kaum zu bemerkenden ‚Gabeln‘ aufmerkſam, auf die die Schützen das Gewehr auflegen ſollten, wenn ſie auf Sganarell ſchoſſen.

Ebenſo war auch die Grube, in der der Bär ſaß, nicht zu ſehen, und ſo wandten wir unſere Augen unwillkürlich den ſchmucken Reitern zu, die verſchiedenartige, aber ſchöne Waffen um die Schultern gehängt trugen: ſchwediſche Strabuſen, deutſche Morgenraths, engliſche Mortimer und Warſchauer Kolletts.

Vor der Kette hielt der Onkel auf ſeinem Pferd. Man reichte ihm die Leine, an der zwei der ſchärfſten ‚Blutegel‘ zuſammengekoppelt waren und legte an den Bogen ſeines Sattels ein weißes Tuch.

Die Zahl der jungen Hunde, die ihre Fähigkeiten an dem zum Tode verurteilten Miſſetäter Sganarell üben ſollten, war ſehr groß, alle trugen ein äußerſt überhebliches Gehaben zur Schau und verrieten heiße Ungeduld, die eigentlich auf mangelhafte Dreſſur deutete. Sie winſelten, bellten und ſprangen ſo zwiſchen den Pferden herum, daß ihre Koppeln in Unordnung

gerieten; die uniformierten Pikör aber hoch zu Roß knallten in einem fort, um die jungen, vor Ungeduld außer Rand und Band geratenen Hunde zum Gehorsam zu bringen. Und alles kochte vor Verlangen, ſich auf das Tier zu ſtürzen, deſſen Nähe die Hunde mit ihrer angeborenen ſcharfen Witterung natürlich längſt entdeckt hatten.

Der Augenblick war da, Sganarell aus der Grube zu laſſen und den Hunden preiszugeben!

Der Onkel winkte mit dem weißen Tuch, das auf ſeinem Sattel lag, und ſagte: „Los!“

10

Aus der Schar der Jäger, die den Stab des Onkels bildeten, entfernten ſich ihrer zehn und ſchritten querfeldein.

Nach etwa zweihundert Schritten blieben ſie ſtehen und holten aus dem Schnee einen langen, wenn auch nicht ſehr dicken Balken, den wir bis jetzt der Entfernung halber nicht hatten ſehen können.

Das geſchah gerade neben der Grube, in der Sganarell ſaß, die wir aber, weil wir ſo weit entfernt hielten, bisher ebenfalls noch nicht wahrgenommen hatten.

Der Balken wurde aufgehoben und das eine Ende ſogleich in die Grube hinuntergelaſſen. Er wurde in einem ſchiefen Winkel hineingeſtellt, ſo daß das Tier ohne Schwierigkeit auf ihm wie auf einer Leiter herausklettern konnte.

Das andere Ende des Balkens lag auf dem Rand

der Grube und ragte etwa um Armlänge darüber hinaus.

Geſpannt verfolgten aller Augen dieſe vorbereitende Operation, da nun der allerintereſſanteſte Moment bald kommen mußte. Man erwartete, daß Sganarell ſofort herausklettern würde, aber er begriff offenbar, worum es ſich handelte, und wollte um keinen Preis heraus.

Nun begann man, Schneeballen in die Grube hinabzuwerfen und mit eiſenbeſchlagenen Stangen nach dem Tier zu ſtechen, man hörte ſein Brüllen, aber es verließ das Loch nicht. Es knallten blinde Schüſſe, mit denen man es aufſcheuchen wollte: Sganarell brüllte nur noch zorniger, zeigte ſich jedoch ebenſowenig wie zuvor.

Plötzlich jagte eine einfach mit einem einzigen Pferd beſpannte Miſtfuhre, auf dem ein Haufen trockenen Roggenſtrohs lag, im Galopp an uns vorbei.

Das Pferd war hochbeinig und dürr, eines von denen, die man nur noch dazu gebraucht, Futter von der Tenne zu fahren, allein trotz ſeiner Magerkeit und ſeines Alters galoppierte es mit erhobenem Schweif und geſträubter Mähne. Es war freilich ſchwer zu entſcheiden, ob ſeine jetzige Lebhaftigkeit ein Überreſt ehemaligen Jugendfeuers, oder ob ſie vielleicht nur die Folge der Angſt und Verzweiflung war, die die Nähe des Bären dem alten Gaul einflößte. Offenbar war das letztere wahrſcheinlicher, denn das Pferd war nicht nur mit der eiſernen Trenſe aufgezäumt, ſondern auch noch mit einem ſcharfen Strick, der ſeine altersgrauen Lefzen ſchon ganz blutig geriſſen hatte. Das Pferd machte

wilde Sprünge und wollte verzweifelt ſeitwärts ausbrechen, ſo daß der Stallburſche vollauf zu tun hatte, ihm mit dem Strick den Kopf in die Höhe zu zerren und gleichzeitig mit der anderen Hand ſeinen Rücken unbarmherzig mit der Peitſche zu bearbeiten.

Wie dem auch immer war, das Stroh wurde in drei Haufen geteilt, angezündet und von drei Seiten aus zu gleicher Zeit brennend in die Grube geworfen. Von der Flamme unberührt blieb einzig die Stelle des Grabenrandes, aus der der Balken herausragte.

Ein betäubendes, raſendes Brüllen erſcholl, in dem etwas wie Stöhnen mitklang, allein ... allein der Bär erſchien immer noch nicht ...

Ein Gerücht drang bis zu unſerer Kette: Sganarell wäre bereits ganz ‚verſengt', er hielte die Augen mit den Pfoten bedeckt und hatte ſich flach in einem Winkel an den Boden gepreßt, ſo daß man ihn ‚nicht mehr zwingen könne, herauszukommen'.

Das Arbeitspferd mit den zerriſſenen Lefzen jagte wieder im Galopp zurück ... Alle glaubten, daß eine neue Ladung Stroh geholt werden ſolle. Vorwurfsvolles Murmeln wurde unter den Zuſchauern laut: warum hatten die Veranſtalter der Jagd nicht rechtzeitig dafür geſorgt, daß ein genügender Vorrat an Stroh bereit lag? Onkel ärgerte ſich und ſchrie etwas, was ich bei dem Lärm, der jetzt unter den Leuten entſtand, dem immer lauter werdenden Winſeln der Hunde und dem Knallen der Hetzpeitſchen nicht vernehmen konnte.

Aber in alle dem lag doch eine gewiſſe Stimmung,

und alles fügte ſich irgendwie gut aneinander; ſchon jagte das Arbeitspferd, ausſchlagend und ſchnaubend, wieder zur Grube, in der Sganarell lag, zurück, aber dieſes Mal führte es kein Stroh mit ſich: auf dem Schlitten ſaß jetzt Ferapont.

Der Befehl, den Onkel voll Zorn gegeben hatte, lautete, daß Chraposchka ſelber in die Grube hinabſteigen und ſelber ſeinen Freund zur Hetze herausführen ſolle.

II

Und nun war Ferapont an Ort und Stelle. Er ſchien ſehr erregt zu ſein, aber er handelte feſt und entſchloſſen. Ohne auch nur im geringſten dem Befehl ſeines Herrn zu widerſtreben, nahm er vom Schlitten den Strick, mit dem vorher das Stroh zuſammengebunden geweſen, und knotete ihn um eine Einkerbung am oberen Ende des Balkens. Den ſo befeſtigten Strick nahm er feſt in die Hände und ließ ſich an ihm längs des Balkens langſam in die Grube hinab . . .

Das ſchreckliche Brüllen Sganarells verſtummte und ging in dumpfes Knurren über.

Es klang, als beklage ſich das Tier bei ſeinem Freunde über die grauſame Behandlung, die ihm die Menſchen zuteil werden ließen; und dann verſtummte auch das Knurren, und es herrſchte völlige Stille.

„Er umarmt Chraposchka und leckt ihn ab!“ rief da einer der Leute, die neben der Grube ſtanden.

Einige der Zuſchauer, die ſich in den Schlitten befanden, ſeufzten auf, andere runzelten die Stirn.

Vielen tat der Bär bereits leid, und es war augenſcheinlich, daß ſie kein rechtes Vergnügen mehr verſpürten, der Hetze beizuwohnen. Dieſe zunächſt noch flüchtigen Eindrücke wurden aber plötzlich von einem Ereignis verſtärkt, das noch unerwarteter war und noch mehr zu rühren vermochte.

Aus der Öffnung der Grube tauchte wie aus dem Schlund der Unterwelt der Lockenkopf Chraposchkas mit ſeiner runden Jagdmütze auf. Er kletterte in der gleichen Weiſe herauf, in der er ſich hinuntergelaſſen hatte, das heißt, Ferapont ſtemmte die Füße gegen den Balken, indem er ſich an dem oben feſtgebundenen Strick in die Höhe zog. Aber Ferapont ſtieg nicht allein empor: neben ihm trottete, in enger Umarmung mit ihm und die große zottige Pratze auf ſeine Schulter gelegt, Sganarell heraus. Der Bär war ſchlecht gelaunt und ſchien gar nicht unternehmungsluſtig zu ſein. Abgehärmt und erſchöpft, und, wie es ſchien, nicht ſo ſehr von körperlichen Leiden als von der ſtarken moraliſchen Erſchütterung, erinnerte er lebhaft an König Lear. In ſeinen finſter blickenden blutunterlaufenen Augen brannte Zorn und Unwillen. Und wie bei König Lear war ſein Haar zerzauſt und ſtellenweiſe verſengt, und hier und da klebten Strohhalme darin. Und zu allem übrigen hatte Sganarell, gleich jenem unglückſeligen Gekrönten, ebenfalls etwas wie eine Krone bei ſich. Vielleicht um Ferapont ſeine Liebe zu beweiſen, vielleicht aber auch nur rein zufällig trug er die Mütze unterm Arm, die ihm Chraposchka geſchenkt und die Sganarell mitgenommen hatte, als er in die Grube ge-

ſtoßen wurde. Der Bär hatte die Gabe ſeines Freundes aufbewahrt und jetzt, da ſein Herz in der Umarmung des Freundes für einen Augenblick Ruhe gefunden hatte, holte er, kaum daß er wieder feſten Boden unter den Füßen fühlte, die arg verknüllte Mütze unter dem Arm hervor und ſetzte ſie ſich auf den Scheitel . . .

Viele mußten bei dieſem Anblick lachen, vielen jedoch bereitete er Qual. Und einige wendeten ſich ſogar eilig ab, um das Tier, deſſen ſchlimmes Ende nun ſo nahe bevorſtand, nicht mehr ſehen zu müſſen.

12

Während ſich dies alles zutrug, heulten die Hunde und tobten wild und waren nicht mehr zum Gehorſam zu zwingen. Selbſt die ermahnenden Schläge der Hetzpeitſche blieben ohne Wirkung. Als die Blutegel und die jungen Hunde Sganarell erblickten, ſtellten ſie ſich heiſer heulend und knurrend auf die Hinterbeine und erwürgten ſich faſt mit ihren ledernen Halsriemen; Chrapoſchka aber jagte unterdeſſen bereits wieder auf ſeinem Schlitten dem Verſteck am Waldrande zu. So war denn Sganarell wiederum allein und ſtand da und zerrte ungeduldig mit der Tatze, um die ſich zufällig der von Chrapoſchka weggeworfene Strick, deſſen eines Ende immer noch an den Balken gebunden war, geſchlungen hatte. Das Tier wollte ſich offenbar raſch aus der Schlinge löſen oder den Strick zerreißen, um ſeinem Freunde nachzueilen, aber trotz ſeiner beſonderen Klugheit hatte der Bär eben doch nur die Geſchicklichkeit eines Bären, und ſo bekam denn Sganarell

die Schlinge nicht auf, ſondern zog ſie nur immer feſter zuſammen.

Als Sganarell ſah, daß die Sache nicht nach Wunſch ging, begann er heftig an dem Strick zu zerren, um ihn zu zerreißen, aber der Strick war feſt und riß nicht, der Balken aber wurde dabei aus ſeiner Lage geriſſen und ſtand nun ſenkrecht in der Grube. Er ſah ſich um, im gleichen Augenblick aber ſprangen ihn zwei Blutegel, die man ſoeben losgekoppelt hatte, an, und der eine von ihnen ſchlug noch im Sprung die ſcharfen Zähne in ſeinen Nacken.

Sganarell war ſo ſehr mit dem Strick beſchäftigt geweſen, daß er nichts dergleichen erwartet hatte und ſchien im erſten Augenblick weniger erzürnt als vielmehr verblüfft über dieſe Frechheit zu ſein; als jedoch nach einer halben Sekunde der Blutegel losließ, um ſich feſter zu verbeißen, holte er mit der Tatze aus und ſchleuderte ihn mit zerfetztem Leib von ſich. Die herausquellenden Eingeweide färbten den Schnee im Nu blutig, den anderen Hund aber zertrat im gleichen Augenblick die Hinterpranke des Bären... Weit ſchrecklicher jedoch und noch unerwarteter war das, was derweilen mit dem Balken geſchah. Als Sganarell jene heftige Bewegung mit der Tatze machte, um den Blutegel, der ſich verbiſſen hatte, von ſich abzuſchleudern, riß er mit der gleichen Bewegung den feſt an den Strick gebundenen Balken aus der Grube, und dieſer ſauſte wagerecht durch die Luft. Dadurch ſtraffte ſich der Strick, und der Balken flog um Sganarell herum wie um eine Achſe und beſchrieb mit ſeinem anderen

Ende einen Kreis im Schnee, zerſchmetterte jedoch ſchon bei ſeinem erſten Umſchwung nicht etwa zwei oder drei Hunde, ſondern eine ganze Koppel herbeiſtürzender Hunde und tötete ſie ſofort. Einige winſelten noch und wühlten mit den Pfoten im Schnee, die anderen aber blieben nach dieſem Purzelbaum regungslos am Boden liegen.

13

Entweder war das Tier klug genug, um zu begreifen, welch gute Waffe ihm hier zur Verfügung ſtand, oder der Strick ſchnitt ſich ſchmerzhaft in ſeine Pratze, kurz, es brüllte dumpf auf, packte den Strick mit der Tatze und ſchwang ihn mit ſolcher Kraft herum, daß der Balken emporflog und mit der Pratze, die den Strick hielt, eine horizontale Linie bildete und zu ſummen begann, wie ein ſtark wirbelnder rieſengroßer Kreiſel. Alles, was in ſein Bereich geriet, mußte unbedingt in Trümmer zerſchmettert werden. Wenn aber der Strick an irgendeiner Stelle ſchadhaft war und etwa riß, ſo mußte der abſpringende in zentrifugaler Richtung dahinſauſende Balken ſicherlich ſehr weit, und Gott weiß wohin, fliegen und auf ſeiner Bahn alles, was ſich ihm in den Weg ſtellte, unfehlbar vernichten.

Alles, Menſchen, Pferde und Hunde, auf der ganzen Linie und ſoweit ſich die Kette ausdehnte, war in furchtbarer Gefahr, und jeder von uns wünſchte natürlich, der Sicherheit ſeines Lebens halber, daß der Strick, an dem Sganarell ſeine rieſige Schleuder kreiſen ließ, ſich als feſt erweiſen möge. Aber was konnte ge-

ſchehen, wenn das nicht der Fall war! Niemand, außer wenigen Jägern und den beiden Schützen, die am Waldrande in ihren Verhauen ſaßen, zeigte auch nur die geringſte Luſt, die gefährliche Entſcheidung abzuwarten. Das geſamte Publikum, das heißt, alle Gäſte und auch die Hausgenoſſen des Onkels, die als Zuſchauer ſich zu dieſer Luſtbarkeit eingefunden hatten, fand an dem Vorgang, der ſich hier abſpielte, nicht das geringſte Vergnügen mehr. In paniſchem Schrecken befahlen alle den Kutſchern, ſo ſchnell wie möglich die gefährdete Stelle zu verlaſſen, und bald jagte alles, ſich drängend und einander überholend, in entſetzlicher Unordnung zum Hauſe zurück.

Bei dieſer übereilten und ungeordneten Flucht gab es unterwegs mehrere Zuſammenſtöße, Schlitten ſtürzten um, hie und da erklang Gelächter, und alle waren voller Schrecken. Die aus dem Schlitten Geſtürzten nahmen an, der Balken habe ſich bereits losgeriſſen und ſauſe über ihren Köpfen dahin, andere wieder dachten, das wildgewordene Tier hetze ihnen nach.

Als die Gäſte das Haus erreicht hatten, konnten ſie endlich zur Ruhe kommen und ſich erholen, die wenigen aber, die an Ort und Stelle der Hetzjagd zurückgeblieben waren, mußten etwas noch weit Schrecklicheres erblicken.

14

Es war ausgeſchloſſen, die Hunde noch einmal auf Sganarell zu hetzen. Denn es war klar, daß er mit ſeiner ſchrecklichen Waffe, dem Balken, der ganzen

großen Menge der Hunde Herr werden konnte, ohne ſelber die geringſte Gefahr zu laufen. Der Bär ging nämlich, immer ſeinen Balken ſchwingend und ſich ſelber im Kreiſe drehend, auf den Wald zu, in dem der Tod auf ihn lauerte, denn hier ſaßen ja in ihren Verſtecken Ferapont und der nie fehlende Flegont.

Eine gutgezielte Kugel konnte alles ſchnell und ſicher erledigen.

Aber das Schickſal begünſtigte Sganarell in erſtaunlicher Weiſe und ſchien das Tier, da es ſich ſchon einmal in ſeine Angelegenheiten eingemiſcht hatte, um jeden Preis retten zu wollen.

Im gleichen Augenblick nämlich, als Sganarell ſich in gleicher Höhe mit den Schneewällen befand, hinter denen, auf ihren Gabeln ruhend, die Mündungen der Kuchenreutherſchen Stutzen auf ihn gerichtet waren, riß plötzlich der Strick, an dem der Balken immer noch kreiſte . . . und wie der Pfeil vom Bogen ſchnellt, ſo flog der Balken nach der einen Richtung, indes der Bär, das Gleichgewicht verlierend, hinſtürzte und kopfüber nach der anderen Seite purzelte.

Vor denen, die auf dem Felde zurückgeblieben waren, rollte ſich nun ein neues, ſchreckliches und ſehr lebensvolles Bild ab: der Balken hatte die Gabeln umgeriſſen und ebenſo den Schneewall, hinter dem das Verſteck Flegonts lag, war dann über dieſen hinweggeſchnellt und mit dem einen Ende in einer abgelegenen Schneewehe ſtecken geblieben; Sganarell aber hatte inzwiſchen keine Zeit verloren. Nach drei oder vier

Purzelbäumen geriet er ausgerechnet hinter den Schneewall Chraposchkas . . .

Sganarell erkannte seinen Freund sofort, blies ihn aus seinem heißen Rachen an und begann ihn mit der Zunge abzulecken, doch da krachte von der Seite Flegonts her ein Schuß . . . und der Bär floh in den Wald; Chraposchka aber . . . fiel besinnungslos nieder.

Man hob ihn auf und untersuchte ihn: die Kugel hatte den Arm durchschlagen, aber man fand in der Wunde auch einige Bärenhaare.

Flegont büßte den Ruf, der beste Schütze zu sein, durch diesen Fehlschuß nicht ein, denn er hatte den Schuß übereilt und ohne Gabelstütze, also ohne die Möglichkeit, genau zielen zu können, abgegeben. Außerdem war die Dämmerung inzwischen hereingebrochen, und endlich waren der Bär und Chraposchka zu nahe beieinander gewesen . . .

Unter solchen Umständen mußte auch dieser Fehlschuß noch als bemerkenswerte Leistung angesehen werden.

Trotz alledem — Sganarell war entkommen. Ihm am gleichen Abend noch nachzusetzen, war ein Ding der Unmöglichkeit; bis zum nächsten Morgen aber wurde der Sinn dessen, dessen Wille hier allen Gesetz war, vollkommen geändert und gleichsam von einem Wunder erleuchtet.

15

Nachdem die Jagd, wie geschildert, mit solchem Mißerfolg geendet hatte, kehrte der Onkel nach Hause zurück.

Er war zornig und noch ſtrenger als gewöhnlich. Und bevor er noch an der Freitreppe vom Pferde ſtieg, gab er ſchon den Befehl, am nächſten Tage bei Tagesanbruch ſogleich die Spur des Tieres aufzunehmen und es einzukreiſen, damit es auf keinen Fall entweichen könne.

Es war ja klar: wäre die Jagd richtig geleitet geweſen, hätte ſie naturgemäß ganz andere Reſultate ergeben müſſen.

Voll Bangen erwartete man ſeine Anordnungen, was mit dem verwundeten Chraposchka geſchehen ſolle. Alle waren der gleichen Meinung, daß er Fürchterliches zu erwarten habe. Denn zum mindeſten traf ihn deswegen Schuld, weil er es verſäumt hatte, Sganarell ſein Jagdmeſſer in die Bruſt zu ſtoßen, als dieſer bei ihm war, und ſtatt deſſen ihn völlig unbeſchädigt aus ſeiner Umarmung gelaſſen hatte. Außerdem beſtand ſtarker und allem Anſchein nach auch begründeter Verdacht, daß Chraposchka mit Überlegung ſo gehandelt und im entſcheidenden Moment abſichtlich nicht die Hand gegen ſeinen zottigen Freund erhoben habe, um ihm dadurch zur Freiheit zu verhelfen.

Der allen bekannte Freundſchaftsbund zwiſchen Chraposchka und Sganarell verlieh dieſen Vermutungen große Wahrſcheinlichkeit.

Dies war nicht nur die Anſicht aller Jagdteilnehmer, ſondern auch die Meinung der Gäſte.

Wir lauſchten den Geſprächen der Erwachſenen, die ſich gegen Abend im großen Saal verſammelten, wo für uns nun die Lichter auf dem reichgeſchmückten

Tannenbaum angezündet wurden, und wir teilten die allgemeinen Vermutungen und die allgemeinen Befürchtungen über das Los, das Ferapont erwartete.

Zunächſt jedoch gelangte aus dem Vorzimmer, durch das der Onkel von der Freitreppe aus zu ‚ſeiner Flucht' geſchritten war, das Gerücht in den Saal, daß in bezug auf Chraposchka noch keine Befehle erteilt worden ſeien.

„Iſt das wohl ein gutes Zeichen, oder nicht?" flüſterte jemand, und bei der allgemein bedrückten Stimmung drang dieſes Flüſtern tief in jedes Herz.

Auch Pater Alexej, ein alter Dorfgeiſtlicher mit dem Bronzekreuz aus dem Jahre 1812, vernahm es. Der Alte ſeufzte nur und ſagte gleichfalls flüſternd: „Betet zu Chriſtus, der heute geboren ward."

Und bei dieſen Worten bekreuzigte er ſich, und alle, die im Saale weilten, Erwachſene und Kinder, Herren und Diener, folgten ſeinem Beiſpiel. Und es geſchah zur rechten Zeit. Denn noch hatten wir die Hände nicht geſenkt, da öffneten ſich weit die Flügeltüren, und einen Stock in der Hand trat der Onkel herein. Seine zwei Lieblingswindhunde begleiteten ihn und der Kammerdiener Juſtin. Der letztere trug auf einem ſilbernen Tablett das weiße Tuch und die runde Tabatière mit dem Bildnis Pauls des Erſten.

16

Für den Onkel ſtand inmitten des Zimmers auf einem kleinen perſiſchen Teppich vor dem Chriſtbaum ein

Voltaireſeſſel bereit. Schweigend ließ er ſich darauf nieder und ſchweigend nahm er von Juſtin das Tuch und die Tabatière entgegen. Und ſogleich legten ſich auch die beiden Hunde zu ſeinen Füßen und ſtreckten ihre langen Schnauzen vor.

Onkel trug einen blauſeidenen Stepprock mit in Flachſtich aufgenähten Litzen und weißen Filigranſpangen, die mit großen Türkiſen verziert waren. In der Hand hielt er einen dünnen, aber feſten Stock aus natürlichem kaukaſiſchen Vogelkirſchholz.

Dieſes Stöckchen leiſtete ihm jetzt gute Dienſte, denn während der Panik in den Minuten der allgemeinen Flucht hatte die glänzend zugerittene ‚Modedame' gleichfalls den Kopf verloren, war ausgebrochen und hatte das Bein ihres Reiters empfindlich an einen Baum gepreßt.

Onkel fühlte nun ſtarken Schmerz in dieſem Bein und hinkte ſogar ein wenig.

Dieſer neue Umſtand war natürlich nicht dazu angetan, gute Empfindungen in ſeinem erbitterten und zornigen Herzen zu erwecken. Und auch das war falſch, daß wir alle beim Eintritt des Onkels jäh verſtummten. Wie die meiſten mißtrauiſchen Menſchen konnte er das nicht vertragen, und darum beeilte ſich Pater Alexej, der ihn gut kannte, die Sache, ſo gut es ging, zu beſſern, indem er das unheilverkündende Schweigen brach.

Da wir Kinder gerade einen Kreis um ihn bildeten, wandte ſich der Geiſtliche mit der Frage an uns: ob wir wohl den Sinn des Liedes ‚Chriſt iſt geboren'

auch ganz verſtünden? Und da zeigte es ſich, daß nicht nur wir Kinder, nein, auch die Erwachſenen wenig genug davon begriffen. Nun begann der Prieſter uns die Worte ‚lobpreiſet‘, ‚rühmet‘ und ‚erhebet euch‘ zu erläutern, und als er bei der Bedeutung dieſes letzteren Wortes angelangt war, kam auch über ſeinen Geiſt und ſein Herz ſanft ‚die Erhebung‘. Und er ſprach von der heiligen Gabe, die auch heute noch wie zu ‚jener Zeit‘ ſelbſt der Ärmſte zur Krippe des ‚geborenen Kindleins‘ bringen dürfe, kühner noch und auch würdiger als Gold, Myrrhen und Weihrauch der Weiſen des Altertums. Dieſe Gabe ſei unſer Herz, geläutert von ſeiner Lehre. Der Alte ſprach von der Liebe, von der Vergebung und von der Pflicht eines jeden, Freund wie Feind ‚im Namen Chriſti‘ Gutes zu tun ... Und ich glaube, daß in jener Stunde ſeinen Worten die Kraft der Überzeugung innewohnte ... Wir alle verſtanden, worum es ging, und wir alle lauſchten mit einem eigenen Gefühl, wir beteten gleichſam, daß ſeine Worte ihr Ziel erreichen möchten, und vielen von uns zitterten an den Wimpern gute Tränen ...

Plötzlich fiel etwas zu Boden ... Es war der Stock des Onkels ... Man reichte ihm dieſen, aber er rührte ihn nicht an: er ſaß ſtill da, ein wenig zur Seite geneigt, ſeine Hand hing über die Lehne des Seſſels herab und ſpielte geiſtesabweſend mit einem großen Türkis von einer Schnalle ſeines Rockes ... Und jetzt ließ er auch dieſen fallen ... aber dieſen ... dieſen beeilte ſich niemand mehr aufzuheben.

Aller Augen hingen an ſeinem Geſicht. Etwas Ungewöhnliches geſchah: er weinte!

Sanft ſchob der Prieſter uns Kinder zur Seite, trat auf den Onkel zu und hob ſchweigend die Hand zum Segen.

Der Onkel richtete das Geſicht auf, ergriff die Hand des Alten und küßte ſie ganz unerwartet vor uns allen und ſagte leiſe: „Danke!“

Dann blickte er Juſtin an und ließ Ferapont rufen.

Dieſer erſchien, bleich und mit verbundenem Arm.

„Hierher!“ befahl ihm der Onkel und zeigte mit der Hand auf den Teppich vor ſeinem Seſſel.

Chraposchka trat näher und fiel auf die Knie.

„Steh auf ... erheb dich!“ ſagte der Onkel; „ich verzeihe dir.“

Und wieder warf Chraposchka ſich ihm zu Füßen. Mit nervöſer und erregter Stimme begann nun der Onkel: „Du haſt das Tier geliebt, wie nicht jeder die Menſchen zu lieben vermag. Du haſt mich dadurch gerührt und mich an Großmut übertroffen. Ich will dir eine Gnade erweiſen: ich ſchenke dir den Freibrief und hundert Rubel auf den Weg. Geh, wohin du willſt.“

„Ich danke, ich will nirgendwohin gehen,“ rief Chraposchka.

„Was?“

„Ich will nirgendwohin gehen“, wiederholte Ferapont.

„Was willſt du denn?“

„Für Ihre Gnade will ich Ihnen aus freiem Willen

noch getreulicher dienen, als ich es aus Zwang getan habe.“

Des Onkels Augen begannen heftig zu zucken, er drückte mit der einen Hand ſein weißes Seidentuch auf ſie, während er den andern Arm, ſich vorbeugend, um Ferapont legte ... und da verſtanden wir alle, daß wir uns zu erheben hätten, und wir verhüllten ebenfalls unſere Augen ... Wie ſchön war es zu fühlen, daß hier etwas zum Ruhme des höchſten Gottes geſchehen ſei und daß an Stelle des finſteren Schreckens nun der Friede in Chriſti Namen mit ſeinem Duft den Raum erfüllte.

Auch im Dorf, wohin die Keſſel mit Dünnbier geſchickt worden waren, ließ ſich alsbald die Wirkung des bei uns eingekehrten Geiſtes Chriſti ſpüren. Freudenfeuer wurden angezündet, und alle Leute waren heiter und ſprachen ſcherzend zueinander: ‚Bei uns iſt nun geſchehen, daß auch das Tier Chriſti Ruhm in der Heiligen Stille verkündet.‘

Sganarell wurde nicht weiter verfolgt. Ferapont bekam, wie es ihm verſprochen worden war, ſeinen Freibrief, trat bald darauf an die Stelle Juſtins und war dem Onkel nicht nur ein treuer Diener, ſondern auch ein treuer Freund bis an ſein Lebensende. Seine Hände drückten dem Onkel die Augen zu und er beſtattete ihn in Moskau auf dem Wagankowſchen Friedhof, wo auch noch heute deſſen Grabmal ſteht. Dort, zu ſeinen Füßen, ruht auch Ferapont.

Blumen bringt ihnen freilich jetzt niemand mehr, aber in den Schlupfwinkeln und Vorſtadtlöchern Moskaus gibt es auch heute noch Leute, die ſich gut an den hochgewachſenen weißhaarigen alten Herrn erinnern, der ſtets wie durch ein Wunder in Erfahrung zu bringen wußte, wo wirkliches Leid zu finden war, und ſich entweder ſelber zur rechten Zeit einſtellte oder zum mindeſten ſeinen braven Diener mit den etwas vorſtehenden Augen ſchickte, und zwar nie mit leeren Händen.

Dieſe beiden guten Menſchen, von denen man noch viel erzählen könnte, waren mein Onkel und ſein Ferapont, dem mein Onkel im Scherz einen Spitznamen gegeben hatte: er nannte ihn ‚den Bändiger des Tieres‘.

Das Tal der Tränen

Eine Rhapsodie

Denn Gott will alle hohen Berge niedrigen, und die langen Ufer und Täler dem Lande gleich füllen, auf daß Israel ſicher wandere und Gott preiſe.

Baruch V, 7

Gegenwärtig (zu Beginn des Frühjahrs 1892) können wir ſagen, daß wir die äußerſt gefährliche Lage ganz wohlbehalten überſtanden haben, die uns durch unſere ſchlechte Wirtſchaft und die Mißernte des vorigen Sommers bereitet worden war! .. Das Unglück nahm einen verhältnismäßig guten Verlauf. Die Leiden der Landbevölkerung, wie ſie von den Korreſpondenten unſerer Zeitungen beſchrieben wurden, waren natürlich groß und ‚ſchrieen zum Himmel‘, wie man ſagt; aber das ‚Entſetzen‘, das dieſe Beſchreibungen hervorbringen, iſt gering im Vergleich zu dem, das unzuſammenhängende Bruchſtücke alter Erinnerungen von früheren Hungerzeiten erwecken können, als es noch keinerlei Öffentlichkeit oder ſoziale Hilfe für die Leute gab, ‚ſo der Hunger hinraffte‘.

Was in den hiſtoriſchen Hungerzeiten vor ſich ging, die in den Chroniken und in der Geſchichte erwähnt werden, kennen wir mehr oder weniger gut aus jenen Beſchreibungen, wir haben jedoch auch Hungerperioden in der ſpäteren Zeit gehabt, die man in der Literatur die ‚Mitternachtszeit‘ zu nennen pflegt, — und dieſe wurden nicht beſchrieben, ſo daß eine Erinnerung an dieſe Hungerzeiten, auch wenn ſie nicht ſehr ausführlich iſt, ſcheinbar nicht überflüſſig ſein dürfte.

Ein Mitarbeiter einer der heutigen Petersburger Zeitungen, der die von der Mißernte betroffenen Gebiete Rußlands im Winter 1892 beſuchte, hatte Gelegenheit, mit einem bekannten alteingeſeſſenen Be-

wohner des Orlowſchen Gouvernements, dem Gutsherrn und Beſitzer der berühmten Kriſtallfabrik General S. J. Maljzew, ein Geſpräch über jene Zeit zu führen, und der ‚General, der ſich der alten Hungersnöte erinnerte', wunderte ſich (in den Geſprächen mit dem erwähnten Schriftſteller) darüber, ‚wie weit wir ſeitdem fortgeſchritten ſeien'. Verwundert wies er darauf hin, daß ‚jetzt ganz Rußland von der Hungersnot ſpricht und daß vor allen andern die Regierung ſelbſt darauf hingewieſen hat'. Vor vierzig, fünfzig Jahren war es nämlich ganz anders. Damals gab es auch Mißernten, doch wußten darum nur die Miniſter und höchſtens etwa die hungernde Maſſe ſelbſt. „Ich reichte damals", erzählte General Maljzew, „ein Projekt für die Volksverſorgung mit Nahrungsmitteln ein. Der Kaiſer Nikolai Pawlowitſch zeigte viel Intereſſe für mein Projekt, und ich beſchloß, es drucken zu laſſen, aber keine einzige Druckerei wollte meine Handſchrift übernehmen. . ." Dem General ‚gelang es nur dank der Protektion des Prinzen Pjotr Georgijewitſch von Oldenburg, ſein Projekt drucken zu laſſen'. (Siehe die Woche vom 19. April 1892, Nr. 16.)

Solche ungewöhnlichen Anſtrengungen waren vor vierzig Jahren nötig, um ein ‚Projekt' über Maßnahmen gegen die Hungersnot im Volk gedruckt erſcheinen laſſen zu können; Beſchreibungen jedoch, wie die Menſchen dieſen Hunger durchlebten, konnten damals überhaupt nicht im Druck erſcheinen, und wurden, was noch erſtaunlicher iſt, wahrſcheinlich niemals aufgezeichnet, denn auch in den nächſten Jahren, als die

Lage der Preſſe in Rußland verhältnismäßig freier geworden war, erſchienen keine in den Zeitungen.

Ich war zur Zeit des durch ſeine Schreckniſſe furchtbaren ‚Hungerjahres' 1840 noch ein Kind, kann mich aber doch an manches erinnern, — zum mindeſten, ſoweit es die Gegend betrifft, in der das Dörfchen meiner Eltern lag, — den Orlowſchen Kreis des Gouvernements Orjol. Bedeutend mehr aber als das, woran ich mich als unmittelbarer Zeuge jener Zeit erinnere, habe ich viel ſpäter von älteren Leuten erfahren, die jene Hungersnot lange nicht vergaßen und oft in ihren Erinnerungen zu jener entſetzlichen Zeit zurückkehrten und dieſen oder jenen kennzeichnenden Vorfall erzählten.

Dieſe meine heutigen Erinnerungen umfaſſen, verſteht ſich, nur den ſehr kleinen Bezirk unſerer nächſten Umgebung (die Kreiſe von Orjol, Mzensk und Maloarchangelsk) und ſpiegeln ſich in meinem Gedächtnis nur in der Form, in der die Erlebniſſe auf den ‚jungen Herrn' eindrangen, der unter den elterlichen Fittichen in dem vor Not geſchützten Herrenhauſe lebte. Und dazu ſind dieſe Erinnerungen ſo unvollſtändig, unzuſammenhängend und oberflächlich, daß ſie durchaus kein umfaſſendes Bild der Not des Volkes geben können, ſind aber vielleicht doch hin und wieder geeignet, wenigſtens einige von jenen Umſtänden zu ſchildern, welche den entſetzlichen Winter in einem einſamen Dörfchen der vierziger Jahre begleiteten, dem das Brot ausgegangen war.

Mit einem Wort, ich habe mich entſchloſſen, das

zu Papier zu bringen, was ſich in meinem Gedächtnis von der fernen Hungerzeit, die in jener von General Maljzew erwähnten Periode vorfiel, erhalten hat, und indem ich mich dazu anſchicke, bitte ich im voraus alle meine Leſer wegen der Dürftigkeit und Lückenhaftigkeit meiner Beſchreibung um Nachſicht. Ich biete nur das, woran ich mich erinnern und wovon man jetzt ohne Ereiferung und ſogar mit Freude ſprechen kann, weil das Unheil, das uns noch vor kurzem bedroht hatte, ſo gut ausgegangen iſt.

Meine Erinnerungen werden nicht ſo ſehr Bemerkungen über die allgemeine Hungersnot des Jahres 1840 ſein, als vielmehr perſönliche Aufzeichnungen deſſen, was ſich im Hungerwinter jenes Jahres in unſerem Dörfchen und in der Nachbarſchaft zugetragen hat.

I

Die erſten, die das Unheil vorausſagten, waren — wie ſeltſam das auch iſt — alte Weiber, die böſe Träume hatten. Es begann in der Mitte der großen Faſtenzeit. Die allerſchrecklichſte Traumſeherin war unſere Geflügelwärterin, eine ſtolze Frau aus der Zahl des freien Geſindes, Agrafjona Petrowna mit Namen. Ich erinnere mich, daß der Vater eines Abends, als er zu Tiſch kam, während wir andern ſchon beim Tee ſaßen, zur Mutter ſagte, ihm habe ſoeben, als er die Arbeiten anwies, der Dorfälteſte Dementij erklärt, die Bauern hätten Furcht, das Sommerkorn auszuſäen, weil die Geflügelwärterin Agrafjona und die anderen alten

Weiber im Dorf ‚Hunger prophezeiten‘. Sie hätten Angſt, daß die Saat in der Erde umkäme.

„Aber das iſt doch dumm!“ entgegnete die Mutter.

Der Vater erwiderte achſelzuckend: „Gewiß iſt es unvernünftig, aber ich kann trotzdem nicht vergeſſen, daß in meiner Kindheit zur Zeit einer großen Mißernte ſchon vor dem Frühjahr davon geſprochen wurde, und zwar machten ebenfalls Weiberſtimmen den Anfang, und die Mißernte kam in der Tat. Den Bauern werde ich natürlich nicht erlauben, die Sommerſaat ausfallen zu laſſen, und werde, wenn ſie nicht gehorchen wollen, ihre Felder mit meinem eigenen Saatkorn beſäen, und mir dann das Saatkorn aus der künftigen Ernte zurücknehmen. Das habe ich Dementij ſchon erklärt und ihm befohlen, den traumſüchtigen alten Weibern, die das Hungerjahr prophezeien, zu ſagen, daß ich ſie das ganze Frühjahr hindurch hinausſchicken würde, die Puten- und Entenküken vor den Geiern zu hüten. Dir aber empfehle ich, das gleiche möglichſt ſtreng auch Agrafjona zu ſagen, denn ſie iſt, wie man ſpricht, die eigentliche Urheberin all dieſer Prophezeiungen.“

Mutter hatte einen raſchen und ungeduldigen Charakter: ſie befahl ſofort Agrafjona zu holen, um ſie zu befragen, warum ſie ein Hungerjahr vorausſage, und ihr das dann zu verbieten.

Da aber ich und mein Bruder und die ältere Schweſter ſchon leſen und ſchreiben konnten und von den ‚hundertvier heiligen Geſchichten‘ her wußten, daß das Prophetentum eine ‚vom Himmel kommende, wunderbare und geheimnisvolle Gabe‘ ſei, ſo waren wir natürlich

in hohem Maße begierig zu erfahren, wie dieſe Gabe auf unſere Agrafjona herabgekommen war und wie unſere Mutter ihr die Gabe verweiſen würde.

Agrafjona war aber auch an ſich eine intereſſante Perſönlichkeit und erfreute ſich auf dem Gutshof beſonderer Rechte, die ihr infolge der Vorzüge ihrer Geburt im Gegenſatz zu den völlig rechtloſen Leibeigenen zukamen. Denn Agrafjona war, wie geſagt, eine Freie und hatte unſeren leibeigenen Schuſter Abram geheiratet, der bald darauf ſtarb und ihr zwei Kinder hinterließ: den Sohn Jegor und die Tochter Waſſiliſſa oder Waßjonka, die noch nicht vier Jahre alt war. Beide waren als Kinder eines leibeigenen Vaters ebenfalls ‚leibeigen'. Nach dem Tode ihres Mannes hätte Agrafjona von uns fortgehen können, blieb aber aus Liebe zu ihren ‚leibeigenen' Kindern bei uns und diente wie eine Leibeigene, trug aber, zum Unterſchied von den ‚Leinenröcken' der Leibeigenen, einen roten Rock, wie ihn in unſerer Gegend nur das freie Geſinde trug und nicht die Leibeigenen. Außerdem war Agrafjona ehrlich und ſtolz — ſie ertrug nicht den leiſeſten Verdacht und meinte ſtets das Recht zu haben, für ihre Ehre einzutreten.

Man mußte ihr immer ‚das Köpfchen kraulen', ſonſt wurde ſie grob.

So geſchah es auch jetzt, als die Mutter ſie zu unſchicklicher Zeit aus der warmen Geflügelſtube ins Herrenhaus rufen ließ.

Agrafjona kam mit unzufriedenem Geſicht und antwortete nur widerwillig auf die einleitenden Fragen

nach dem Quark und der Buttermilch; als aber die Mutter ſie fragte: „Was für Träume ſiehſt du?“ entgegnete ihr Agrafjona: „Wie ſich's trifft.“

„Und warum ſagſt du Hunger voraus?“

„Warum ſollte ich es nicht? Man weiß ja doch: wenn's kein Brot gibt, ſo gibt es Hunger.“

„Aber warum denn?.. was träumſt du . . was wird geſchehen?“

„Was ich auch träume und was auch geſchieht, alles weiſt jetzt auf Hunger hin, und auch ich werde mit den Kindern umkommen . . . und von hier fortgehen. Und Gott ſei Lob dafür!“ erwiderte Agrafjona und erklärte nichts weiter, ihre Worte aber wurden alsbald durch die Umſtände bekräftigt.

2

Mariä Verkündigung nahte heran, die Zeit, da man bei uns für die Kirchen ‚ſchwarze Weihbrote‘ aus feingeſiebtem Roggenmehl zu backen pflegte. Dieſes Mehl ſammelte die Geiſtlichkeit von der Gemeinde ein, das Geſchäft des Einſammelns aber beſorgte ein langer alter Küſter, deſſen Namen ich jetzt vergeſſen habe, den jedoch alle ‚Hallelujus‘ nannten, und der zu dieſem Zweck auf ſeinem Pferde durch den ganzen Pfarrſprengel ritt. Er galt beim Klerus als Autorität in kirchlichen Wirtſchaftsangelegenheiten; er ſtäubte gewöhnlich vor den Feiertagen ſelber mit dem Reiſigbeſen die mit Heiligenbildern ausgeſchmückte Wand vor dem Allerheiligſten ab, wuſch eigenhändig im Altarraum den Fußboden und putzte die Lämpchen; unter

ſeiner Aufſicht wuſchen eifrige Weiber als Weihgeſchenk die Fußböden in den übrigen Räumen der Kirche; er war es auch, der die Tauben abſchoß, die auf den Glockenturm flogen und die Glocken beſchmutzten; und ſeine Küſterin, die uralte ‚Frau des Hallelujus', buk ‚Verkündigungsweihbrote', über die zwei Worte der Erklärung zu ſagen ſind.

Die ‚Verkündigungsweihbrote' ſind durchaus nicht dasſelbe wie die üblichen Abendmahlsbrote, die für das Offertorium bereitet werden. Die Offertorienweihbrote werden aus Weizenmehl von einer ‚beſonderen Weihbrotbäckerin' (einer Witwe) in der Form von langen Säulchen nach dem üblichen Muſter gebacken und auf der oberen Rinde mit einem namentlichen Siegelabdruck verſehen; dieſe aber, die Verkündigungsbrote, wurden einfach als Brezel oder Kügelchen aus dem ‚ſchwarzen', eingeſammelten Mehl gebacken und den wirklichen Abendmahlsbroten nur dadurch angepaßt, daß auf ihre obere Rinde gleichfalls die Namenprägung aufgeſtempelt wurde. Sie waren nicht aus Gründen einer Kirchenvorſchrift erforderlich, ſondern nur zugelaſſen, oder beſſer, ſie wurden in Berückſichtigung der ‚zähen Gewohnheit des Volkes' geduldet.

Auf Wunſch der Leute mußten dieſe Weihbrote vom Glockenturm herab in die Menge geworfen werden, wobei wer es vermochte, ſie mit den Händen auffing.

Dabei kamen Kraft und Verwegenheit zur Geltung: die Weihbrote wurden nicht ‚mit Anſtand', ſondern ‚mit Kraft' errungen, ‚ſoviel jeder greifen konnte', und darum gefiel den Leuten dieſe Sitte.

Die weihbrotbackende Witwe war nicht imſtande, die ‚Verkündigungsweihbrote‘ zu backen, weil ſie ein ſchwächliches altes Weiblein war und eine ſo große Teigmaſſe im Backtrog nicht durchzukneten vermochte. Sie fuhr darum nur umher, ſammelte Geld für die Weihbrote und kam mit dem Siegel, um ſie zu ſtempeln, gebacken aber und geliefert wurden ſie von der Frau des Hallelujus.

Dieſes letztere verſtieß keineswegs gegen die Gewohnheiten oder Vorſchriften.

Auch in dieſem Jahr fuhr Hallelujus, wie üblich, mit der Weihbrotbäckerin in der Gemeinde umher, ſammelte Mehl ein und tauſchte es beim Müller gegen gleichmäßig gemahlenes Mehl um (denn mit dem von verſchiedenen Feldern eingeſammelten, ungleichmäßig gemahlenen Mehle gerät das Backen ſchlecht, weil der Teig ungleich ſäuert und ſchwer aufgeht); die Frau des Hallelujus aber knetete im Backtrog den Teig und rührte ihn in der Nacht an und er ging trefflich auf, wie es ſich gehört; darauf heizte ſie den Ofen an und ging noch vor dem Formen des Teiges und der ‚Abſtempelung‘ fort, um die geſetzmäßige Witwe zu holen, bei der ſich der Stempel befand; kaum aber hatte ſie den Hof verlaſſen, als ſie des Gatten anſichtig ward, der aufgeregt zum Haus des Geiſtlichen lief, mit einem vor Schrecken ganz entſtellten Geſicht. Die Küſterfrau rief ihn an und wollte ihn ausfragen, er aber winkte ärgerlich mit beiden Händen ab und beſchleunigte ſeinen Lauf in der Richtung nach dem Hauſe Hippolyts. Da aber die Frau des Hallelujus aus dem Be-

zirk von Sſewſk gebürtig war, wo ſchon der ‚Gluchowſche Geiſt der Lebensführung‘ herrſcht, das heißt, wo ſich ſchon nach kleinruſſiſcher Sitte die weibliche Vorherrſchaft in der Familie fühlbar macht, ſo vergaß ſie, weswegen ſie eigentlich fortgegangen war, ſtellte ſich Hallelujus in den Weg und meinte: „Was ſind das für Neuigkeiten! oder bin ich nicht deine rechtmäßige Frau? ſprich, was iſt paſſiert! . .“

Hallelujus erwiderte, es ſei ein Unglück geſchehen.

„Was denn für eins?“

„Das nämlich, daß ein Tölpel von Bäuerin, nachdem ſie den Altarvorplatz gewaſchen, reines Waſſer zum Spülen drübergoß und dabei ausrutſchte und mit halbem Körper durch die Tür in den Altarraum hineinfiel . . . “

„Wer hat das mitangeſehen?“

„Niemand außer mir.“

„Dann geh deines Weges mit Gott, — ſchick die Weiber heim und mach dich ſelbſt an eine ernſthaftere Beſchäftigung, hierüber aber halt den Mund.“

„Gut,“ erwiderte Hallelujus, „gib mir ein Gläslein Schnaps und ich will wahrhaftig auf dich hören und die Zunge ſtillhalten.“

Die Küſtersfrau ſchenkte ihm ein Gläslein ein, Hallelujus ſtärkte ſich und kehrte wieder zur Kirche zurück, die Frau aber ging, nachdem ſie ſich ebenfalls mit einem kleinen Täßchen aufgemuntert, zugleich mit ihm fort, um die dazu beſtellte Witwe zur ‚Abſtempelung‘ zu holen. Die beiden ſchwatzten bei der Gelegenheit erſt mal miteinander, als ſie aber darauf zuſammen

mit dem Stempelgerät fortgingen, vernahm die Frau des Hallelujus plötzlich auf halbem Wege ein ganz ungewöhnliches Geläut mehrerer kleiner Glocken und erblickte gleichzeitig Leute, die zum Glockenturm hinliefen und ſchrieen: „Hallelujus iſt abgeſtürzt!“

Die unglückliche Frau lief hin und fand ihren Mann ausgeſtreckt auf der Erde und in den letzten Zügen: er lag völlig leblos da, mit nach oben verdrehten Augen und blutigem Munde, aus dem ein blaues Stückchen der zwiſchen den Zähnen feſtgebiſſenen Zunge hervorſchaute.

Die Sache hatte ſich ſo zugetragen, daß Hallelujus, der die ungeſchickten Dorfweiber nicht länger ſehen mochte, eine andere Arbeit vorgenommen hatte. Er hatte den Vogelſchmutz von den Glocken abputzen wollen, indem er ſich an den Schnüren feſthielt und mit den Stiefeln auf dem Geländer ſtand, dabei war er ins Schwanken geraten, ſtürzte ab und zerſchlug ſich auf den Tod. Es kam der Geiſtliche, der Vater Hippolyt, deſſen Familiennamen Mirdarow war, nahm dem Hallelujus eine ‚ſtumme Beichte‘ ab, legte ihm darauf die Hoſtie in den Mund und ſprach alsbald über ihn das Sterbegebet.

Dies alles dauerte nicht lange, aber auch das chemiſche Geſetz im Trog mit dem angerührten Teig zauderte nicht und vollbrachte unaufhaltſam ſein Werk: der für die Verkündigungsweihbrote beſtimmte Teig quoll aus dem Trog hervor und kroch über den Fußboden hin. Die Leute, die den Körper des Hallelujus hereinbrachten, beſchmierten ſich ihre Füße damit und

für die Weihbrote gab es keinen Teig mehr ... Auf dieſe Weiſe blieb die ganze Gemeinde ohne Weihbrote und das war ein im Leben des Dorfes bisher unerhörter Fall; denn bei uns gab es lauter fromme Leute und kein einziger unſerer Bauern wäre zum Säen hinausgegangen, ohne in ſeinem Saatkorb, das heißt in der runden Baſtſchachtel mit den Körnern, ein Verkündigungsweihbrot zu haben.

Jetzt mußte zum erſtenmal ohne Weihbrote geſät werden und das verhieß nichts Gutes. Dazu wurde der Vorfall mit dem tölpelhaften Weibe, das in den Altarraum hineingeraten war, gleichfalls ruchbar: als die Frau des Hallelujus ihr Wehegeſchrei am Grab des Mannes anſtimmte, gab ſie vor allem Volk das Geheimnis ihrer verderblichen Eigenmächtigkeit preis und ſchrie in die ganze getaufte Welt hinaus, ihr Mann Hallelujus ſei ein Gerechter geweſen und habe es nicht verheimlichen wollen, daß der ‚Tölpel von Bäuerin‘ in den Altarraum hineingeraten war, ſie aber habe ihn davon abgebracht, und dafür hätte Gottes gerechte Strafe ſie betroffen: indem Er den Hallelujus ganz von ihr fortgenommen in jene Welt.

Als dieſe üble Sache durch die Frau des Hallelujus kundbar ward, ging ein Stöhnen durch die ganze chriſtliche Gemeinde und manche meinten, daß man das tölpelhafte Weib töten müſſe, weil es ſich ‚in den Altarraum gedrängt‘; aber das Weib erfuhr das zum Glück bald und wartete nicht erſt lange, ſondern ſchloß ſich Flüchtlingen an, die nach der ‚freien Stadt Nikolajew‘ zogen, die damals für viele ruſſiſche Leute eine ‚Stadt

der Zuflucht' war. Dadurch erſparte das Weib den Leuten die Sünde und ſich ſelbſt einen vorzeitigen Tod. Auf jeden Fall aber hatten die Leute endgültig allen Mut verloren, nicht nur weil in ihrer Gemeinde ‚ein Weib in den Altarraum gefallen war', ſondern auch weil die Ausſaat nunmehr ohne Weihbrot vollzogen werden mußte, — das konnte im Geſchick der Welt nicht ohne Folgen bleiben, — und alsbald begann die Ahnung, daß ein Hungerjahr bevorſtehe, zur Gewißheit zu werden.

Darüber, daß der bevorſtehende Sommer vielleicht dennoch eine gute Ernte bringen könnte, war mit den Bauern überhaupt nicht zu reden: ſie glaubten an ein kommendes Hungerjahr und wollten weder Hafer noch Buchweizen noch Hirſe ſäen.

‚Warum ſäen, wo doch alles verloren gehn und nicht einmal das Saatkorn eingebracht werden wird!'

Auf einigen herrſchaftlichen Gütern wurde ſolche Hartnäckigkeit der Bauern ſtreng beſtraft; allein die Bauern trugen es und ſäten trotzdem nicht; hier und da verſteckten ſie ſogar das Saatkorn, indem ſie es in Säcken in die Kartoffelgruben oder in die Schuppen warfen oder es unter die Fußböden der Hütten und in andere verborgene Plätze ſchütteten.

Mein Vater traf keine ſtrengen Zwangsmaßregeln, das heißt, er ‚peitſchte die Leute nicht aus', wie die Bauern ſich ausdrückten, aber er beſtand darauf, daß die Landleute ihre Feldſtreifen auf den Sommeräckern aufpflügten und darauf das ihnen leihweiſe zugeteilte Korn ausſäten, mit der Verpflichtung, das Korn nach

der Ernte zurückzuerſtatten. Aber da war nichts, was man hätte zurückerſtatten können: der Weihbrotteig war nicht umſonſt auf den Boden gefallen — es gab keinerlei Ernte. Die ganze Saat ging verloren.

Und wie verloren! mit einer Art böſer Ironie, mit einem Spott, ‚als hätte ein Narr Narrheiten getrieben‘.

Alles ging dicht und ſtark auf und wucherte ſo, daß die Erde ſchon am Georgstag (dem 23. April), als das Vieh zum erſtenmal mit den Heiligenbildern auf das Feld getrieben wurde, von dichtem, hohem Grün bedeckt war; und das Grün war ſo ſaftig, daß ſich nicht nur die dünnlippigen Schafe daran ſatt fraßen, ſondern daß auch die Kühe mehr Milch gaben. Zum Himmelfahrtstage konnte ſich die Saatkrähe bereits im dunkelblauen Grün der Winteräcker verſtecken. Dementſprechend ging der ‚in den Dreck‘ geſäte Hafer ‚fürſtlich‘ auf und die ausgeſäten Getreide ſtiegen aus der Erde, als mit einem Male, da die Zeit gekommen war, den auf den Treibbeeten gezogenen Kohl auf die Gartenbeete umzuſetzen, Klagen vernehmbar wurden, daß es, zu trocken ſei‘. Die Treibbeete und anderen Gemüſeanlagen wurden mit Waſſer begoſſen, das die Weiber in ſchlechten Eimern und die Kinder in Kännchen herbeiſchafften; aber man konnte nicht genug wäſſern, — die Erde ſchrumpfte vor Dürre und bald genug vernahm man rings das ſchreckliche Wort: ‚Verbrannt!‘...

Angeſichts dieſer Not entſann man ſich plötzlich Gottes, rief die Popen herbei und ließ auf den Feldern Meſſen leſen.

Jeden Tag wurden Meſſen geleſen und die Heiligen-

bilder hinausgetragen, bald zum Winter-, bald zum Sommerkorn, aber die Dürre wollte nicht weichen.

Man berief ſchließlich die Zauberer und Quackſalber — die am heimiſchen Herde entſtandenen Meiſter der ſchwarzen und weißen Magie, von denen die einen mit Hilfe von Beſprechung und Hexerei einem Taubneſſelblatt irgendetwas ‚anzauberten‘ und Staub in den Wind bliesen, während die anderen die von Hüttenſchaben benagten Heiligenbildchen in den Wald hinaustrugen, dort vor ihnen flüſterten, ſie mit Waſſer beſprengten auf einem Baum übernachten ließen, — aber es gab dennoch keinen Regen und ſogar der Tau hörte auf.

Man ſchien der Not nicht mehr ausweichen zu können ... Es wurde eine ‚Bußzeit‘ verkündet und ein Verbot erging wider jegliche Vergnügungen und Späße.

Die Stricke der Hängeſchaukeln auf den Straßen wurden hoch nach oben gehängt, damit man nicht mehr ſchaukeln konnte; die Mädel durften weder Lieder ſingen noch den Reigen tanzen; die Kinder wurden geprügelt, wenn man ſie beim Knöchel- oder Ringnagelſpiel erwiſchte. Nur ein einziger Hirt, der bockbeinige Fonjka, hatte das Recht, ‚mit der Schalmei zu locken‘, aber auch ſeine ſelbſtgefertigte Lindenſchalmei gab nur trübſelige und unangenehme Töne von ſich, wenn ſie die Kühe lockte: das merkten wahrſcheinlich ſelbſt die Kühe, denn ſie folgten dem Lockruf des bockbeinigen Fonjka nicht mehr, da er ſie ſchon ſeit langem betrog und ſie auf das Feld trieb, wo ſie ſchon längſt nichts mehr finden konnten.

Finſtere Erbitterung wuchs im Volk: die Männer prügelten ihre Frauen um nichts und wieder nichts, die Alten kränkten ihre Kinder und Schwiegertöchter, ja, ſelbſt das tägliche Brot mißgönnten die Menſchen einander und wünſchten einer den andern täglich zum Teufel: — „oh, will denn kein Teufel kommen, euch zu holen!“

Und er erſchien auch wirklich dieſer Teufel! Ein großes Verbrechen wurde begangen.

3

Es kam, man wußte nicht woher, ein ‚fremder Mann‘; er übernachtete bei einem Bäuerlein, hörte die Erzählungen vom grenzenloſen Elend, das die Regenloſigkeit verurſacht hatte, an und ſagte, daß er dieſe Sache kenne — und daß die Popen der Not nicht abhelfen könnten; ſondern man müſſe mit einem brennenden Licht auf das Feld hinausgehen, und das Licht müſſe aus dem Fett eines Menſchen beſtehen, der ſich zu Tode getrunken habe und ‚begraben worden ſei am Kreuzweg, ohne Kreuz und ohne Prieſter‘.

Der ‚fremde Mann‘ war vorſorglich geweſen, denn in ſeinem Querſack fand ſich grade ſolch ein Kerzenſtummel, wie er benötigt wurde. Früher ſei die Kerze lang geweſen, allein er habe ſie ſchon ‚brennen laſſen an vielen Plätzen; wo es eine gleiche Regenloſigkeit gegeben, und immer hätten ſich alsbald Regenfluten ergoſſen‘.

Die Gemeinde beſchenkte den Wandersmann mit Eiern und ſechzig Kopeken an barem Gelde und begab ſich mit ihm auf das Feld hinaus, um dort zu ‚beten‘.

Er ſprach das Vaterunſer und noch ein anderes Gebet, ſchlug das Kreuz mit der brennenden Kerze aus Menſchenfett und verhieß Tau gegen Morgen und eine Wolke um Mittag, — nur dürfe man ſie ‚nicht ſtören‘, ſonſt könne ſie ſich nach einer anderen Richtung wenden.

Darauf aber ging dieſer Mann ſogleich im Dunkel der Nacht fort.

Der Tau gegen Morgen blieb aus, aber zur Mittagszeit wurde der Himmel dunkel und fing an ſich zu bewölken. Nicht lange, und er verdichtete ſich in der Tat hinter dem Langen Wald, der zum Nachbargut gehörte, und es erſchien eine Wolke, aber eine recht wunderliche: ſie kam freilich hervor, aber ſie blieb auf einem Fleck ſtehen und rührte ſich nicht weiter.

Drei Bauern, die gerade um die Zeit auf dem Felde waren, konnten die Urſache lange nicht begreifen, warum die Wolke ſich nicht vorwärts bewegte; endlich aber ſahen ſie näher zu und begriffen.

Schuld daran war der Riemer Jegor, genannt der Lederne, der in die Dörfer ringsum auf Arbeit ging. Er war ein tüchtiger Meiſter und verfertigte treffliche Sielen und Kummete, ſonſt aber war er liederlich und vertrank zuweilen das Geld, das er verdiente, mit ſo großem Eifer, daß er all ſein Hab und Gut und innerlich jegliche Vernunft verlor und dann unter allerhand Schreckniſſen litt, die ſich unruhig in ſeinem entzündeten Hirn abſpielten.

Meiſtens verfolgte den Ledernen, wenn er betrunken war, ein ‚ſchwarzer Stier‘, der irgendwoher aus der

Ferne auf ihn zujagte und ihn immer auf die Hörner nehmen und über ſeinen Rücken weg in die Hölle ſchleudern wollte.

Wenn Jegor der Lederne dieſen ſeinen chroniſchen Verfolger und Feind erblickte, lief er ſogleich aufs Geratewohl davon; dann aber erſchien der Stier plötzlich und unerwartet von vorn, was zur Folge hatte, daß der Lederne jedesmal völlig entſetzt ſtehen blieb, zitterte, verzweifelt mit den Armen ſchlenkerte und ſchrie: ‚brrr! brrr!‘ Wenn es ihm gelang, dem Ungeheuer auszuweichen, warf er ſich nach der entgegengeſetzten Seite, aber da auch dort das gleiche Geſpenſt ſeiner kranken Einbildung alsbald vor ihm erſchien, ſo lief der Sattler auf den Feldern ſo lange hin und her, bis der Stier ihn irgendwo erwiſchte, und wenn das ſchließlich geſchah, dann bemühte ſich der Lederne nur mehr darum, ihm zwiſchen die Hörner zu fallen und ſeinen Hals mit den Armen zu umſchlingen.

Das war ein verzweifeltes, aber auch das einzige Rettungsmittel, das den Ledernen ſchon häufig vor dem Tod auf den Hörnern des Untiers bewahrt hatte. Wenn er ſich auf dieſe Weiſe dem Stier zwiſchen die Hörner bettete, trug ihn dieſer auf dem Kopf umher, bis er es endlich müde wurde, ihn zur Erde warf und davonlief; der Lederne aber ſchlief ſich nachher aus und hatte, wenn er darauf aufwachte, ein Gefühl, als hätten ihn auf dem Meer hohe Wellen durch und durch gerüttelt, und brauchte Zärtlichkeit. — Auf der Suche nach Mitleid bettelte er dann: „Führt mich entweder zur Mutter Gottes hin, — ſie iſt mir Fürſprecherin — oder kommt

mit ins Wirtshaus — der Schenkwirt gibt mir auf Pump.“

Da man ihn meiſt für unwürdig hielt, vor das Heiligenbild geführt zu werden, brachte man ihn gewöhnlich in das Wirtshaus, wo er bei dem ihm bekannten Schenkwirt ſeinen Kater begoß und wieder ins Lot kam.

Ein gleiches war ihm auch jetzt zugeſtoßen, als die drei Bauern, welche die Wolke hinter dem Langen Wald beobachtet hatten, ſeiner auf dem Felde anſichtig wurden. Jegor lief entſetzt vor ſeinem Stier davon, fuchtelte mit den Händen und ſchrie: „brrr! brrr!“

Er lief gradewegs der Wolke entgegen, und auf niemand anders als ſie bezogen ſich ſeine abwehrenden Rufe und Winke, und . . . es war aus mit ihm.

Zu der Zeit, da der Lederne dieſes zum letztenmal erlebte, waren zufällig noch zwei kleine Bauernmädchen, die auf einem mit Unkraut überwucherten Rain Beifuß für den Badequaſt pflücken wollten, auf dem gleichen Felde mit ihm und den drei Bauern. Als ſie den ſpringenden und ſchreienden Ledernen erblickten, erſchraken die Mädchen, verkrochen ſich im Beifuß und ſahen, wie der Lederne auf den Rain niederfiel und wie bald darauf die drei Bauern zu ihm kamen, ihn aufhoben und auf die Füße zu ſtellen ſuchten; allein er blieb nicht ſtehen, ſondern weinte und jammerte: „führt mich zur Gottesmutter!“ Da packte der dritte Bauer den Ledernen an den Füßen und alle drei trugen ihn raſch in den Wald, wo ſich eine dicht bewachſene Schlucht befand; dort aber war es wohl ſogleich zu

einem Streit gekommen, denn der Lederne ſchrie herzzerreißend: „wofür ſchlagt ihr mich auf den Kopf?“ ... Gleich darauf wurde alles ſtill, die Bäuerlein aber ſtiegen nach kurzer Zeit zum Bach hinunter und wuſchen ſich darin.

Die erſchrockenen kleinen Mädchen blieben bis zum Abend auf dem Rain im Beifuß ſitzen, niedergeduckt wie Häslein, und wußten ſelbſt nicht zu ſagen, was ſie ſo erſchreckt hatte; als aber die Sonne hinter eben demſelben Walde unterzugehen begann, wohin man den Ledernen getragen, um ihn ‚auf den Kopf zu ſchlagen‘, wurde es den Mädchen ‚noch ſchauriger‘ zumute, ſie ſprangen auf und liefen ſpornſtreichs ohne Badequäſte ins Dorf zurück — wo ihnen ein zorniger Empfang zuteil wurde — man zauſte ſie an den Zöpfen und verſprach ihnen, ſie ‚mit Neſſeln zu ſtreichen‘, — worauf ſie ganz ſtill wurden, um nicht gar noch Ärgeres auf ſich zu laden.

Auf dieſe Weiſe hatte der Stier den Ledernen auf die Hörner genommen und verſchleppt.

Seit der Zeit bekam niemand den umherſtreifenden Riemer Jegor jemals mehr zu Geſicht — und wie er keines Paſſes bedurfte, ſo bedurfte er auch keines Grabes; allein es wurden ihm zur Erinnerung einige keineswegs unwichtige Dinge verrichtet.

4

Nicht weit hinter der Tenne ſtand bei uns auf dem Neubruch ein ſchlechter kleiner Schuppen, den man ‚die alte Spreukammer‘ nannte, obwohl er niemals

irgendwelchen Dreſchzwecken gedient hatte und auch dafür nicht taugte.

Draineure und Erdarbeiter aus Smolensk hatten ſich dieſen kleinen Schuppen gezimmert, als ſie einſt gekommen waren, die Stümpfe der an dieſem Fleck geſchlagenen Bäume auszuroden. Nach vollbrachter Arbeit waren die Erdgräber fortgezogen, der von ihnen gebaute elende Schuppen aber blieb unabgetragen ſtehen, vielleicht darum, weil das ſchlechte Material, aus dem er gezimmert war, die Mühe des Abtragens nicht wert war.

Das Dach des Schuppens war längſt vermodert und ganz durchlöchert, die Tür hatte ſich geſenkt und hing nur noch an einer Angel und niemand betrat dieſen Schuppen außer der Soldatenfrau Nataſchka, für die übrigens ein Befehl erlaſſen war, ſie fortzujagen, wo immer man ſie anträfe. Und auf einmal geſchah es eines Nachts, daß dieſe ſogenannte ‚alte Spreukammer' wie eine Kerze niederbrannte!

Es war eine ſtille und dunkle Nacht; auf einmal aber, als wir gerade beim Abendeſſen ſaßen — alſo nach zehn Uhr —, erglänzte am Himmel ein warmer und angenehmer gelblich-roſiger Schein.

Anfangs meinten alle, ein roter Mond gehe auf; ſchließlich aber ſtellte ſich dies als der Brand der alten Spreukammer heraus.

Viel Volk war auf der Brandſtätte, aber der Schuppen wurde weder abgetragen noch begoſſen, da der Vater ihn für völlig wertlos hielt; trotzdem war dem Hausherrn daran gelegen, zu erfahren, auf welche

Weiſe in dieſem unbewohnten und gänzlich nutzloſen Bau ein Brand hatte entſtehen können.

Man ſchloß zuerſt auf Zigeuner, dann auf Polen, doch waren nirgends Zigeuner oder Polen geſehen worden; dann verfiel man auf die Führer des blinden Nefed, welche Pfeife rauchten; aber Nefed und ſein blinder Gefährte ſamt den Führern ſangen, wie es ſich herausſtellte, ihre Jeremiaden irgendwo weit auf dem Feſt eines heiligen Wundertäters; ſchließlich aber kam der Dorfälteſte Dementij — ein Altgläubiger und Feind des Rauchens — auf den Gedanken, ob nicht die Schuld hieran einen der jungen ‚Pfeifenraucher‘ treffe, und nun verſchmolz Dementij dieſen erſten Verdacht mit anderen Verdachtsmomenten, die mit der kleinen Soldatenfrau Nataſchka zuſammenhingen, einem aufgeweckten Weiblein mit dem rieſengroßen Renommee einer Allerweltskurtiſane, um derentwillen es im Dorf ſchon viel Unordnung gegeben hatte, nicht nur unter den jungen Leuten, ſondern auch unter den Alten.

Dementij Waſſiljitſch wollte durchaus bei dieſer Gelegenheit jemand ‚etwas auf den Kopf geben‘, oder ‚etwas aufbrennen‘, wozu er als wurzelechte ‚Obrigkeit‘ alten Schlages große Neigung verſpürte; als er jedoch dem krausköpfigen Waiſenknaben Wukola gerade eins ‚aufbrennen‘ wollte, erſchien, Gott weiß von woher, die Soldatenfrau Nataſchka ſelbſt und ſchrie: „Rühr den Wukoſchka nicht an — er war es nicht ... ich habe geſehn, wer die Spreukammer angeſteckt hat.“

Und Nataſchka nannte ohne Umſchweife die drei allerwohlhabendſten Bauern des Dorfes. . . .

Dieſe wurden herbeigerufen und geſtanden, daß ſie wirklich in der ‚alten Spreukammer‘ geweſen waren mit einer Kerze aus dem Fett des Ledernen, und daß wahrſcheinlich aus Unvorſichtigkeit . . . und ſo weiter.

Nun aber handelte es ſich ſchon nicht mehr darum, wie ſie die Spreukammer angeſteckt hatten, ſondern darum: wie ſie dazu kamen, von einer Kerze aus dem Fett des Ledernen zu ſprechen.

Allein ſogleich wurde dieſe Frage mit dem dichten Dunkel eines ſorgſam verborgenen Geheimniſſes bedeckt: der Vater nahm die drei Männer und den Dorfälteſten Dementij mit ſich in ſein Kabinett und ſchloß die Tür hinter ſich und ihnen zu. Niemand hörte, was ſie da beſprachen; aber natürlich wußten alle ganz genau, um was es ſich handelte, und gründlicher als alle unterſuchten dies grade die Weiber, welche die Kühnheit hatten, bis auf den Grund der tiefen Schlucht im Langen Walde hinabzuſteigen, wo ſie unter Reiſig und den trockenen Blättern des vorjährigen Blätterfalls eine ſtark verweſte Leiche gewahrten, die vom ganzen Dorf einſtimmig als die Leiche des Riemers der Lederne erkannt wurde. Von den Fettſchichten des Ledernen war das ganze ‚innere Fett‘ ſchon abgeſchabt worden und aller Wahrſcheinlichkeit nach war daraus eine genügende Anzahl von Kerzen verfertigt worden, die vielleicht an anderen Orten ſchon mit einem ähnlichen Reſultat gebrannt hatten, wie es jetzt bei uns in der Spreukammer geſchehen war.

Vater ſah jetzt ein, daß die Sache eine ſehr ernſthafte Wendung nehmen konnte, und fuhr daher zum Nachbarn, dem der Lange Wald gehörte. Dieſer Gutsbeſitzer war ein alter Mann, vormals Seemann und Unterkapitän, er lebte ungeſellig mit drei leibeigenen Frauen zuſammen, mit denen gemeinſam er unter der Aufſicht einer vierten ſtand, die den ganzen Kreis ſeines Lebens dirigierte. Das Ereignis im Langen Wald riß den Seemann auf kurze Zeit aus ſeiner abhängigen Stellung und brachte ihn zu eigener Initiative, aus der heraus er mit Vater folgende Abmachung traf: ob ein Ermordeter im Walde liege oder nicht — davon wollten ſie aus Gründen des Anſtands nichts wiſſen, und wer immer das ſein möge, das ſolle nicht erforſcht werden; doch um die Gefühle der Leute aufzufriſchen, die augenſcheinlich ſehr fromm waren, aber bloß nicht wußten was ſie zu tun hatten, wollte man aus drei Dörfern drei Geiſtliche einladen, gewiſſermaßen wie zu einem Konſilium bei einem Schwerkranken, und öffentlich drei Meſſen abhalten — im Garten, auf der Wieſe und auf dem Feld, wobei alle beiſammen zu ſein hätten, Herren und Bauern ... und zum Schluß — eine Bewirtung!

Vater ging darauf ein; und zwar ſollte alles, ‚was zur Auffriſchung der Gefühle des Volkes‘ zur Ausführung kommen ſollte, nach Art guter Nachbarn auf der gemeinſamen Grenze vor ſich gehen, der ‚Aufmarſch der Geiſtlichen‘ aber ſollte von uns aus ſtattfinden und ebenſo bei uns das ‚Konſilium‘ und die Bewirtung, „denn Sie“, ſagte der Seemann zum Vater, „haben

eine geſetzmäßige Ehefrau; bei mir aber herrſcht in dieſer Beziehung lauter Ungeſetzlichkeit.“

So wurde denn das Feſt bei uns begangen. Eingeladen ward noch ein anderer Nachbar, der Major Alymow, der ebenfalls Junggeſelle und ‚mit Renommee‘ war, aber noch jung an Jahren, ein Schwätzer und Geck von ziemlich ſchlechtem Betragen. Der Unterkapitän hatte wahrſcheinlich Übles von ihm gehört und wünſchte keine nähere Bekanntſchaft mit ihm, — es war ihm ſogar unangenehm, während der Meſſe neben dem Major zu ſtehen; Alymow bemerkte das und ‚ſpuckte darauf‘: er trat von dem hochmütigen Seemann fort, ſtellte ſich in der Nähe der Sänger auf und poſaunte mit dieſen zugleich, wenn auch nicht gerade im Takt, ſo doch mit ſehr lauter und tönender Stimme los: „gib Regen der dürſtenden Erde, Erlöſer!“ Von Mal zu Mal nahm er den Ton immer dreiſter und lauter, ſehr zum Wohlgefallen der Bauern und der Geiſtlichkeit, mit deren Vertretern er ſich bei Tiſch noch mehr anfreundete, da er ſich noch einige Male erhob und anſtimmte: „gib Regen der dürſtenden Erde, Erlöſer!“ Hierdurch machte Alymow mit dieſer Bitte um Regen bei uns einen ſolchen Eindruck, daß wir zu Hauſe auch ſpäterhin tagelang ſangen: „gib Regen der Erde, Erlöſer!“ Vor allem übten wir Kinder uns darin: im Eifer des Gebets übertrafen wir ſogar die Älteren, indem wir uns aus den Schürzen der Wärterin Meßgewänder machten und Schulterbinden aus Windeln; wir hüllten uns in dieſe Gewänder und ſangen: ‚gib Regen‘. Das gefiel uns ſehr, der Dienerſchaft aber

wurden wir läſtig und ſchließlich wurde unſer Kirchendienſt dadurch unterbrochen, daß die Wärterin uns die Gewänder fortnahm und ſagte: „Genug Kirche geſpielt! jetzt iſt der Regen niemand mehr nötig: die Zeit der Ernte iſt da, aber es gibt nichts zu ernten: das Hungerjahr iſt ſchon gekommen.“

Das war für uns eine entſetzliche Eröffnung! wir hatten nicht einmal bemerkt, daß es ſchon gekommen war. Wann war denn das geſchehen? wir hatten doch eben erſt ‚um Abwendung des gerechten Zornes, der nahe herangerückt war,‘ gebetet und um Speiſung der Leute ‚gleichwie der Vögel unter dem Himmel‘, und ſchon war alles zu Ende: auf dem ſchnittreifen Feld ſtand ‚Ähre ſo weit von Ähre, wie keine menſchliche Stimme trägt, von der geſchnittenen Garbe aber zur nächſten Garbe war es eine Tagereiſe weit‘ . . .

Das Hungerjahr war da! „Laſſet uns verzehren, was gereift iſt, und dann ſterben“, ſprachen die Bauern; ſie buken noch Fladen aus der Erſtlingsfrucht und bereiteten Bauernbier zu Mariä Himmelfahrt, doch von Mariä Geburt an begannen einige zaghaft ſich von zu Hauſe zu entfernen. . . Doch fragte man ſie: wohin? ſo ſchämten ſie ſich anfangs noch, es einzugeſtehen; dieſe Wanderungen wurden geheimgehalten: die Leute verließen das Dorf und kehrten erſt in tiefer Dämmerung zurück, ‚damit man den Bettelſack nicht ſähe‘, — allein es wuchſen Hunger und Not und um die Zeit von Mariä Schutz und Fürbitte wußten bereits alle voneinander, daß niemand etwas zu eſſen hatte und daß ‚alle betteln gehn mußten‘.

Wer ſich von dem Hunger, wie er in den vierziger Jahren in den Dörfern herrſchte, nach den Erſcheinungen eine Vorſtellung machen wollte, die man im vorigen Winter beobachten konnte, im Jahr 1892, da die Leiden des Volkes durch die gemeinſchaftlichen Anſtrengungen verſtändiger und guter Menſchen gelindert wurden, der bekäme einen ſehr unrichtigen Begriff davon, wie das Volk in jenen Epochen der Hilfloſigkeit gelitten hat, die der General Maljzew erwähnt. An eine Fürſorge, wie ſie jetzt von Privatperſonen ausgeübt wird, um den hungernden Bauern ſchon aus Menſchenliebe und Mitleid zu helfen, hat damals niemand auch nur gedacht, außerdem wäre jede Aktion im Sinne einer allgemeinen Hilfe damals überhaupt unmöglich geweſen; und die Regierung ſelbſt konnte natürlich nicht alle Hungernden durchfüttern. Den ‚Regierungsbauern‘, man nannte ſie auch noch die ‚ſtaatlichen Bauern‘, gab man damals etwas Korn aus den Reſervemagazinen ‚zur Beſtellung der Felder‘; aber das war eine ſchwache und nichtige Hilfe: denn die ‚ſtaatlichen‘ Bauern vermochten ſich auch mit Hilfe dieſes ‚Darlehens‘ nicht zu ernähren. Davon aber, die Menſchen bis zur Sättigung zu ſpeiſen, davon war nirgends die Rede: man erzählte ſogar, der Graf Kiſſeljow ſollte zu irgendwem geſagt haben, die ‚Bauern ſeien keine Soldaten‘ und könnten ſich ‚bis zur neuen Ernte den einen Winter ſchon irgendwie durchſchlagen‘, und daß dieſe Worte zur völligen Be-

ſchwichtigung der ſeeliſchen Sorge eines gewiſſen Jemand genügt hätten. Und dabei galten die ſtaatlichen oder Regierungsbauern zu jener Zeit als die ‚Lieblingskinder‘ der Regierung. Was dagegen die Leute aus anderen Ständen betraf, ſo kümmerte man ſich um dieſe noch weniger; von den Kleinbürgern ganz zu ſchweigen, denn dieſe ackerten keine Erde und ſäten kein Korn, und folglich hatten ſie auch keine Mißernte gehabt; dazu war längſt von ihnen geſagt worden, es wären ‚lauter Diebe‘, und als Diebe konnten ſie ja alles erlangen, was ſie nötig hatten. Die ‚Leibeigenen‘ der Gutsbeſitzer aber befanden ſich in einer ſolchen Lage, daß man ſich um ſie nicht zu ſorgen brauchte, denn ſie waren ja vom Tag der Geburt an auf ewige Zeit der ‚Fürſorge ihrer Beſitzer‘ überantwortet und dieſe ſorgten mithin für ſie ... Die unſeligen Leibeigenen waren ſchlimmer dran als alle anderen: ſie litten nicht nur ohne jegliche Hilfe, ſondern noch dazu mit gefeſſelten Händen und einem Knebel im Mund. Sie hatten nicht einmal das Recht fortzugehen, und oft wurden ihre Klagen und ihr Stöhnen für Unbotmäßigkeit gehalten, derentwegen man ſie beſtrafte. Erträgliche Ausnahmen gab es nur dort, wo die Gutsbeſitzer ſich bald über den Zuſtand in ihren Dörfern entſetzten, ihre Beſitzungen im Stich ließen und zum Überwintern in Städte oder Städtchen flüchteten, — ‚einerlei wohin, nur um die Bäuerlein loszuwerden‘ (das heißt, um ihre Bitten um Brot nicht länger anhören zu müſſen). In Abweſenheit ihrer Herrſchaft eröffnete ſich den Bauern wenigſtens die Möglichkeit,

aufs Geratewohl fort zu wandern und vor fremden Fenstern um Almosen zu flehen. Übrigens wurden in einigen großen Gutsverwaltungen den ‚eigenen Bauern' Brot und Kartoffeln leihweise gegeben oder um einen geringeren Preis als den Fremden, aber auch dieses erwies sich als unzureichend, da auch um billigeren Preis niemand etwas kaufen konnte.

Es versteht sich, daß ich nur von der Gegend spreche, in der ich damals lebte, vom Orlowschen Gouvernement. An anderen Orten mag es anders gewesen sein.

Ich spreche nur von dem, was ich damals selbst gesehen oder gehört habe.

Das Entsetzlichste der damaligen Zeit war scheinbar, daß die Leute in unserer Gegend durch die Leibeigenschaft gefesselt waren: sie durften nicht fortgehen und sich in entfernteren Gegenden etwas erbetteln. Bei den Kleingrundbesitzern im Gouvernement Kursk und in einigen Landkreisen des Orlowschen Gouvernements kam es dagegen hier und da vor, daß Kinder und Greise um ‚Almosen gingen', die Erwachsenen aber den Frondienst verrichteten und zwar Arbeiten, die keineswegs eilig waren: sie schnitten Reisig auf Vorrat, oder hoben Gräben aus, alles Dinge, womit man noch hätte warten können, und verzehrten das ‚Almosen', das heißt das, was die Greise und kleinen Kinder irgendwo ‚in Christi Namen erbettelt' hatten. Auf den großen Gütern hatten es die Bauern schon darum viel besser, weil man ihnen weniger in den Weg legte; die Bauern schleppten sich ‚mit Beilen' (das heißt zur Zimmermannsarbeit) nach Kiew, Charkow und Nje-

ſhin, und andere verdingten ſich ‚mit dem Roß‘, um Talgfäſſer oder Säcke mit Hanf nach Taganrog und Odeſſa zu bringen. Sowohl das eine wie das andere brachte nur einen geringen Verdienſt, oder beſſer geſagt — es gab überhaupt keinen. Die Männer arbeiteten im Grunde nur um der Ernährung willen, und es galt noch als gut, wenn der Arbeiter ſich durchfüttern konnte und ‚mit dem Roß‘ heimkehrte und nicht nur allein mit dem ‚Peitſchenſtiel‘. Häufig kam es vor, daß einer heimkehrte und ſeine Angehörigen mit der Nachricht erfreute, er habe die Stute oder den Wallach in einem ausgefahrenen Loch ‚abdecken‘ müſſen. Die Bauern, welche ſich zeitig verdingt hatten und fortgefahren waren, eh noch ihre Pferde durch die zehrende Futterloſigkeit von Kräften gekommen waren, kamen beſſer zurecht und ernährten ſich unterwegs ſelbſt und konnten auch ihre Pferde auffüttern: dieſe kehrten wohlbehalten zurück; wer aber nicht rechtzeitig Arbeit gefunden und ſich erſt auf den Weg gemacht hatte, als die Schlittenwege ſchon ausgefahren, die Pferde dagegen längſt von der Futternot entkräftet waren, — bei dem ‚brach alles zuſammen‘: ſein Pferd ſtürzte beim erſten Schleudern des Schlittens hin, ſtreckte die Füße gen Himmel und ‚verreckte‘. Wenn nämlich ſolch ein Schlitten ohne Schienen unter den Kufen ins Schleudern gerät und den Klepper gegen die dürren Knochen ſchlägt, fällt dieſer ſogleich um und bleibt liegen. Die Bauern zerren ihn dann hoch, der eine am Schwanz, der andere an den Schultern. Sie zerren ihn hoch, ſtellen ihn auf und ſtützen ihn, dann treiben ſie ihn an:

‚vorwärts, Mütterchen!‘ Allein die Mähre macht nur wenige Schritte und fällt wieder hin, ſtreckt die Beine nach oben und zappelt nicht einmal mehr. Es iſt einem dabei zu Mut, als wolle ſie bitten, daß man ſie nicht mehr anrühren möchte: ‚es iſt mir ſchon ganz gleich, wie ich verrecken ſoll, wenn es nur ſchneller ginge‘.

Man konnte zuweilen ſehen, wie ſolch ein Pferd, kaum daß es aufgerichtet ward, im gleichen Augenblick wieder hinſchlug. Die Bauern, ſogar die hartherzigſten, weinten dann wie Kinder und bemitleideten die Pferde; ſie ſchlugen ſie nicht mehr, ſondern redeten nur immer dem Pferdchen zu: ‚auf, Mütterchen! auf, mein Gutes!‘ und zogen keuchend während der ganzen Fahrt bald an der einen, bald an der anderen Deichſel ſelber mit und weinten dabei immerzu.

Es war ein ſchreckliches Schauſpiel, wenn ſie ſo in langen Reihen die Straßen entlang ſtapften, ſtruppig, abgemagert und zerlumpt, und die Pferde nur noch Skelette, von Haut überzogen. . . .

Wer mochte da ſagen, wer mehr zu bedauern war.

Das bekannte Bild Rjepins, das die Barkenſchlepper von der Wolga darſtellt, bietet jedenfalls einen viel freundlicheren Anblick, als jene Bauernfuhren, die ich im Hungerjahr geſehen habe, in der Zeit meiner Kindheit.

In den tiefen Straßenlöchern oder unter den Böſchungen der Poſtſtraße lagen überall die abgedeckten ‚Kadaver‘ umher, darüber aber kreiſten Schwärme ſchwarzer Vögel, die Ausſchau hielten, ob ſie nicht etwas von dem erlangen könnten, was die Zähne der vor Hunger ſchrecklich wildgewordenen Hunde übrig

ließen. Die Hunde ſtreunten damals weit und breit umher und waren ſo wild wie Wölfe geworden. Die Bauern füttern bekanntlich auch in ‚guter Zeit‘ ihre Hunde nicht eben gern und vertreten die Anſicht, daß ‚der Hund ſein eigener Ernährer‘ ſei, im Hungerjahr aber hatte man ohnehin nichts für die Hunde. Es war ein Glück für die Hunde, daß die Pferde in ſolchen Mengen verreckten und daß ihre Kadaver oder, in der Bauernſprache, die ‚Pferdeäſer‘ in Mengen auf den Feldern und hinter den Häuſern umherlagen. Die Hunde bedurften nur ihrer Witterung und ihrer Beine, um nicht Hungers zu ſterben. Erſtaunlich aber war es, wie weit ſie ein jedes gefallene Stück Vieh witterten! Wo immer man ein Aas hinausſchleppte, die Hunde wußten es ſofort, und ein, zwei Stunden ſpäter war ſchon ein Netz von Hundeſpuren auf dem Schnee der Felder rings ſichtbar. Die Leute wunderten ſich darüber und nahmen an, daß die Hunde eine beſondere Gabe beſitzen müßten, mittels deren ſie einander Nachricht von Ereigniſſen geben konnten, die ſich weit außerhalb der Reichweite ihres Gehörs, Geſichts und ihrer Witterung abſpielten. Denn in der Tat, keine Witterung konnte über ſo große Entfernungen hin noch wirkſam ſein, aus welchen die Hunde zuſammenliefen, um das Aas zu zerreißen! Man konnte Dorfhunde zu ſehen bekommen, die zwölf oder fünfzehn Werſt weit hergelaufen waren. Im Anfang des Winters, als die vielen Pferde umkamen, wurden die Hunde ſo kräftig, daß die Wölfe ſie fürchteten und es nicht wagten, ſie bei ihren Mahlzeiten zu ſtören; als aber alle Pferde

verreckt waren und der Hunger der Hunde entſetzlich wurde, begannen die Wölfe ſie zu zerreißen. Übrigens hatten die Hunde es immer noch beſſer als die pflanzenfreſſenden Tiere. Ihre Kühe ſchonten die Bauern ſolange es irgend ging und ‚fütterten ſie mit Dächern‘. Sie kratzten nämlich das längſt ſchwarzgewordene Stroh von den Dächern und dämpften es ab und zu im Keſſel — das gab dann ein Futter. Salzen konnten ſie es freilich nicht: das Salz bildete damals ein ‚Regierungsmonopol‘ und war ſo teuer, daß die ärmeren Bauern auch in ruhigen Jahren oft ihre Nahrung ungeſalzen verzehren mußten. (Bei Turgenjew will einmal ein Bauer ein Waiſenmädchen bei ſich aufnehmen. Sein Weib antwortet: „wir haben nicht einmal ſo viel, unſere Nahrung zu ſalzen“. Aber der Bauer entgegnet: „na ſchön, dann eben ungeſalzen!“ — und nahm das Mädchen auf.) Milchkühe wurden nicht geſchlachtet. Fing eine, wenn ſie zur Tränke ging, zu ‚fallen‘ an oder ‚ſtreckte ſie ſich gar hin‘, ſo richtete man ſie immer wieder auf, führte ſie nach Hauſe, ſtützte ſie und fütterte ſie wieder ‚mit Dach‘. Und ſo trieb man es mit ihr ſo lange, bis ihre ‚Zitzen vertrockneten‘. Wenn das geſchah, dann freilich konnte man nichts mehr von ihr erwarten, ihre ‚Dachfütterung‘ war vollendet und es blieb nichts mehr übrig, als ihr ‚das Meſſer zu geben‘. Die geſchlachtete halbkrepierte Kuh wurde raſch ausgeweidet und dann ‚in den Ruß‘ getan, das heißt, man zerlegte den Kadaver und hing die einzelnen Teile in den Rauch, um ſie durchzuräuchern, damit der ‚Geſtank abginge‘; denn an dieſem Fleiſch haftete ſchon bevor

es verweſt war ein beſonderer, wahrſcheinlich krankhafter Geruch, gegen den ‚das menſchliche Eingeweide ſich ſträubte‘. Wenn aber der Rauch es ‚durchdunſtet‘ hatte, veränderte der Geſtank des Fleiſches ein wenig ſeinen Charakter und wurde weniger durchdringend und widerwärtig: und dann nahm man es her und kochte es und aß es.

Allein, das war noch eine verhältnismäßig günſtige Zeit, da es etwas zu räuchern gab, die Zukunft ſollte eine viel ſchwerere Lage bringen.

Hierbei fällt mir freilich unwillkürlich ein, was das für einen Jammer im Bauernhof gab, wenn die unausweichliche Notwendigkeit eintrat, die ‚Ernährerin‘ ungeſäumt dem Tode zu überantworten.

Wenn das Futter zu Ende ging, fällten die Bauern jedesmal ihr Urteil, die ‚futterloſe Kuh‘ müſſe abgeſtochen werden ... Dann begannen die Weiber zu heulen, die Kinder ſtimmten in das Geſchrei mit ein, und alle waren bemüht, die Kuh zu ‚decken‘, das heißt, man beſchwor die Bauern, ſie noch leben zu laſſen; aber die Männer hörten nicht darauf, ſondern machten ſich, ſobald ſie bemerkten, daß der Melkeimer leer blieb, ſogleich daran, ihren Entſchluß auszuführen.

Das gab dann entſetzliche Minuten in der Bauernhütte, die man unmöglich beſchreiben kann; man muß ſie erlebt haben.

Nach dem Streit und Zank der Weiber und Männer um die Kuh — verſchwand in jeder Hütte mit einemmal das Brotmeſſer! ...

Es war nicht mehr da, und damit baſta! Die Wei-

ber ſagten nur: „die Kinder werden es verſchleppt haben“, worauf die Bauern die Kinder am Schopf zauſten; aber die Kinder ſagten: „die Mutter hat's verſteckt“, und nun bekam die Mutter eins in den Nacken... Alle machten ſich eifrig zu ſchaffen, aber das Meſſer war dennoch nicht auffindbar.

Da geht der Bauer zum Nachbarn, um ſich ein Meſſer zu leihen, aber auch beim Nachbarn iſt das Meſſer verſchwunden! Die Weiber ſchneiden das Brot auf gut Glück mit Stücken von abgebrochenen Klingen, denn die richtigen Brotmeſſer ſind plötzlich überall ‚verloren gegangen‘. Man ſucht und ſucht und findet ſie nicht. Die Bauern begreifen ſehr wohl, was das zu bedeuten hat, und reden nicht erſt lange, ſondern gehen auf die Meſſerſuche nach dem anderen Ende des Dorfes und dort findet ſich ſchließlich ein paſſendes Meſſer. Dortſelbſt einigen ſie ſich auch über die noch lebende Kuh: wie das Fleiſch verteilt werden ſoll, wer das Vorderteil bekommt, wer das Hinterteil, wer das Innere, wer die Sülzteile. Sie einigen ſich hierüber, damit nichts vom Schlachtfleiſch verloren gehe, denn mehrere Kühe auf einmal werden im Dorf nicht geſchlachtet. Heute ſchlachtet der eine Nachbar und der andere wartet lieber noch zu, wenn er noch etwas hat, um ſeine Kuh, die am Verenden iſt, zu füttern.

Wenn der Bauer darauf mit dem Meſſer in ſeine Hütte zurückkehrt, beginnt er ſchweigend die Klinge an den eiſenhaltigen Ziegeln des Herdes zu wetzen. Er ſchaut finſter drein und die Weiber fangen an ſich vor ihm zu fürchten: ſie heulen nicht mehr, ſondern

weinen nur noch leiſe; doch auch dieſes genügt, den Bauer aus der Haut zu bringen. In einem Winkel jammert außerdem die Mutter oder eine andere alte Frau, die ſich vor Kopfnüſſen nicht fürchtet. Der Bauer beeilt ſich, das Meſſer zu ſchleifen, prüft es mit der Handfläche und geht dann, den Nachbarn zu Hilfe zu rufen. Mit der Dunkelbraunen muß ſo ſchnell als möglich aufgeräumt werden, ſonſt verreckt ſie einem noch unter den Händen und dann gibt es kein ‚Schlachtfleiſch‘, ſondern ‚Aas‘.

Und nun tritt in der Hütte eine unheimliche Stille ein . . . Man hört vom Hof her wie die Bauern die Kuh mit Stricken binden und ſie darauf mit Schlegeln auf den Kopf ſchlagen. Sie verſtehen nämlich nicht, auf andere Weiſe ein Stück Großvieh zu töten. Wenn aber endlich dieſes entſetzliche Hämmern der Schlegel auf den Schädel aufhört, dann bekreuzigt ſich der Bauer und ſtößt der Kuh das Meſſer in den Hals . . . Und alle ſtehen ſchweigend ringsum und ſehen zu, wie das Blut ſpritzt und wie die Erſtochene noch mit den zuſammengeſchnürten Beinen zuckt und um ſich blickt. Und ſchon iſt die Stille zu Ende und man ruft: „die Mulden her!“ Dies löſt die Spannung; die Weiber arbeiten nunmehr ruhig: ſie tragen die zerhackten Teile ihrer Dunkelbraunen von Haus zu Haus und hängen ſie an Holzhaken und an Baſtſchnüren unter der Decke der Rauchhütten auf und über den Türen (wo es am meiſten Rauch gibt). Hier wurde zu meiner Zeit dies Fleiſch geräuchert oder wenigſtens ‚angeräuchert‘. Denn tatſächlich verſtanden

die Orlowſchen Bauern keineswegs, Fleiſch zu räuchern, und hatten wohl auch keine richtigen Räuchervorrichtungen; ſie ſtrebten eben nur danach, daß das Fleiſch ‚nicht allzu fürchterlich ſtänke‘.

Auf dieſe Weiſe wurde das ganze Hornvieh aufgezehrt, und um Lichtmeß (den 2. Februar) war im ganzen Dorf, von dem ich erzähle, nur noch eine Kuh beim Dorfälteſten am Leben und zwei, die dem Geſinde gehörten; von Pferden waren auf den vierzig Höfen nur acht übriggeblieben, und auch das nicht bei den Bauern, ſondern bei dem freien Geſinde, das nach der Weiſe der Leibeigenen lebte. Dieſe Pferde indeſſen wurden lediglich mit Stroh gefüttert und waren zu keiner Arbeit tauglich. Man konnte ſie nicht einmal mehr zur Tränke führen, weil ſie in den Straßenlöchern ſtecken blieben und umfielen, und dann mußte man ſie herausziehen und nach Hauſe ſchleppen, was große Mühe machte.

Allein, wir wollen nicht länger vom Vieh reden, ſondern zuſehen, was mit den Menſchenkindern geſchah, die hier hilflos und ohne zu murren alle Mißgeſchicke des Hungerjahres über ſich ergehen ließen.

6

Die Geiſtesverfaſſung der Dorfbewohner während des furchtbaren Winters 1840 im Allgemeinen zu ſchildern — geht über meine Kraft. Da gab es Niedergeſchlagenheit und Verzweiflung und Stöhnen und unbeſchreibliche Tapferkeit . . . alles dem einzelnen ‚Menſchen‘ und der jeweiligen ‚Stunde‘ entſprechend,

das heißt, ein jeder Menſch ertrug ſeine Qual ſeinem Charakter entſprechend und nicht in jeder Minute gleich. Nach außen hin machte es ſich nicht einmal ſehr bemerkbar, daß die Menſchen ein beſonderes Leiden überſtanden: das Leben in den Bauernhütten ſchleppte ſich freudlos hin, wie ſchon immer. Das gleiche Stöhnen und Ächzen der Greiſe, die gar nicht mehr von den erkalteten Ofenbänken herabklettern wollten; der gleiche Rauch und Geſtank, und häufig auch Schnee, der an den Ecken von außen her in die Hütte drang; das gleiche ſchwache Piepſen der nackten, ſehr geſchwächten Kinder mit den aufgetriebenen Bäuchen und den vom Rauch geröteten Augen. Allein das winterliche Bild war ja in einem Orlowſchen Dorf niemals anders geweſen . . . Ich habe es immer nur ſo und nicht anders geſehen. Es iſt mir viel leichter und erſcheint mir bequemer, mich auf einige beſondere Vorfälle zu beſinnen und dieſe einzeln ſo wiederzugeben, wie ſie ſich in meinem Gedächtnis erhalten haben.

Vor allem fällt mir da das kränkliche kleine Mädchen Waſſjonka ein, das ‚Gott zu ſich nahm‘, und ich will mit ihr meine Rhapſodien beginnen. Doch weil Waſſjonkas Mutter zum Hofgeſinde gehörte, möchte ich zuerſt kurz über die Lage des Hofgeſindes berichten, welche ſich von der Lage der Bauern unterſchied. Dem Hofgeſinde, das in ruhigen Zeiten vielfach darüber klagte, daß die Bauern es viel ſchöner hätten, ging es in Zeiten der Hungersnot beſſer als dieſen, weil das Hofgeſinde, das ja kein Land beſaß und auf den Guts-

höfen lebte und Dienſte verrichtete, von den Gutsbeſitzern ernährt werden mußte und auch ſchlecht und recht ernährt wurde. In ruhigen Zeiten erhielt jeder Mann monatlich ein Pud* dreißig Pfund Roggenmehl, jede Frau ein Pud zwanzig Pfund und die Kinder (von fünf bis fünfzehn Jahren) je zwanzig Pfund. Außer dieſem wurde ihnen nichts zugeteilt: Zutaten und Salz mußten ſie ſich ſelbſt verſchaffen und ſie brachten es erſtaunlicherweiſe auch wirklich fertig. Im Hungerjahr aber wurde dieſen Leuten auf vielen Gütern eine große Kränkung zugefügt: man erſetzte die monatliche Mehlabgabe durch Rationen gebackenen Brotes, das heißt, jeder Mann empfing drei Pfund Brot täglich, jede Frau zwei Pfund und die Knaben und Mädchen je anderthalb. Wenn jedoch Kohlſuppe oder Grütze gekocht wurden, verringerte man die Brotration um die Hälfte. Damit war das Hofgeſinde ſchrecklich unzufrieden, da es ja ſein ‚abgewogenes Brot‘ mit den Verwandten teilte, die im Dorf hungerten, und es ſeit je ſein heiliges Recht war, ‚im Dorf zu helfen‘.

Nun wurde aber ſeit Mariä Opferfeſt (21. November) den Hausleuten und dem Hofgeſinde die Monatsration nicht mehr in ‚reinem Brot‘ verabreicht, ſondern mit einer Beimengung, die freilich ſehr genießbar war und meiſt aus Kartoffeln beſtand, und nur wenn es an Kartoffeln mangelte, aus Hanfölkuchen, die, ſolange ſie noch friſch und nicht bitter ſind, den Geſchmack des Brotes nicht ſehr beeinträchtigen. Im

* Pud — vierzig ruſſiſche Pfund = 16,38 Kilogramm.

ganzen Haushalt bekamen jetzt nur noch wir reines Brot aus gebeuteltem Mehl und noch dazu aus enthülstem Korn zu Tisch. Dieses Mehl wurde in der verschlossenen Vorratskammer in einem Faß aufbewahrt, und in die Küche zum Backen herausgegeben.

Dieses Brot war natürlich viel schmackhafter als der beste Kuchen bei den Bauern, das wußten wir Kinder und fühlten, da wir es aßen, eine Art Scham darüber, daß wir gutes Brot im Überfluß hatten und sogar unser Hündchen Fideljka damit füttern konnten, während im Dorf die Kinder Ölkuchen lutschten.

Es war, als sei in unseren Kinderherzen die Stimme Gottes erklungen, die nach dem Bruder fragte . . .

Unser ‚herrschaftliches Brot' wurde von der Geflügelwärterin Agrafjona gebacken, von der bereits weiter oben die Rede war, es war die gleiche, welche im Traum Gesichte sah und als erste ein Hungerjahr prophezeit hatte. Sie hatte das Recht — ich erinnere noch einmal daran — jederzeit von uns fortzuziehen, lebte aber wie eine Leibeigene bei uns, weil aus ihrer Ehe mit einem leibeigenen Mann Kinder entsprossen waren, unter anderen auch jene Wassjonka, die ‚Gott zu sich nahm', und nun soll sogleich dargestellt werden, wie sich dieses zutrug.

Das von Agrafjona aus gebeuteltem Mehl gebackene Brot wurde bei Ablieferung wieder abgewogen, wobei man für jedes Pud Mehl einen durch langjährige Erfahrungen bestimmten ‚Zuback' verlangte, worüber sich die Bäckerinnen sehr beklagten, denn diese Forderungen seien ungerecht, weil ‚ein jedes

Mehl einen andern Zuback ergibt'. Allein man glaubte ihnen nicht und rechnete ihnen jedes Lot nach, als handelte es ſich um Gold. Denn auch die ‚eigenen Leute', ihresgleichen Hofgeſinde und Leibeigene, beſtärkten die Herrſchaft in ihrem Mißtrauen, indem ſie dieſer beſtändig zutrugen, die Bäckerinnen nähmen vom ‚Teig für das herrſchaftliche Brot, um für die eigenen Kinder kleine Fladen daraus zu backen'. Wenn ſolche Anzeigen kamen, nahm die Beſchließerin plötzliche Hausſuchungen vor, und gelegentlich einer ſolchen wurde wirklich bei der Geflügelwärterin Agrafjona, deren vierjährige Tochter Waſſjonka ‚am Darm' litt, ein handflächengroßes Stück Teig gefunden, das unter den ſchmutzigen Kiſſen des Bettes, darin ihr krankes Mädchen ſtöhnte, verſteckt war. Ich weiß noch, daß das Mädchen, das dies angegeben hatte, aus der Schar der Branntweinbrennerinnen war und Agaſchka hieß; nebeneinander ſtanden nun vor meiner Mutter erſtens dieſe Agaſchka, zweitens die Beſchließerin, die die Hausſuchung vollzogen hatte, und endlich Agrafjona; auf dem Tiſch aber lag als corpus delicti der Teigkloß, den ſie vom Herrenbrot genommen hatte, um für Waſſjonka einen Fladen zu backen. Agrafjona wurde von Anna und von Agaſchka bezichtigt, und Agrafjona leugnete nicht einmal, ſondern ſtand noch mutig da und ‚grobſte'. Ihre Grobheit beſtand freilich nur darin, daß ſie furchtbare Flüche gegen ihr Töchterchen Waſſjonka ausſtieß. Das ging ſchließlich ſo weit, daß Mutter die eigentliche Sache vergaß und ſich über Agrafjona zu ärgern begann,

weil dieſe das Kind verfluchte. Mutter ſagte ihr, ſie habe kein Recht, das Kind ſo zu verfluchen und ihm den Tod zu wünſchen! Allein Agrafjona kehrte ſich in ihrer gotteslästerlichen Wut nicht daran, ſie kratzte ſich mit den Nägeln am Ellbogen und erwiderte: „Was brauche ich noch für ein Recht, wenn ich doch ihre Mutter bin! Wenn ich will, kann ich ſie totſchlagen!“

„Und wirſt dafür vor Gericht kommen.“

„Was iſt ſchon dabei!“

„Man wird dich nicht begnadigen.“

„Iſt auch nicht nötig! ... Ich habe euch ohnedies ſchon längſt ſatt!“

Nachdem ſie dies frech hingeworfen, wandte ſich Agrafjona ungeduldig ab und ging fort.

Man hielt ſie nicht zurück: ihr freier Stand war für ſie das gleiche wie etwa das ‚römiſche Bürgertum‘.

Mutter verzieh ihr den Teigkloß und befahl, ihr in Zukunft keine Vorwürfe deswegen zu machen; damit war die Teigangelegenheit im Herrenhauſe zu Ende, im Geflügelhaus aber, darin man das Brot buk, wurde ſie fortgeſetzt und erſt am Tag vor dem Nikolaustage (am 5. Dezember) abgeſchloſſen, als die vierjährige Waſſjonka auf dem Dachboden des Geflügelhauſes neben dem Rauchfang in einem Brutkorb vor Kälte völlig erſtarrt gefunden wurde. Entdeckt aber wurde Waſſjonka von wiederum derſelben Agaſchka, welche dieſesmal von der Beſchließerin beauftragt worden war, unter dem Dach der Geflügelhütte in den von den Dohlen verlaſſenen Neſtern die

vergeſſenen Neſteier (aus Stein) einzuſammeln. Und während Agaſchka hier im Zwielicht mit den Händen unter dem Dachvorſprung umhertaſtete, ſtieß ſie im reifbedeckten Reiſig auf etwas, das ihr inſtinktiv als etwas außerordentlich Schreckliches erſchien. Agaſchka ſchrie auf, verfehlte die angelehnte Leiter und fiel vom Dachboden des Hauſes auf den Vorplatz herunter, rannte aber trotzdem ins Herrſchaftshaus und rief, ‚im Geflügelhauſe im Reiſig unter dem Dachvorſprung, neben dem Rauchfang, hockt etwas Schreckliches‘. Sogleich wurde ein erwachſenes Mädchen mit einer Laterne nach oben geſchickt — und dieſe fand dort Waſſjonka ... Das Kind war im bloßen Hemdchen und barfuß, um ſeine Beinchen aber hatte es Baumwollfetzen gewickelt, die es in einem aus dem Hauſe hierher gebrachten geflochtenen Neſt gefunden hatte, darin ſeinerzeit die Bruthennen auf den Eiern geſeſſen. Waſſjonka hatte eines dieſer Neſter unter den Dachvorſprung geſchoben, ſich hineingeſetzt, das Köpfchen an das bereifte Reiſiggeflecht des Strohdaches gelehnt und war ſo erſtarrt; noch lebte ſie freilich, und als man ſie in die Hütte gebracht hatte, glaubte man eine Zeitlang, ſie könne ſogar ſehen, nur waren ihre Augen ‚wie verſchlafen‘.

Als man ſie in die Hütte gebracht hatte, kam ſogleich jemand ins Herrſchaftshaus gelaufen, um es der gnädigen Frau zu melden. Die Nachricht rief natürlich eine allgemeine Verwirrung hervor, in der ein jeder auf ſeine Weiſe ſeine Geiſtesgegenwart bewies. Weil dieſes aber gerade in dem Augenblick vorfiel, als

wir eben unſeren Morgentee getrunken hatten und Mutter in einer Schüſſel die Teetaſſen ausſpülte, während die Teekanne mit einem Reſt Tee und zwei Stücken Zucker noch daſtand (was das ‚Deputat' der Kinderfrau und der Beſchließerin darſtellte), ſo befahl Mutter ſogleich, dieſen Tee ins Geflügelhaus zu tragen und begab ſich eilig ſelbſt dorthin; uns aber gelang es in der allgemeinen Verwirrung mit durchzuſchlüpfen.

Dort ſahen wir unſere Mutter und mehrere Frauen um Annuſchka, die auf der Bank ſaß und das erſtarrte Mädchen auf dem Schoß hielt, herumſtehen; Mutter beugte ſich über ſie und verſuchte Waſſjonka mit einem Löffel Tee einzuflößen.

Da ich faſt unmittelbar neben dem Mittelpunkt des Vorgangs ſtand, ſah ich, daß Mutter ihre Abſicht erreichte; es gelang ihr, Waſſjonka einen Löffel lauwarmen Tees einzuflößen, und es hatte den Anſchein, als hätte das Mädchen die Flüſſigkeit hinuntergeſchluckt, auf einmal aber trat auf die Lippen des Kindes ſo was wie Schaum, der Tee floß wieder heraus, und im kleinen Hälschen gurgelte etwas und im Magen knurrte es.

Annuſchkas Arme, in denen das Kind lag, gaben nach, ſie blickte Mutter mit erſchrockenen Augen an und flüſterte: „Es geht zu Ende!"

Nun wurde in größter Eile nach dem Plüſchmützchen des gottgefälligen Mitrofanij geſchickt, das in Mutters Heiligenſchrein lag; aber als man es auf Waſſjonkas Köpfchen ſetzen wollte, ſah man, daß ſie ſchon geſtorben war.

Trotzdem wurde ihr das Mützchen aufgesetzt, und Anna bahrte das Mädchen mit dem Mützchen auf der Bank unter dem Heiligenbild auf und stellte einen Krug mit Wasser daneben, damit ‚das Seelchen sich reinwaschen könne'.

Für mich war das alles nicht nur rührend, sondern auch interessant, denn ich war bis jetzt noch nie zugegen gewesen, wenn sich eine Seele von ihrem Körper trennte, und ich hatte nicht erwartet, daß dies so einfach geschehen könnte.

Agrafjona selber war nicht da: sie war ins Dorf zu ihrer armen Schwester, einer Soldatenfrau, gegangen, die gleichfalls in den letzten Zügen lag.

Mutter ließ Agrafjona holen und ging hinaus, ich aber versteckte mich und blieb im Geflügelhause zurück.

7

Dieser erste Fall, ‚daß der Geist sich aufmacht, und niemand sieht es, wohin er geht', grub sich mir für mein ganzes Leben in das Gedächtnis ein und der ‚stille kleine Tod' der stillen Wassjonka war mir damals wie ein schrecklicher Vorwurf, der die mir allernächsten und teuersten Menschen betraf, gegen die mein Herz keinerlei Anklage zulassen mochte. Ich stürzte in die Ecke, in der die Gänsenester standen, und weinte bittere Tränen um Wassjonka. . . . Ich mußte unwillkürlich darandenken, wie ich so manches Mal in diese warm geheizte Hütte gekommen war. Stets herrschte in ihr der kräftige Geruch des frischgebackenen Brotes, — runde Brotlaibe lagen auf dem Tisch unter einem

weißen Tuch, in den Körben ſchnatterten die Gänſe und piepſten die Küken, Agrafjona aber war nicht zu Hauſe und nur die geduldige Waſſjonka lag auf dem ſchmutzigen Bett unter der Decke aus grobem Gewebe, ſchaute einem ſtill und ohne zu murren an, und ſagte dann auf einmal: „Muttel weg ... fortegangen!“ — und verſtummte aufs neue und lag wieder ſtill da, ganz ſtill.

Und nun war ſie verſtummt und ſtill geworden auf ewige Zeiten. Jetzt war ihr wohl; allein wieviel hatte ſie leiden und ſich quälen müſſen, bevor ſie unter dem Dachvorſprung erſtarrt war! Welch ein grauenhafter Gedanke! Und was konnte ſie nur dazu bewogen haben, ihr Bettchen zu verlaſſen, darin ſie immer ſo geduldig gelegen, und auf den kalten Dachboden zu klettern, wo ſie im bitteren Froſt erſtarrte?

Ich war feſt davon überzeugt, daß hier ein Geheimnis verborgen lag, das zu erraten ſchrecklich war, und ich wurde in meiner Anſicht nur noch mehr beſtärkt, als endlich die Witwe Agrafjona in einer Wolke froſtigen Dampfes die Hütte betrat.

Sie warf einen Blick auf ihr geſtorbenes Mädchen und auf die andern, welche ſie ‚unter die Heiligen‘ aufbahrten, und begab ſich ſchweigend, mit völlig gefülloſem Geſicht, zum Ofen an der gegenüberliegenden Wand und begann ſich dort die Hände zu wärmen.

In dieſem Augenblick kam Mutter wieder zurück, ein Kinderhemdchen mit einem himmelblauen Band in Händen. Als Mutter die Agrafjona erblickte, berührte ſie ſie an der Schulter und deutete zornig auf das tote Kind.

Agrafjona blickte hin, doch ſprach ſie wiederum kein Wort.

„Siehſt du oder nicht?“ fragte Mutter ſtreng, da aber erwiderte Agrafjona frech: „Was iſt da groß zu ſehen? ... Freilich ſeh ich's!“

„Das iſt doch dein Kind!“

„Freilich, meines! Und was weiter? Es war meins, jetzt mag es Gottes ſein! Der Herr hat es genommen, und Gott ſei Dank!“

„Du biſt gefühllos!“ ...

„Was iſt ſchon dabei? Meinetwegen gefühllos! ... Gott hat das Kind genommen — was iſt da noch zu fühlen! Sein Wille!“

Mutter ſchüttelte den Kopf, drohte Agrafjona mit dem Finger und ging hinaus, wobei ſie das Mützchen des Mitrofanij mit fortnahm; kaum aber war die Gnädige fort, da trat Agrafjona auf die Mädchen zu, packte die drei mit einem Griff, ſtieß ſie zur Tür hinaus und ſprach: „Zum Teufel mit euch, ihr Zuträgerinnen!“

Ich rührte mich nicht.

Agrafjona bemerkte mich nicht, ſie blieb vor Waſſjonka ſtehen, benetzte die Finger mit Speichel und glättete ihr mit den Fingern das Flachshaar über der Stirn; plötzlich ſtieß ſie einen ſchluchzenden Laut aus und ließ ſich auf die Bank nieder, ihre Tränen ſtrömten nur ſo; aber das dauerte nicht lange: ſie trocknete das Geſicht mit einem ſchmutzigen Lappen und wandte ſich darauf einem in der Ecke ſtehenden Korb zu.

Und hier erblickte ſie mich und war ſcheinbar ein wenig erſtaunt, allein ſie ſagte mir kein Wort, ſondern

wühlte im Korb, holte daraus ein Endchen Leinwand, Faden und Fingerhut hervor und trat an den Tiſch, um irgend etwas zuzuſchneiden, im gleichen Augenblick jedoch kam das Mädchen Agaſchka in die Stube gelaufen und teilte ihr mit, daß meine Mutter das Leichenhemd und die Sargdecke für Waſſjonka ſchicken wolle.

Agraffjona erwiderte nichts, ſie packte Faden und Schere wieder in die Leinwand ein, legte ſie in den Koffer zurück, und brach dabei, über den Koffer gebeugt, in Schluchzen aus.

Ich näherte mich ihr zaghaft und ſchlang ſelber weinend die Arme um ihren Hals, ſie aber ſchob mich fort und ſagte: „Stör mich nicht! Stör mich nicht!“ — und fuhr fort zu klagen.

Es war mir ſchrecklich, bei ihr zu bleiben, und ſo begab ich mich denn nach Hauſe, wo jetzt alles mit dem Schickſal Waſſjonkas beſchäftigt war, ein jeder auf ſeine Art: Mutter ſchnitt ein Leinenſtück zurecht für das Leichenhemd Waſſjonkas, und die Mädchen hefteten dieſes von mir noch nie geſehene Ding mit loſem Faden zuſammen. Mutter wies eine jede von ihnen nachdrücklich darauf hin, daß unbedingt ‚mit loſem Faden geheftet‘ werden müſſe.

Ich war neugierig und wollte wiſſen, warum die Mädchen mit loſem Faden heften mußten, obwohl ihnen in anderen Fällen ein ſolches Nähen als Verſtoß angerechnet wurde, und man erklärte mir, es ſei die Regel, ‚für Verſtorbene nur mit loſem Faden zu heften‘.

Ich war damals in dem Alter, da Kinder ‚Eindrücke aufnehmen', und jedes Neue zog mich ſehr an.

Ich hatte das Wort ‚Leichenhemd' längſt gehört und jedesmal, wenn es mir zu Ohren kam, etwas Unheimliches bei ſeinem Klang empfunden, allein es war mir noch nie gelungen, ein Leichenhemd zu Geſicht zu bekommen, und auch jetzt ſah ich vergeblich zu, während es genäht wurde, denn ich konnte in dem Bündel Leinwand, das ſich auf den Knien der Näherin bewegte, nichts wahrnehmen; aber kurz darauf gelang es mir, es zu erblicken. Als die großen Mädchen zum Eſſen gegangen waren, warf ſich das luſtige Mädel Roſſka, das man in der Mägdekammer zur Aufſicht gelaſſen hatte, Waſſjonkas Leichenhemd über und ſtellte ſich vor die offene Tür unſeres Kinderzimmers, ſo daß wir ſie ſehen konnten; ich glaubte anfangs, eine ‚Ziege' zu erblicken, die mit den Bären tanzen geht, plötzlich aber begriff ich, daß dies das Leichenhemd ſei... Ich erſchrak und brach in ein verzweifeltes Geſchrei aus und rannte zu den Erwachſenen.

Ich habe Waſſjonka in ihrem Leichenhemd, das für ſie mit dem loſen Faden geheftet worden war, nicht geſehen; aber als ich zu Bett ging, bekam ich noch vor dem Einſchlafen die Geſchichte zu hören, wie ſie auf den Dachboden gekommen war. Schuld an der ganzen Sache war ihre Mutter Agrafjona, oder genauer geſagt, deren ‚wütender Charakter' (ſo erzählte es die Frau des Dorfälteſten, Domna, meiner Mutter). „Agrafjona war vom Hochmut geritten, daß niemand von ihr zu denken wage, ſie nähme etwa für ihr Kind

ein Teigklößchen aus dem herrſchaftlichen Trog.“ So hätte ſie denn Waſſjonka aufſtehen geheißen und hätte ſie in die Leutekammer hinausgejagt, bis das Brot gar ſei, ſelber aber wäre Agrafjona zur Schweſter ins Dorf gegangen und hätte ſich dort verſpätet, weil ſie der Schweſter am Herd geholfen; Waſſjonka jedoch habe ſich gefürchtet in die Leutekammer zu gehen, weil ſich auf dem Vorplatz ein weißes ſtößiges Kalb befand und ſich daher auf dem Dachboden in den Neſtern verſteckt, und dort war ſie erſtarrt.

Und ſo wurde denn Waſſjonka beerdigt, und man zürnte Agrafjona nicht, ſondern es wurde ihr ſogar zum neunten Tag nach Waſſjonkas Tod ein halbes Pud Mehl für Pfannkuchen herausgegeben, und man bot ihr ein Pferd an, damit ſie mit ihrem Sohn, dem neunjährigen Jegorka, zum Friedhof fahren könne; jedoch Agrafjona trug das Mehl ins Dorf zu ihrer Schweſter und benutzte nicht einmal den Wagen, ſondern ging mit Jegorka zu Fuß, obwohl das Wetter ſehr unwirtlich war: Froſt und Schneegeſtöber.

Sie brachen am Morgen auf, waren aber noch nicht zurück, als es dunkel wurde, und ſo glaubte man, da der Schneeſturm immer wilder wurde, die Witwe ſei mit ihrem Sohn bei einem von den Küſtersleuten eingekehrt, um das Unwetter abzuwarten. Allein tags darauf fand man ſie dort nicht, und entdeckte ſchließlich ſie und den Sohn, in einer kleinen Schlucht — Mutter und Sohn ſaßen umarmt und waren erfroren.

Sie hatten ſich augenſcheinlich auf dem Rückweg befunden und waren vom Weg abgekommen; freilich

ſprachen einige den Gedanken aus, Agraffjona habe abſichtlich den Sohn erfrieren laſſen, um ihn zu ‚befreien‘.

Wie es ſich in Wahrheit zugetragen, war unmöglich herauszufinden, und darum ſchrieb der Küſter Merkurij, bei dem man die Inſchriften zu beſtellen pflegte, auf das Kreuz, das ſich über der Familie der hochmütigen Agraffjona erhob: ‚Seele, bekenne es Gott‘.

Zwar konnte niemand verſtehen, was das zu bedeuten hatte, allein alle fanden, daß es ‚was bedeuten ſolle‘.

Und der Küſter Merkurij nickte nur vielſagend mit dem Kopf und machte: „hm!“ — etwas Deutlicheres freilich äußerte er nicht.

Waſſjonkas, Agraffjonas und Jegorkas Tod bildeten den erſten tragiſchen Vorfall unter all den Ereigniſſen des Hungerjahres in unſerem Dorf; allerdings ſpielte ſich dieſes Drama ganz in der Stille ab und ward ‚dem Willen Gottes anheimgegeben‘.

Die anderen Ereigniſſe, deren ich mich entſinne, traten erſt ſpäter ein und lange nicht ſo bald wie dieſes. An dieſer Stelle muß ich freilich noch einen Abſchnitt über den ſchlauen Gutsbeſitzer einfügen.

8

Der ſchlaue Gutsbeſitzer war kein anderer als der Major Alymow, der weiter oben bereits flüchtig erwähnt wurde. Man redete ihn aus irgendeinem Grunde nicht wie üblich mit Vor- und Vatersnamen an, ſondern titulierte ihn nach ſeinem Rang ‚Major‘.

Er war noch ziemlich jung und unverheiratet, und außerdem ſchneidig, ſtark, breitſchultrig, er trug einen ungeheuren ſchwarzen Schnurrbart mit wehenden Spitzen und hatte die lebhaften, aber unangenehmen Manieren der ſchlechten Geſellſchaft, die auch ſeinen Nachbarn, den Seemann, ſo abgeſtoßen hatten, als damals das Bittgebet um Regen für die dürſtende Erde abgehalten wurde.

Alymow hatte in irgendeinem Regiment gedient und wegen irgendeiner ‚Geſchichte‘ den Abſchied genommen. Dieſem letzteren Umſtand mußte vermutlich eine geſellſchaftliche Bedeutung zukommen, denn jedesmal, wenn meine Eltern den Major Alymow mit jemand bekannt machten, ſetzten ſie unbedingt zu der laut geſprochenen Empfehlung mit viel leiſerer Stimme hinzu, daß er ‚wegen einer Geſchichte den Abſchied genommen‘. Der Major war ledig und ‚ſtreifte beſtändig herum und ſah ſich nach ſeinem Schickſal um‘, oder, einfacher ausgedrückt, er ſuchte eine vorteilhafte Braut im Hinblick auf eine geſetzliche Ehe — derweilen aber, bis zur Begründung des gewünſchten häuslichen Daſeins, wohnte er allein in ſeinem kleinen Dörfchen, darin ein ſehr beſcheidenes Häuschen von fünf Zimmern ſtand, überhaupt hatte ſeine Mutter die ganze Beſitzung mehr wie einen Bauernhof aufgebaut, denn wie einen herrſchaftlichen Sitz. Das heißt, lediglich die Faſſade von Alymows Häuschen ging in den Garten hinaus, in welchem keine anderen Bäume außer Fruchtbäumen wuchſen, während ſeine drei anderen Seiten in den Hof hinausgingen, der rings von den

Hofgebäuden umgeben war, den Ställen, Schuppen, Speichern und Speicherchen.

Eine ſolche Bauweiſe nannte man in unſerer Gegend ‚im Ring bauen‘, ſie hatte den Vorteil, daß alles, Menſchen und Tiere, ſich ſtets unter den Augen des Gutsherrn befand; dafür war freilich außer dieſem auch nichts anderes zu ſehen.

Auf ſolchen Gutshöfen wehte nie der Wind — dort hatte man es warm, es war wirtſchaftlich und ſehr langweilig.

Seit Alymow ſeinen Abſchied genommen, wohnte er ſchon ſeit mehreren Jahren auf dieſem Hof, führte ſeine kleine Wirtſchaft ordentlich und hatte darum ſtets genug von allem, was er als ſparſamer lediger Gutsbeſitzer und ‚Freier‘ brauchte. Und dazu war dieſer Freier, nach der mir noch gut erinnerlichen Bezeichnung meiner Kinderfrau, ein ‚gewiſſermaßen ſchlichter, aber auch gewiſſermaßen durchtriebener‘ Menſch. So befolgte er zum Beiſpiel keineswegs das Beiſpiel der Mehrzahl der Gutsherren, die meiſt ſehr viel von ihren Leuten verlangten und ſie für jede Nachläſſigkeit ſtreng und ſogar grauſam zu beſtrafen pflegten. Alymow wollte als ‚guter Herr‘ gelten; er wollte ‚ſo leben, daß er von ſeinen Leuten im Dorf nichts zu fürchten brauchte‘ und daß ‚die Leute ihn prieſen‘. Freilich gelang es ihm nur, die eine Hälfte ſeines Programms zu erreichen, das heißt, er brauchte ſich zu Hauſe vor ſeinen Leuten nicht zu fürchten, nicht aber vermochte er, ihr Lob zu erwerben, denn ſeine Leute ſagten von ihm, er wäre ein ‚Schubiak‘.

Alymow war nämlich ſehr geizig, und man erzählte ſogar, daß er ſeines Geizes wegen nicht geheiratet, ſondern ſtets nur herumgefreit habe und auf Freiersfüßen von einem Gutshof zum anderen gefahren ſei, wobei er ſich ſelber, ſeinen Kutſcher, den Burſchen ‚Valetka‘, das Dreigeſpann und den Hühnerhund namens ‚Intendant‘ von den ihn aufnehmenden Gutsherren durchfüttern ließ. Der Hund war dadurch bemerkenswert, daß er überall Nahrungsmittel aufzuſtöbern verſtand und ſie ſehr gewandt ſtahl.

Auf Alymows Feldern war genau wie bei uns in dieſem Jahre nichts geerntet worden, ſo daß Roggen für die Winterſaat gekauft werden mußte, — für ihn ſowohl als auch für die Bauern.

Das brachte natürlich große Ausgaben mit ſich, aber es war eine Notwendigkeit, die einfach nicht zu vermeiden war; und trotzdem gelang es Alymow, ſich aus der Affäre zu ziehen; als die Zeit der Ausſaat gekommen war, fuhr er fort und kehrte erſt zurück, als die Spuren auf den Wegen und die Erde ſchon gefroren waren und feiner Pulverſchnee darüber lag. Um aber ſein Gewiſſen von dem Vorwurf zu befreien, daß er ſeine Bauern der Futternot preisgegeben, tröſtete er die Leute: „Kinder!“ ſprach er zu ‚ſeinen Bäuerlein‘ nach der Rückkehr — „ich war in eurem Intereſſe tätig — ich wollte Winterkorn auftreiben, und habe es nicht aufgetrieben, aber ihr werdet euch ſchon irgendwie durchſchlagen.... Nicht wahr? Ich habe dagegen vortreffliches Sommerkorn geſehen und davon ganze zehn Tſchetwert ge-

kauft. Im Herbſt war es ausgeſchloſſen, ſie von Dmitrowka herzufahren, jetzt aber haltet euch bereit: ſobald wir erſt Schlittenwege haben werden, fahrt ihr mit fünf Fuhrwerken hin, ladet zwei Tſchetwert auf jeden Wagen und fahrt ſie heim, und zuhauſe wollen wir alles in einen meiner Speicher ſchütten, und im Frühjahr darauf, ſo Gott will, werden wir dann ackern und alle Felder beſäen — meine und eure; das wird wundervoll ſein . . . nicht wahr?“

Die Bauern erwiderten: „ja, ja,“ und „das könnte ſchon ſein!“ Insgeheim aber dachten ſie: „er flunkert gewiß — ſicher hat er ſich einen Dreh ausgedacht, der Schubiak!“ — allein, ſie fuhren hin und brachten das Sommerkorn heim.

Freilich, was das für ein Korn war und ob es tauglich ſein würde, das war ihnen nicht bekannt, und darum verrichteten ſie die Arbeit mit Unluſt.

Als ſie auf dem Gutshof angekommen waren, ſpannten ſie die Pferde aus und ließen den Roggen auf dem Schlitten — es war zu ſpät, ihn abzuladen.

Aber als ſie tags darauf wiederkamen, um das Korn in den Speicher zu ſchütten, mußten ſie etwas Außergewöhnliches gewahren: ihr Herr hatte im Sinn das ganze Gotteskorn zu verderben.

Alymow hatte aus den ‚Abhandlungen der Landwirtſchaftlichen Geſellſchaft‘ etwas Ungewöhnliches über die Miſtjauche herausgeleſen; es wurde empfohlen, das Saatkorn darin zu weichen und darauf gut zu trocknen, eine ſolche Saat gebe eine unvergleichliche Ernte.

Der ‚Schubiak‘ ließ ſogleich in ſeinem Viehſtall einen Kaſten herrichten, wie zwei geräumige Tröge groß, und darin eine Jauche aus Pferde- und anderem Miſt zuſammenzurühren, und befahl, in dieſer das Korn zu weichen und es darauf zu trocknen und dann erſt in den Speicher zu ſchütten.

Dieſer Einfall gefiel den Bauern gar nicht, er ſchien ihnen ſehr dumm zu ſein, und ſie wollten nicht recht heran ‚das Gottesgut weiß der Teufel worin zu weichen‘; aber was ſollten ſie machen — der Herrenwille mußte befolgt werden, und ſo gehorchten die Bauern ihrem ‚Schubiak‘ und weichten das ganze Saatgut ein, trockneten es und ſchütteten es in den Speicher, dieſen aber ſperrten ſie darauf zu und brachten dem Herrn den Schlüſſel, und der Herr hängte ihn zu den Heiligenbildern an die Wand. Darauf jedoch ließ der ‚Schubiak‘ ſogleich ſeine Troika anſpannen, nahm den Burſchen Valetka und den Hund Intendant mit und begab ſich für den ganzen Winter auf die Freite. Seine Fahrt war überall von Erfolg begleitet, zumal ihm ſein ‚Schelmenſtück‘ dabei ſehr zu ſtatten kam, ‚wie er ſeine Bäuerlein eingewickelt‘.

Das Einwickeln aber hatte darin beſtanden, daß das für die Saat beſtimmte Sommerkorn durch das Einweichen in der Miſtjauche ‚verunreinigt‘ worden war und daß er ſich deshalb um dieſen Roggen nicht mehr zu ſorgen brauchte — denn den durch die Jauchenbehandlung ‚unrein gewordenen‘ Roggen würden die Bauern beſtimmt nicht ſtehlen, um ihren Hunger zu ſtillen.

„Wovon werden ſie ſich denn im Winter nähren?“ fragte man den Major.

„Haben Sie die Güte!“ pflegte Alymow zu erwidern, „beunruhigen Sie ſich nicht darum! Die kennen ihr Geſchäft. Ich habe ſie übrigens keineswegs ſitzen laſſen: ich habe ihnen ja geſagt: ‚Kinder! das iſt ja nur bis zum Frühjahr ... bis zum Frühjahr müßt ihr euch halt durchſchlagen!‘ Seien Sie unbeſorgt, ſie werden ſich ſchon durchſchlagen!“

Alle fanden das ſehr luſtig: Leute mit Phantaſie ſtellten ſich ſogar vor, wie die Bauern zum Speicher kommen, wo der in Miſtjauche eingeweichte Roggen liegt, und ſchnüffeln würden, wonach er riecht, und ſchließlich einſehen müßten, daß zwar Roggen da iſt, aber daß man ihn nicht eſſen kann ... Das war zum Lachen! Nicht wahr? — nun, und dann würden ſie halt fortgehen und ‚ſich irgendwie durchſchlagen‘.

Und dabei wurde dieſer Menſch weder verachtet noch getadelt, ſondern im Gegenteil, ſeine ſchubiakiſche Handlungsweiſe hielt man für ſehr witzig, und überall fuhr man fort, Alymow aufzunehmen und zu bewirten. Allein laſſen wir jetzt den Major weiter von Haus zu Haus reiſen, und ſehen wir lieber zu, wie es den Leuten ging, und was jene unternahmen, denen man anheimgeſtellt hatte, ‚ſich irgendwie durchzuſchlagen‘.

9

Weihnachten war noch nicht da, da lief bereits ein Gerücht durchs Land, die Menſchenfreſſerei hätte be-

gonnen. Bekanntlich hat man auch im Jahr 1892 in den Dörfern davon geſprochen; jedoch da heutzutage die Schreiber und Gemeindevorſteher Zeitungen leſen, wiſſen ſie, was darin von ſolchen Ereigniſſen berichtet wird, und darum kann dieſe Lüge raſch widerlegt werden; damals aber war es anders. Damals kam ein Jemand von irgendwoher und erzählte, Menſchen mordeten aus Verzweiflung und Hunger ihre Mitmenſchen, kochten ſie in den großen Waſchkeſſeln und verſpeiſten ſie. Dieſe Untaten wurden meiſt den Müttern zugeſchrieben, die das gewiſſermaßen aus Mitleid täten. Wenn, ſagte man, eine Mutter zu lange mitanſehen muß, wie der Hunger ihre Kinder plagt, dann lockt ſie ein fremdes Kindchen ins Haus, ſchlachtet es und kocht es und füttert ihre Kinder mit dem ‚friſchen Fleiſch'. Hierbei wurden ſogar Ortſchaften aus der nächſten Nachbarſchaft genannt, in denen ganz gewiß ſolche Geſchehniſſe vorgekommen ſeien, und zwar beſchrieb man dieſe Vorfälle mit allen Einzelheiten. So ſollte ein Weib in einem zehn Werſt von uns entfernten Dorf große Pein beim Anblick der Qual ihrer vier verhungernden Kinder ausgeſtanden und endlich gegen Abend in der Dämmerung (die meiſten waren damals im Dorf zu arm, um Licht zu brennen) geſagt haben: „Schlaft nur, meine Kinderchen, meine Täubchen, und wenn ihr ruhig ſchlafen werdet, ſo will ich euch morgen friſches Fleiſch kochen."

Allein das älteſte Kind der Frau hatte ſchon die Not ihres armſeligen Lebens erkannt und fragte:

„Wo wirſt du denn friſches Fleiſch für uns hernehmen, Mütterchen?“

Die Mutter aber antwortete: „Das geht euch nichts an, ſchlaft nur, und ich will derweilen geſchwind laufen, es von jemand erbetteln, oder es in der Nacht dem Wolf aus den Zähnen reißen.“

Das Mädchen ſtellte ſich vor, wie die Mutter dem Wolf das Fleiſch in dunkler Nacht aus den Zähnen reißen würde, und ſprach: „Ich hab Angſt Mütterchen.“

Das Weib jedoch verſetzte: „Braucht keine Angſt haben, ſchlaft nur! Wenn ihr nicht ſchlaft und in einem zu jammert, davor habe ich viel größere Angſt.“

Dies geſchah am Heiligabend vor Weihnachten.

Jahr für Jahr hatte die Frau ein Kind zur Welt gebracht — eines war immer kleiner als das andere: das älteſte Mädchen erſt fünf Jahre alt und die anderen natürlich weniger, das jüngſte Bübchen war noch ein Bruſtkind. Und dieſes letztere war am Sterben, ſo erſchöpft war es durch das vergebliche Saugen an der Mutterbruſt, in der es vor Nahrungsmangel überhaupt keine Milch mehr gab. Der Hungertod des Säuglings war unvermeidlich, und darum richtete ſich die entſetzliche Abſicht der Mutter, die ich ſo wiedergeben will, wie man ſie im Volk erzählte, gegen ihn.

Als die Frau ihre Kinder durch dieſen Betrug beruhigt hatte und die älteren Kinder mit hungrigen Mägen eingeſchlafen waren, ergriff ſie den Säugling, der in ſeinen Lumpen zitterte, bettete ihn auf ihren Schoß und ſchob ihm die Bruſt in das Mündchen,

neben ſich aber auf den Tiſch legte ſie das Brotmeſſer. Das ausgehungerte Kind nahm trotz ſeiner Erſchöpfung die Bruſt, da aber die Bruſt keine Milch hergab, ſo ſchmatzte es nur mit den Lippen und riß ſich ſogleich los und begann aufs neue zu wimmern. ... Da kitzelte es die Mutter mit dem Finger am Hals, damit es das Köpfchen aufrichte, mit der anderen Hand aber packte ſie das Meſſer und ſchnitt ihm die Kehle durch.

Nachdem ſie das Kind getötet, ſoll ſie, ſo heißt es, es alsbald in eine Mulde gelegt und zerlegt haben; die einzelnen Teile ſteckte ſie in den Kochtopf und ſtellte dieſen in den Ofen, damit das Fleiſch koche, das ‚Eingeweidchen‘ aber verbrannte ſie auf dem Kohlenherd in der glühenden Aſche, wuſch darauf Mulde und Tiſch ab, und weckte ſchließlich das ältere Mädchen und ſagte: „Im Ofen ſteht ein Topf zum Kochen. ... Schau, er iſt ganz voll mit friſchem Fleiſch für euch ... nehmt ihn heraus und eßt das ganze Fleiſchchen auf und laßt nichts übrig. Hörſt du?“

Das Mädchen fragte: „Liebes Mütterchen! Warum willſt du allein betteln gehn, wenn für uns friſches Fleiſch gekocht wird! Iß von dem Fleiſch!“

Aber da wurde die Mutter blaß und wehrte mit beiden Händen ab: „Nein,“ ſagte ſie, „ich nicht — ihr allein ſollt es eſſen!“ — und ſtieß ſogleich die Tür mit dem Fuß auf und ging hinaus.

Das Mädchen holte ſchnell mit der Feuerzange den Topf aus dem Ofen und weckte ihre Geſchwiſter — und ſie ſetzten ſich an den Tiſch und begannen zu eſſen.

Und ſo hatten ſie beſtimmt ihr ganzes Brüderchen verſpeiſt, ohne etwas übrig zu laſſen, allein zum Schluß der Mahlzeit fand eines von ihnen im kochenden Waſſer ein Händchen oder Füßchen des Kindes, und an dieſem Händchen oder Füßchen erkannten ſie, daß ſie Menſchenfleiſch gegeſſen hatten ...

Da wollten ſie Hals über Kopf aus der Hütte weglaufen, doch kaum hatten ſie die Tür aufgemacht, da ſahen ſie ... auf dem Flur hatte ſich ihre Mutter erhängt, indem ſie den Strick an das Gitter unter dem abgetragenen Vordach befeſtigt hatte.

In einem andern Dorf ſollte ſich ein noch viel ſchrecklicherer Fall ereignet haben: dort hatten angeblich ‚Enkel ihre Großmutter aufgegeſſen'.

Dieſe beiden Neuigkeiten brachte Jefim, der den verdorrten Arm hatte, ins Dorf und erzählte ſie, zum Erſtaunen und Entſetzen aller. Jefim befand ſich in einer beſonderen und ſehr angenehmen Lage. Er wurde der ‚Entſühnte' genannt, weil er vor Jahren, als das Dorf noch der vorigen Herrſchaft gehörte, eine ſehr große Sünde begangen hatte: er ſtahl das geſamte Oſterbrot und verzehrte es, ohne mit jemand zu teilen, und ward deswegen drei Jahre hindurch mit Lahmheit geſchlagen, dann aber fuhr ſeine Herrin eines Tages zu einem heiligen Ort und nahm dieſen Jefim mit ſich, und dort wurde er geheilt. ‚Gott hatte ihn entſühnt': die Lähmung wurde von ihm genommen, allein zum Gedächtnis ſeiner Sünde verdorrte ſein Arm, ſo daß er unmöglich arbeiten konnte. Seit der Zeit beſaß Jefim keine feſte Wohnſtätte mehr, ſondern

wanderte in einem fort zu Heiligen Stätten, und ‚betete und lehrte'. Jeſim war ein Meiſter im Erzählen, ſeinen Erzählungen lag aber meiſt viel Unſinn zugrunde, und er log ohne die geringſte Scheu, als wäre er niemals entſühnt worden. So hatte er auch die Geſchichte vom gekochten Kinde erlogen, und jene von der alten Frau, die von ihren Enkeln aufgegeſſen worden war. Freilich waren dieſe Lügen keineswegs nur Erzeugniſſe ſeiner eigenen Phantaſie, ſondern er hatte einiges von anderen Leuten übernommen, die dieſe beiden Erzählungen epiſch geformt hatten; die Fabeln waren aus einigen wirklichen Ereigniſſen entſtanden, die in ihrer natürlichen Einfachheit viel entſetzlicher waren als die ganze obige Erfindung in der Jeſimſchen Färbung.

10

In Wirklichkeit hatte ſich folgendes zugetragen: Ziemlich weit von uns — über hundert Werſt — lag ein Dorf, in welchem die Bauern ebenſo hungerten wie bei uns und ebenfalls Almoſen ſammeln gingen, wo es ſich gerade traf. Da es aber in den Ortſchaften der näheren Umgebung ohnehin nirgends Brot gab, ſo wanderten viele Bauern weit fort, zogen in ganzen Schwärmen in ferne Gegenden, und ließen in der Hütte meiſt nur eine alte Frau oder ein kleines Mädchen zurück, denen man die noch vorhandenen Reſte von Almoſen als Zehrung daließ.

Eine ſolche Bauernfamilie, die ſich auf den Bettelzug begeben, hatte in der Hütte ein dreizehnjähriges Mädchen zurückgelaſſen, das man nicht mitnehmen

konnte, weil es krank war und außerdem weder Schuhwerk noch Kleidung beſaß.

Man ‚hinterließ‘ ihr ſo viel Brotrinden als möglich und außerdem drei Reiſigbündel, damit ſie die Hütte ein wenig heizen könne, und ſo überließ man ſie der Fügung Gottes. Die unſelige Verlaſſene verbrachte einſam die Tage in der leeren und beinahe kalten Hütte, denn um dieſe richtig zu heizen, war zu wenig Brennmaterial da. Tags ſaß ſie am Fenſterchen, ſpann an einem Hanfgeflecht und wurde von Hunger und Kälte, von Krankheit und Einſamkeit gequält und in dieſer Verlaſſenheit nur von einer Freundin beſucht — einem gleichaltrigen Mädchen aus der Nachbarhütte. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſes Mädchen ebenſo arm war wie jene, allein die erſte war ſtill und ergeben, während dieſe, die zweite, ſehr keck und, wie wir ſehen werden, allzu unternehmend war.

Sie war es, die jenes Unheil anſtiftete, aus dem ſpäter die mannigfaltigen Legenden entſtanden, die in weitem Umkreis verbreitet wurden und auch vielleicht noch bis heute unvergeſſen geblieben ſind.

Dieſem zweiten Mädchen, dem ‚Frechdachs‘, war kürzlich die Mutter geſtorben, ihr Vater aber hatte ſeine neue Ehe bis nach der Ernte verſchoben, und war derweilen ſelbſt mit ſeinen zwei Knaben betteln gegangen, auf welchen Weg er den Frechdachs nicht mitſchleppen wollte, weil dieſer nichts zum Anziehen hatte.

So ‚hinterließ‘ man denn auch ihr Brotrinde und etwas Heizmaterial, und ließ ſie ‚bei der Hütte‘. Und da es ihr zu langweilig war, allein in der Hütte zu

ſitzen, ſo kam der Frechdachs zur ſtillen Nachbarin, um ſich in Geſellſchaft zu langweilen.

Zu zweit war es luſtiger und wärmer, ſowohl bei Tag als auch bei Nacht.

Die Mädchen vertrugen ſich gut miteinander, obwohl die Kecke, wenn ſie zur Stillen kam, dieſer keine Ruhe ließ und ſie oftmals kränkte; aber das war alles nichts im Vergleich mit dem, was ſie eines Tages anrichtete.

An einem kalten und ſonnigen Morgen, nachdem beide Mädchen aufgeſtanden waren, begann die kränkelnde Hausherrin den Ofen mit Reiſig zu füllen, während der ‚Frechdachs' fortlief, um ‚nach ihrer Hütte zu ſehen'; ſie kehrte lange nicht zurück, und plötzlich hörte die Kranke, wie jemand die Türe öffnete, welche vom Hofraum auf den Flur führte, und vernahm gleich darauf von dort her das Blöken eines Lammes.

Das kranke Mädchen wunderte ſich darüber, denn in dem ganzen Dorfteil, in dem ſie wohnte, war ſchon längſt kein lebendiges Schafbein mehr zu finden, und natürlich erſt recht kein Lamm. Nur die zwei ‚Reichen' hatten noch einige Schafe, aber ihre Höfe lagen am entgegengeſetzten Ende des Dorfes. Das war viel zu weit, als daß ſich ein Lamm hierher hätte verlaufen können, und trotzdem war es der Kranken klar, daß auf ihrem Flur ſich ein Lamm befand und daß es außerdem nicht aus eignem Antrieb dorthin gekommen war, ſondern daß jemand es zog und zugleich die Hoftür hinter ſich zuzuſperren bemüht war.

Die Kranke ſtand am Ofen und blickte auf die Tür,

und die Tür ging auf einmal auf und in eine Wolke kalter Luft gehüllt ſtürmte der nachbarliche Frechdachs in die Hütte und ſtieß ein kleines ſchwarzes Lämmchen vor ſich her.

Die Kranke fragte: „Wem gehört das Böckchen?“

Und der Frechdachs entgegnete: „Siehſt du nicht, daß es mir gehört?“

„Nein, ſag die Wahrheit, wem's gehört.“

„Das iſt die wahre Wahrheit, es gehört mir.“

„Lüg nicht!“

„Nichts lüg ich: ich hab's und alſo gehört's mir. Schnell her mit dem Meſſer, Mädchen, ich will es abſtechen.“

Jene wunderte ſich. „Was du dir ausgedacht haſt!“ ſagte ſie. — „Ach, geh!“

„Ja, freilich, und du meinſt vielleicht, ich werde auch gleich gehen!“ neckte der Frechdachs und ſetzte hinzu: „Wir wollen das Böckchen gleich abziehen und röſten und eſſen.“

Und erblickte im gleichen Augenblick das Brotmeſſer auf dem Tiſch, packte es, preßte das Böckchen zwiſchen die Knie und ſchnitt ihm die Kehle durch.

Die Kranke ſprang hinzu, um ihr das Böckchen fortzunehmen, aber es war ſchon zu ſpät: das Böckchen lag bereits in Todeszuckungen, röchelte und ſtieß Blut aus.

Die Mädchen gerieten in Streit, und die Hausherrin wollte am liebſten den Gaſt ſamt dem erſtochenen Lamm aus der Hütte jagen; allein der Frechdachs beachtete ſie nicht und ging auch nicht fort, ſondern

holte unter der Bank eine Baſtmatte hervor, um mit dieſer das Fenſter zu verhängen, damit niemand zufällig durchs Fenſter ſchaue und mitanſehe, was hier getrieben würde; aber kaum hatte ſie die eine Mattenecke befeſtigt, als ſie draußen ein ans Fenſter gepreßtes Kindergeſicht erblickte, das unter einer rieſengroßen Mütze hervorſchaute, und eine liſpelnde, halbkindliche Stimme vernahm: „Aber ich hab alles geſehen, was ihr Schlimmen getan habt!“

Die ſchüchterne kleine Hausfrau erſtarrte geradezu, doch machte ihr die dreiſte Urheberin des ganzen Augenblicks ein Zeichen, daß ſie ſchweigen ſolle, und rief ſelbſt dem Sprechenden zu: „Was lügſt du, du haſt gar nichts geſehen!“

„Gott ſoll mich ſtrafen, ich hab's geſehen!“ entgegnete der Junge, in dem beide Mädchen jetzt den liſpelnden Sohn von dem gleichen Hof erkennen konnten, deſſen Lämmchen vom Frechdachs ſoeben erſtochen worden war.

„Wenn du was geſehen haſt — ſo ſag doch, was du geſehen haſt!“ ſprach ſie weiter und fuhr fort, die Matte vors Fenſter zu halten.

„Ich hab geſehen, daß ihr unſer Lamm erſtochen habt,“ erwiderte der Junge.

„Das lügſt du aber!“

„Nein, ich hab's geſehen ... und werde jetzt gleich nach Hauſe laufen und es dem Vater ſagen.“

Als der Frechdachs das vernahm, hörte er zu ſtreiten auf und änderte den Ton. „Paß mal auf ... du biſt doch ein guter Junge, erzähl keinen ſolchen Unſinn.“

„Und ich werd's doch ſagen ... Warum habt ihr es erſtochen?“

„So ſchau doch nur, — das Böckchen lebt ja noch.“

„Lüg nicht, lüg nicht! Ich hab ja geſehen, wie du rittlings auf ihm geſeſſen biſt und es in den Hals geſtochen haſt!“ ...

„Komm nur herein und ſchau, — es lebt.“

„Warum ſchreit es denn nicht?“

„Warum ſollte es ſchreien, wenn es ihm gut geht! Schäfchen! Schäfchen! Da ſchau nur ... da wedelt's mit dem Schwänzchen! Komm nur und ſchau wie gut es ihm geht — du möchteſt es gleich ſelbſt ſo haben.“

Der Junge wollte durchs Fenſter ſchauen, aber das Mädchen nahm die Matte nicht fort und lud ihn hartnäckig ein, in die Hütte zu kommen.

„Komm nur,“ ſagte ſie, „komm herein in die Hütte.... Was du für ein hübſcher Junge biſt! Und von wem haſt du die Mütze mit den großen Ohrklappen?“

„Großvaters Mütze.“

„Schau an, und du ſiehſt in ihr aus ... wie ein feiner Kaufmann. Oben iſt ſie wohl mit Daunen gefüttert?“

„Mit Federn.“

„Dann habe ich alſo recht geſehn, daß aus der Mitte eine Hühnerfeder vorſchaut. Komm nur herein, ich werde dir das Loch zunähen.“

„Nicht nötig.“

„Warum ſagſt du: nicht nötig? Komm doch, Närrchen — ich näh es zu.“

„Die Weiber zuhauſe werden's zunähen.“

„Das Mädchen verſpottete ihn ſchlagfertig: „Die Weiber zuhauſe werden's zunähen! ... Was hat man ſchon groß von den Weibern zuhauſe! Komm lieber zu uns — bei uns iſt es beſſer.“

„Nicht nötig.“

„Du weißt immer nur ein und dasſelbe: nicht nötig! Komm, ſag ich dir — du wirſt ſchon ſehen, daß es nötig iſt.“

Der Junge fuhr mit ſeinem Stecken über den Schnee und ſagte unſchlüſſig: „Was wird's denn geben?“

„Wir werden ſchöne Spiele mit dir ſpielen.... Komm ſchnell!“

Der Junge wurde noch ſchwankender und murmelte dumpf: „Es war nicht gut, den Bock abzuſtechen.... Warum haſt du ihn abgeſtochen?“

„Quatſch doch nicht immer dasſelbe, Dummkopf... Komm... ich werde dich heiraten, und ſie wird Brautwerberin ſein, und dann verheirate ich dich mit ihr... Komm ... ſchön werden wir ſpielen!“

Die kleine Sirene triumphierte, und der noch kleinere Satyr in der mit Hühnerfedern gefütterten Großvatermütze ſtiefelte gleichſam widerwillig durch die Tür der Hütte, in die man ihn zu den verheißenen Unterhaltungen gelockt hatte; kaum aber hatte er die Tür geöffnet und war in ſeiner großväterlichen Bauernmütze und mit ſeinem mächtigen Stecken über die Schwelle geſtiegen, als das dreiſte Mädel ihn ſogleich an der Hand faßte und ſagte: „Na, du Schlingel, nun guck mal, wo euer Lamm ſteckt!“

„Wo ſteckt es denn?“

„Schau nur, oben auf dem Wandbrett hupft es umher!“

Obwohl der Bub jünger war als die beiden Mädchen — er war höchſtens zehn Jahre alt —, wußte er doch, daß ein Böckchen kein Vogel iſt und nichts auf einem Wandbrett zu ſuchen habe; und trotzdem hob der Junge den Kopf, das Mädchen aber ſtülpte ihm im gleichen Augenblick die Mütze bis zum Kinn über den Kopf, ſtieß ihm das Meſſer in die Gurgel und ſtemmte dabei ihr Knie ſo kräftig in ſeinen Rücken, daß er hinfiel und das Meſſer ihm noch tiefer in die Kehle drang.

Der Junge lag vornüber, ſein Körper warf ſich hin und her in furchtbaren Todeszuckungen; er ſtarb, erſtickend an ſeinem eigenen heißen Blut, daß aus der Wunde in die Mütze floß, und da es ſchnell dieſe gefüllt hatte, ihm durch Mund und Naſe rann. Er ſchrie nicht, er ſtöhnte nicht einmal, er war, wenn man das ſagen darf, meiſterhaft getötet worden und hatte ſich dabei wirklich mannhaft aufgeführt: hierher gekommen, um Mann zu ſpielen, benahm er ſich in der Tat männlich — er weinte nicht und jammerte auch nicht über den weiblichen Verrat, ſondern lag ſtumm als Opfer der Tücke und Liebe mit weitausgeſpreizten Armen da, und ließ dabei nicht einmal aus ſeiner feſt zuſammengeballten Hand den Nußbaumſtecken fahren.

Wie er zum Stelldichein gekommen, ſo ſtarb er auch in prächtiger vorbildlicher Haltung.

Das kranke Mädel begann bei dieſem Anblick zu ſchreien und wollte aus der Hütte fortlaufen, ihre

Beſucherin aber drohte ihr mit dem Meſſer und ſagte: „Wovor fürchteſt du dich? ... Er iſt ſelbſt ins Meſſer gefallen. Er wollte ſpielen — nun hat er genug ... Tu, was ich dir ſage, ſonſt ſetzt es bei dir dasſelbe. Stopf viel mehr Reiſig in den Ofen ... Wir werden den Knaben verbrennen — dann wird keiner was davon wiſſen, das Lammfleiſch aber wollen wir röſten und aufeſſen.“

Zitternd vor Schreck machte ſich das kranke Mädchen daran, alle Befehle ihrer Beſucherin auszuführen: die beiden preßten den getöteten Jungen mit ſehr großer Mühe in den Ofen hinein, denn die geſpreizten Arme des Kindes und der Stecken, den die Mädel auf keine Weiſe aus der erſtarrten Hand reißen konnten, bildeten eine Art Gegenwehr des Buben; er klemmte ſich in der Ofenmündung und ließ ſich nicht hineinſchieben, ſo daß die beiden noch mit dem Toten zu kämpfen und zu ringen hatten. Erſt nach vielen Mühen und Anſtrengungen gelang es ihnen, ſeiner Herr zu werden und ihn vollends in den Ofen zu ſtopfen, ſie bedeckten ihn mit Reiſig und zündeten das Reiſig an und ſchickten ſich darauf an, den Bock abzuziehen; aber auch dieſes Geſchäft überſtieg ihre Kräfte.

Um ein totes Tier abzuhäuten, bedarf man einer gewiſſen Erfahrung, welche die Mädchen nicht beſaßen, und obendrein hatten ſie den Fehler gemacht, den Kadaver des Böckleins kalt werden zu laſſen, wodurch die Abhäutung noch ſchwieriger wurde. Und ſo verdarben ſie alles und gaben es ſchließlich auf,

es gelang ihnen nur, eine Keule mitſamt der Haut abzuſchneiden, und die röſteten ſie ohne jede Zutat im gleichen Ofen, darin der getötete Junge brannte.

Der Junge brannte weiter hinten im Ofen, die Lammskeule aber wurde näher zur Mündung in demſelben Ofen gebraten, und dortſelbſt ſtand die furchtſame kleine Hausherrin, um das Feuer durch Nachlegen von Reiſig zu ſchüren, während ihre verwegene Beſucherin die Hütte aufräumte, das heißt, das auf den Lehmboden gefloſſene Blut mit Schutt und Aſche bedeckte und hin und herlief, weil ſie nicht wußte, wo ſie das Eingeweide des Bockes verſtecken ſollte.

Endlich beſchloß ſie, es unter der Bank zu vergraben, und machte ſich an dieſe Arbeit.

Die Einfalt aller Impulſe und Handlungen dieſes doppelten und progreſſiv anſteigenden Verbrechens der beiden Minderjährigen war erſtaunlich! Die beiden Mädchen mordeten und verbargen die Spuren ihres Verbrechens völlig kindlich — gleichſam im Spiel. ... Solange es draußen noch hell war, hatten ſie Mut; als jedoch der kurze Wintertag zu Ende ging, kam ſofort die Angſt über ſie, und ſie begannen zu überlegen, daß es Zeit ſei, den Ofen zuzumachen und die Hütte ‚einzumummen‘, aber das konnte nicht geſchehen, weil der Junge noch lange nicht verbrannt war, ja, er ſchien überhaupt nicht zu brennen, ſondern war noch faſt wie lebendig und ‚krümmte‘ ſich im flammenden Reiſig. Die Mädel beeilten ſich, mit ihm ſo ſchnell es ging ein Ende zu machen, und ſtopften haſtig neues Heizmaterial in den Ofen und merkten

nicht, daß ſie ihren ganzen Vorrat an Reiſig verbrannt hatten und daß das Feuer auszugehen drohte; unterdeſſen aber hatte man in dem Hauſe, aus dem Bock und Junge verſchwunden waren, gegen Abend den einen wie den anderen vermißt und ſuchte ſie nun in allen Höfen, und ſchließlich kamen die Suchenden auch zur Hütte, in der die Mädchen wohnten, und das Verbrechen wurde aufgedeckt: der „Dunſt“ war es, der Brandgeruch, der aus dem Ofen drang, der zur Entdeckung des getöteten Jungen führte.

Das Böcklein fand man unter der Bank, und im Ofen unter der Aſche den ſtark verbrannten Körper des Kindes, deſſen Kopf und Gliedmaſſen ſich nicht einmal vom Rumpf gelöſt hatten. Die Mädel geſtanden alles ein und wurden ins Gefängnis gebracht, aus dem aber, was ſie verübt, entſtand durch das Wiedererzählen von Mund zu Mund nach und nach jene Fabel, die der geheilte Jefim ſeinerſeits auch in unſer Dorf brachte.

II

Der zweiten Erzählung Jefims, wie ‚die Enkelkinder ihre lebende Großmutter‘ aufgegeſſen, lag eine andere rührende Begebenheit zugrunde: in dem freien Dorf Motyli verlebte ihre letzten Tage eine einſame alte Frau, die viele Jahre als Kinderfrau in Herrſchafts- und Kaufmannshäuſern verbracht und dort nach und nach ein ‚Kapital zuſammengeſpart‘ hatte — ganze tauſend Rubel in Aſſignaten (das heißt, nach heutigem Geld gegen 280 Rubel).

Das es ihr im Alter zu ſchwer wurde, noch immer Kinder zu warten, beſchloß ſie, ſich zur Ruhe zu ſetzen und zu dieſem Zweck aus der Stadt in jenes Dorf überzuſiedeln, von wo ſie her war und wo ſie noch einige Verwandte beſaß.

Erfahrene Leute rieten ihr davon ab: ſie ſtellten ihr die längſt bekannte Gefahr vor — nämlich, daß es für einen, der ſein Leben in der Stadt verbracht, im Alter nicht ungefährlich ſei, ins Dorf zurückzukehren. Über einen ſolchen Menſchen ginge ſogleich das Gerücht um, daß er zu den ‚Reichen‘, gehöre und dann müſſe er fein acht geben, daß nicht einer ſeiner Verwandten das Warten ſatt bekomme und dem Tod Hilfe leiſte; allein man machte die Alte vergeblich darauf aufmerkſam — ſie wollte von dieſer verſtändigen Warnung nichts wiſſen.

„Nicht der Rede wert, was beſitze ich denn für einen Reichtum!“ meinte ſie. „Die Gemeinde wird mir ein Plätzchen geben und ich werde den Alten ein bißchen Schnaps zahlen und mir ein Hüttchen bauen und ein Kuhchen kaufen — und dann iſt es auch gleich herum und mir bleibt nur ein Reſt für Haferbrei und für den Sarg aus Tannenholz. . . . Weswegen ſollte man mich töten wollen? . . . Es lohnt ſich ja gar nicht, ſich wegen ſo was zu verſündigen.“

So fuhr ſie denn aus Orjol von ihren würdigen Kaufleuten fort und kam ins Dorf, ſetzte den alten Männern drei Eimer Branntwein vor, erhielt einen Platz angewieſen, baute ſich eine Hütte, ſchaffte ſich eine Kuh an und lebte im Frieden.

Die Alte war gut und freundſchaftlich; ſie war zuvorkommend gegen alle und gab die Milch ihrer Kuh den Kindern, die zu Hauſe keine Kuh hatten, beſonders zärtlich aber war ſie mit den Töchtern ihrer Nichte, von denen die Jüngſte ihr Liebling war.

Dieſes Mädchen nahm die Alte nach einiger Zeit ganz zu ſich ins Haus und verſprach ſogar, ihr die Hütte und die Kuh und den ‚ganzen Reichtum‘ zu hinterlaſſen.

Und wie groß dieſer ‚ganze Reichtum‘ war, ja — das war nicht zu errechnen noch zu zählen.

Als das Hungerjahr ausbrach, kamen ſo viele Kinder zur Alten, daß die Milch ihrer Kuh nicht mehr für alle langte. Drei—vier Kinder bekamen Milch, aber für mehr reichte es nicht — und für ſie ſelbſt blieb auch kein Schluck mehr übrig. Die Alte war nicht gewöhnt, nein zu ſagen, allein, was wollte ſie da tun — wider Willen mußte nein geſagt werden, und die armen Kinder mußten mit leeren Schälchen abziehen. . . . Und dabei ſahen ſie doch ſo kläglich aus, ſo kraftlos, und weinten nicht einmal, ſondern ſchauten nur heißhungrig. . . . Es tat weh, an ſie zu denken. Die gute Alte wußte ſchließlich nicht, was ſie tun und wie ſie die Milch unter allen verteilen ſollte. . . .

Plötzlich aber nahm dieſe Schwierigkeit mit einemmal ein Ende: in einer der dunklen Winternächte vor dem Feſt hatte jemand ihre Kuh, die auf dem Flur ſtand, fortgeführt; die Spuren auf der Straße waren mit anderen Spuren ſo vermiſcht, daß man nicht wußte, wo man die Kuh ſuchen ſollte.

Die Alte wollte keine Klage einreichen, ſie ſprach: „Ich muß befürchten, einem Unſchuldigen etwas nachzuſagen!“

Man erzählte ihr, ihre Kuh ſei in der kleinen Herberge an der großen Straße in Stücke zerlegt und in großen Zubern eingepökelt worden, aber die Alte blieb ſtandhaft und klagte nicht.

Auch die Neffen verſuchten ſie aufzuſtacheln und ſogar der Pope machte ihr Vorwürfe, als er ihr begegnete, es ſei nicht gut, die Klage zu unterlaſſen, ‚wer einem Dieb Beihilfe leiſtet, iſt, wenn auch ſelbſt kein Dieb, ſo doch vom gleichen Trieb‘, doch die Alte lehnte auch das mit den Worten ab: „Gott wiſſe es ſchon, und was ſie ſelbſt beträfe, ſo ſei ſie nicht ſchriftkundig.“

Nun hatte ſie nichts mehr als den Haferbrei, und auch den teilte ſie unabläſſig mit anderen, was bei der damaligen allgemeinen Not viel zu bedeuten hatte, aber eben dieſes wurde für die Nichte der Alten zu einer großen Sorge.

„Da füttert ſie nun mein Mädel und hat auch verſprochen, ihr die Hütte und die Kuh zu hinterlaſſen, aber die Kuh iſt jetzt futſch. Und haſt du mir nicht geſehn, kann im Handumdrehen dasſelbe mit ihrem ganzen Reichtum paſſieren. Sie wird alles an fremde Kinder vergeuden, und für mich und meine Kinder wird nichts mehr übrig bleiben ... Die Alte täte beſſer, wenn ſie jetzt bald ſtürbe! ... Was will ſie noch? ... Sie hat lang genug gelebt! Denn wenn ſie ſo weiter macht und alles austeilt, wird ſie zum Schluß nichts

mehr haben, ſo daß nach ihrem Tod nicht einmal mehr Geld für den Popen zur Beerdigung da ſein wird, — und man noch mit der Toten ſeinen Kummer haben muß.“

Und ſo betrübte ſich denn das Nichtchen immer mehr über das Tantchen und fing endlich zu reden an: „Bedenk doch mal, Großmütterchen, du biſt ſchon ein ſehr alter Menſch.“

„Ja, alt, mein Kindchen.“

„Schau, und du wirſt dich nicht mehr lange auf der Welt zu plagen haben.“

„Jeder Tag kann's bringen, Herzchen.“

„Na, ſiehſt du, und wenn wenigſtens noch was vorhanden wäre, um dich zu begraben und deiner zu gedenken!“

Aber da ſtellte ſich heraus, daß die Alte unerſchütterlich ſorglos war.

„Ei was!“ ſagte ſie, „lohnt es ſich darüber nachzudenken? Sterbe ich, ſo wird man mich ſchon begraben; man wird mich nicht auf dem Erdboden herumliegen laſſen!“

Es gelang der Soldatenfrau nicht, die Alte davon abzuhalten, fremde Kinder zu bewirten, ſo daß die Wohltat des Haferbreis einzig und allein ihren Soldatenkindern zufiele. Da gedachte die Soldatenfrau es auf andere Weiſe in Ordnung zu bringen und begab ſich in der Dämmerſtunde zur Alten und begann wieder zu lamentieren: „Den ganzen Tag“, ſagte ſie, „bin ich heute umhergegangen, und habe ſchrecklich gefroren: in drei Dörfern war ich und habe nur

drei Stück Hanfbrot erbetteln können ... Überall hieß es: ‚Gott wird helfen — wir ſind ſelbſt zu dritt betteln gegangen‘ ...“

„Du haſt's ſchwer, du Ärmſte,“ ſagte die Alte mitfühlend. „Der Hergott hat allein in dieſer Zeit das Schwere gleich zugeteilt!“

Die Soldatenfrau aber erwiderte: „Nein, Großmutter, nicht allen gleich — du haſt ja noch was!“

„Ja, ich hab noch ein bißchen ... aber jetzt ... es iſt nur noch ganz wenig.“

„Was? ... Iſt etwa von deinem Geldchen nur noch wenig da?“

„Ja — a ... vom Geld! ... Ganz wenig!“

„Was aber wirſt du machen, wenn alles weg iſt?“

„Wenn alles weg iſt? Was ich dann machen werde?“

„Ja.“

„Das weiß ich doch noch nicht ... daran hab ich noch nicht gedacht.“

„Das iſt nicht recht! ... Man muß daran denken ... der Tod lauert doch ſchon hinter dir!“

„Gewiß lauert er ſchon auf mich, aber wozu nachdenken? ... Da iſt nichts zu bedenken! Da braucht man ſich gar nichts auszudenken, Herzchen ... Unter allen Helfern in der Welt iſt ja doch unſer Hergott und Vater der einzige ... Er iſt ja noch barmherzig! ... So — o — o barmherzig! ... Vielleicht wird Er ... in ſeiner Gnade mir helfen, daß ich nicht alles verzehre, was ich noch habe, ſondern wird ſchon vorher meine Seele holen laſſen, — wozu ſoll ich denn noch weiter nachdenken.“

„Dir wird wohl ſein, Großmutter, wenn du geſtorben biſt!“

„Was denn ſonſt! ... Das ſage ich ja ... Gottes Barmherzigkeit! Er wird alles lenken: ich werde ſterben und nichts mehr brauchen!“

„Wie aber, wenn du alles fortgibſt und nicht ſtirbſt?“

„Was iſt dabei? Ich werde dann ſchon ein Mittel finden.“

„Was denn für ein Mittel, da doch aus jedem Hof ſchon alle zum Betteln ausgezogen ſind und nicht wiſſen, wo ſie ſich eine Rinde erbitten können?“

„Das iſt nur in den Dörfern ſo ... daß ſie verhungern! ... ja! ... nur in den Dörfern ... In den Städten aber, mein Herzchen, iſt es anders ... dort haben die Kaufleute Brot ... Die Kaufleute haben Vorräte aufgeſtapelt ... von allem ... ſchau nur einmal, wieviel! ...“

„Dann willſt du wohl in die Stadt?“

„Was ſonſt! dann geh ich eben zur Stadt ... Ich werde zu meiner alten Herrſchaft gehn und bitten, daß ſie mich in der Küche wohnen laſſen ... Sie werden mich ſchon aufnehmen! ... Die, und mich fortjagen?! ... Sie werden mich beſtimmt nicht fortjagen ... Dort werde ich bleiben, ſolang es nötig iſt.“

„So, ſo,“ erwiderte die Soldatenfrau, „darum biſt du auch ſo freigebig, weil es dir gut geht.“

„Ja,“ ſagte die Alte, „es iſt mir mein Leben lang gut gegangen, mein Herzchen. Ich bin nicht freigebig ... aber es geht mir gut.“

„Uns dagegen geht es ſchlecht und nicht gut.“

„Man muß Geduld haben, Herzchen! Heuer dulden alle ... Das Hungerjahr iſt angebrochen.“

„Hör mal, und wenn die Kinder heulen, wie bringt man da die Geduld auf ... Und ſelber möchte man doch auch eſſen ... es brummt im Leibe wie ein Spinnrad ... Wir haben es ſchlechter als die Hunde ... die freſſen Aas und beißen uns noch dazu in die Beine ... mich haben ſie ſchon ganz zerbiſſen!“

„Da mußt du halt ein Stöckchen nehmen.“

Die ungeduldige Nichte ärgerte ſich über die Tante, daß die ihr gute Ratſchläge gab, wo ihr Leben doch ſo bitter war!

„Hör auf,“ ſagte ſie, „meinen Kummer zu beſchwichtigen; deine Worte machen es mir noch ſchwerer; unſereins hat keine Kaufleute zu Bekannten, zu denen man gehen könnte, und dazu haſt du auch noch mein Mädel ganz verwöhnt.“

„Was ſprichſt du für dummes Zeug: wie hätte ich ſie denn verwöhnen können?“

„Wie verwöhnt? ... Du haſt ſie immer mit reinem Brot gefüttert und ſie nicht betteln gehen laſſen!“

„Sie kann doch nicht betteln gehn, ſie iſt doch noch ſo klein! ... Laß du ſie nur mit mir gehen: ich will ſie mit in die Stadt nehmen ... ich kenne dort eine gute Herrſchaft ... die ich aufgepäppelt habe; ſie werden uns auch zu zweit dort wohnen laſſen ... Wir werden beide mit den Dienſtboten zuſammenhocken.“

„Und meine anderen Kinderchen, die brauchen einem wohl nicht leid zu tun?“ fragte die Soldatenfrau.

Jetzt mußte die Alte nachdenken. „Die anderen!“

ſagte ſie, „Ja ... das iſt freilich richtig ... Es gibt ja auch andere!“

Sie breitete die Arme aus, ſann wiederum nach und begann leiſe vor ſich hin zu ſprechen: „Ach, ach — ach — ach! Die Einen ſind da und ſind auch noch Andere ... und noch viele ... Das iſt mir ein Kummer! Was will man da tun?“

Da erwiderte die Soldatenfrau ohne lange nachzudenken: „So weißt du nicht Großmutter, was zu tun iſt?“

„Ich weiß es nicht, Herzchen.“

„Da haben wir's!“

„Weißt du denn etwas?“

„Ich weiß.“

„So ſag's.“

Die Soldatenfrau zögerte; ſie fand keine Worte, um das auszudrücken, was ſie erdacht.

Auch die Alte ſchwieg.

Drückend, drückend ward es in der dunklen Hütte, als wäre Satan eingetreten.

Die Alte ſeufzte und ſagte: „Steh auf, Herzchen, geh zum Ofen, blas das Feuer an!“

Doch die Nichte erwiderte grob: „Wozu brauchſt du Feuer — es iſt durchaus nicht nötig.“

„Wieſo nicht nötig ... es iſt ſchon dunkel.“

„Was macht's, daß es dunkel iſt? ... Heuer ... ſind alle ohne Feuer ... Geh zu Bett, Großmutter!“

„Aber warum denn ſo ... im Finſtern ... und ich muß doch noch zu Gott beten.“

„Dann bete jetzt, Großmutter!“

Dieſe verſtand nicht recht, oder ſie hatte es nicht recht gehört und fragte darum: „Was ſagſt du, Mütterchen?“

„Bete, Großmutter!“

„Warum hetzſt du mich denn ſo? Wenn die Stunde kommt, werde ich ſchon beten.“

„Nein, Großmutter, die Stunde iſt gekommen — bete ſchnell.“

„Wahrhaftig, du plagſt mich! ... Ich werde zu Bett gehen und dann beten ... Geh du nur nach Hauſe und ſchick mir dein Mädel zur Nacht herüber, wir werden zuſammen beten und dann ſchlafen gehn.“

Da erkannte die Soldatenfrau, daß die Großmutter einfältig war und darum erſt recht nicht am Leben zu bleiben brauchte, und ſagte ihr frei heraus: „Erwarte heute mein Mädel nicht, es wird nicht kommen.“

„Warum nicht kommen?“

„Darum nicht, Großmutter, weil dein Ende zu dir gekommen iſt. Ob du beten willſt oder nicht, gleichviel, du ſollſt einen leichten Tod haben.“

Die Alte verſuchte ſich zu erheben und fragte: „Was ſagſt du da? ...“

„Lebwohl, Großmütterchen!“ Die Soldatenfrau ſchluchzte auf, umarmte die Alte, küßte ſie und ſagte: „Und jetzt ſtirb!“

„Was ſoll denn das ... ich will nicht!“ — die Alte ſchwenkte kraftlos die Arme.

„Jetzt iſt alles eins ... ſtirb denn!“

Und mit dieſen Worten ſtieß die Soldatenfrau das ‚Großmütterchen‘ rücklings auf das Bett, bedeckte ihr

Geſicht mit dem Kiſſen und legte ſich ſelbſt mit der Bruſt leicht darauf; plötzlich aber ſchrie ſie laut auf und begann die Alte ohne Mitleid zu würgen und hielt außerdem ihre Arme feſt, um die ‚Zuckungen zu verhindern‘.

(Das ſind die eigenen Worte der Soldatenfrau, als ſie die Untat mit großer Ausführlichkeit dem Unterſuchungsrichter erzählte.)

Das ‚Großmütterchen‘ gab alsbald den Geiſt auf, die Mörderin aber ſtellte ſogleich unter dem Eigentum der Ermordeten eine ungemein ſorgfältige Nachforſchung an; allein von allem Gelde der ‚Reichen‘ fanden ſich nur anderthalb Rubel, die in einem wollenen Strumpf im Korb ſteckten, mehr hatte die ‚Reiche‘ nicht.

Aus dieſer Summe beſtand in der Tat ‚ihr ſämtliches Geld‘, von dem ſie noch wenige Minuten vor dem ihr vorbeſtimmten ‚leichten Tode‘ ſo umſtändlich geſprochen hatte.

Aber dieſer Tod war für die Großmutter augenſcheinlich doch qualvoll geweſen, ſo ſehr ihn auch die gute Nichte ihr hatte erleichtern wollen.

Als es tags darauf hell wurde, nahm die Soldatenfrau das Lieblingsenkelkind der Verſtorbenen mit, um mit ihr die Großmutter aufzuſuchen; und natürlich fanden ſie dieſe tot; ihr Antlitz war blau und die Arme waren voller Flecken, die Augen waren hervorgetreten und die Zunge hing heraus, länger als die des Hallelujus.

Als das Mädelchen dieſes erblickte, erbebte es auf der Stelle und ſtand da wie eingewurzelt, ſeine Mutter

aber ſprach ‚mit fremder Stimme‘: „Gib keinen Ton von dir . . . ſonſt ſchlage ich dich tot! . . . Sag ſchnell: wo hatte ſie ihre Schere?“

Zitternd wies das Mädchen mit dem Händchen auf den Korb, in dem die Soldatenfrau ſchon geſtern nach dem Geld geſtöbert hatte.

Da öffnete dieſe wiederum den Korb, in dem alles durcheinander lag, warf die in ihm enthaltenen Lumpen und Läppchen noch mehr durcheinander und fand endlich auf dem Boden des Korbes eine Schere ohne Griff, wie man ſie zur Schafſchur braucht, ergriff ſie mit fliegender Hand, ging auf die Tote zu und ſchnitt ihr das hervorſtehende Ende der Zunge ab; aber die hervorgequollene Zunge wurde hierdurch keineswegs kleiner, ſondern war nur noch ſcheußlicher anzuſchauen.

Die Soldatenfrau betrachtete ihr Werk, nahm das Mädchen an der Hand und ging zum Amtmann — leiſe trat ſie bei ihm ein, betete vor dem Heiligenbilde und ſagte dann: „Bind meine Arme!“

„Iſt dir vielleicht das Fieber in den Kopf geſtiegen, Närrin?“ fragte der Amtmann.

„Nein, bind meine Arme: ich hab die Großmutter ermordet.“

„Du lügſt mich ja doch nur an.“

„Ich lüge nicht,“ — entgegnete die Soldatenfrau, ſetzte ſich auf die Bank und entblößte ihre Bruſt: „Da ſchau her, da ſind die Narben . . . Als ich ſie geſtern zu würgen begann, biß ſie mit den Zähnen in meine Zitze“.

Da gingen die Leute hin und überzeugten ſich da-

von und ſahen, daß die Soldatenfrau die volle Wahrheit geſprochen, und nun feſſelte man ihr auch die Arme und brachte ſie zum Bezirksamt und von dort weiter, ‚wie der Geſchäftsgang es verlangte‘.

Ein Jahr darauf wurde ſie in Orjel auf dem Iljinſchen Platz öffentlich gepeitſcht. Sie war noch jung und von ſehr gefälliger Geſtalt. Sie empfing fünfzehn Hiebe, die ihr Schenkel und Rücken bis auf die Knochen zerfleiſchten, aber ſie verlor das Bewußtſein nicht und ſchrie nach jedem Schlag: „Ich leide gerecht!“ Doch als man ſie von der Bank aufhob und ſie auf ihrem Kittel das Kupfergeld erblickte, das Mitleidige als Almoſen dort hingeworfen, begann ſie zu weinen und ſprach: „Ich brauche nichts, ſchickt alles ins Dorf zum Bau der Kirche.“

Ihre Kinder hatte ſie vielleicht dabei vergeſſen.

Von ſolchen Miſſetaten, erſtaunlich wegen der Einfältigkeit ihrer Vorbereitung und wegen der Einfachheit und Kälte ihrer Ausführung, hörte man damals ſehr viel, obwohl eine bedeutende Anzahl ähnlicher Verbrechen unerforſcht blieb und das Wiſſen um ſie ſogar kaum über die nähere Umgebung drang. Die Landpolizei konnte ihre Augen nicht überall haben; ‚Korreſpondenten‘ gab es damals noch nicht, und in den Gouvernementsnachrichten ſtanden als Neuigkeiten nur die Verfügungen der Regierung, die Verſetzung oder Entlaſſung von Beamten, oder, wenn es ein beſonders intereſſanter Fall war, deren ſtrafrechtliche Verfolgung.

Beſonders erſtaunlich waren der Gleichmut und die ſozuſagen leichtfertige Grauſamkeit der Handlungen,

die der Hunger verurſacht hatte. In unſerem Nachbardorf zum Beiſpiel wollten der Hirt Ignaſchka und ſein Hirtenjunge friſches Fleiſch eſſen, und entfernten zu dieſem Zweck ein geſundes Schaf aus der Herde, das ſie in eine Waldſchlucht ſchleppten, um es hier abzuſtechen und zu verzehren; im Dorf aber wollten ſie ſagen, der Wolf habe es gefreſſen. Allein als ſie in die Schlucht hinabgeſtiegen waren, fiel ihnen ein, daß ſie ja das ganze Schaf an einem Tage nicht aufeſſen konnten und das unverzehrte Fleiſch verderben und umſonſt verloren gehen würde. Da beſchloſſen die beiden, das Schaf nicht abzuſtechen, ſondern es feſtzubinden und vom lebenden Tier ſoviel Fleiſch abzuſchneiden, wie ſie für einen Tag brauchten; das Schaf aber mochte liegen bleiben und auf das weitere warten. So geſchah es auch in der Tat; ſie ſchnitten vom lebenden Schaf ein ‚Viertelchen' ab, brieten und verzehrten es und ließen das übrige in der Schlucht zurück, — doch darauf verirrte ſich tatſächlich ein Wolf hin und machte den furchtbaren Qualen des Schafes ein Ende, ſchleifte es fort und fraß es mit Haut und Haar auf. Als die Hirten das Schaf am nächſten Tag nicht fanden, verdächtigten ſie einander des Diebſtahls, prügelten ſich und verrieten ſich ſchließlich gegenſeitig. Ignaſchka bekam damals den Beinamen ‚der Schinder'.

Die Frauen, verheiratete ſowohl wie auch ledige, verkauften ihre Arbeit zu Spottpreiſen: ſie gingen in Dienſt oder auf Taglohn gern ‚um das Eſſen allein'; aber auch unter dieſen Bedingungen war im Dorf

keine Arbeit zu finden. Die Geiſtlichkeit ſtellte Tagelöhner und Tagelöhnerinnen ohne Gehalt ein, aber freilich nur ſo viel als ſie brauchen konnte, und das Angebot war unbegrenzt. Der Preis für Frauenhandarbeiten war unwahrſcheinlich niedrig: ein ‚Leinenende‘ wurde mit einem halben Rubel Kupfer bezahlt (ſieben Arſchin für vierzehn Kopeken), eine Spindel voll Garn mit zehn Kopeken Kupfer (drei Kopeken), und dabei koſtete ein Pfund Brot drei Kopeken. Alles wurde auf räuberiſche Art von Händlern aufgekauft, den ſogenannten ‚Katzenkäufern‘ oder ‚Katzenſchindern‘. Das waren herumziehende Händler, die Katzen kauften und ſie auf der Stelle an der Radſchiene eines Fuhrwerks oder am Kopfende eines Schlittens töteten. Der Preis für eine ſchwarze oder graue Katze war zehn Kopeken, für eine bunte ein — Kupferfünfer. Ebendieſen Katzenſchindern verkauften die Weiber und Mädchen damals ‚ihre jungfräuliche Zier‘, das heißt, ihr Haar, und ſehr oft auch ihre weibliche Ehre, die bei dem Überangebot ſo niedrig im Preiſe ſtand, daß die Frauen und Mädchen, und zuweilen ſogar die allerjüngſten, ſich ohne Entgelt den Käufern anboten, ‚als Zugabe zur Katze‘. Wenn der Katzenkäufer eine elende Katze nicht nehmen wollte, ſo ſtöhnte die Verkäuferin: „Kaufe ſie doch, liebſtes Onkelchen, ich will auch in der Dämmerung zu dir an den Brunnen kommen.“ Da jedoch die Katzenkäufer durch den Überfluß an ſolchem Gut verwöhnt waren, hatten ſie nicht für jede ‚Zugabe‘ Verwendung; ſie pflegten zyniſch zu erzählen, daß es ihnen jetzt gut gehe, denn heuer koſte eine Katze ‚mitſamt

der Hausfrau' nur einen Groſchen. Das Katzenfell war die Ware und die Hausfrau die Zugabe. Und dieſe Anſchauungen kränkten die Frauen nicht einmal mehr: es war nicht die Zeit gekränkt zu ſein; die Qualen des Hungers waren allzu ſchrecklich. Dieſe Anſchauung eigneten ſich auch die halbwüchſigen Mädchen an, die ſich damals in einem Alter hingaben, in dem ſie noch nicht aufgehört hatten, Kinder zu ſein ...

Überhaupt verkauften damals in unſerer Gegend die Bauernweiber ihre Ehre um jeden gebotenen Preis, von der kleinſten Kupfermünze angefangen, aber die Käufer in den Dörfern waren ſelten. Die unternehmungsluſtigeren und hübſcheren Weiber gingen in die Städte ‚zu den Brunnen'. Auch in den Dörfern pflegten die jungen Weiber abends am Brunnen zu ſtehen, — zumal wenn es ein ſolcher war, an dem die heimfahrenden Kutſcher, Aufkäufer und Katzenſchinder ihre Pferde zur Tränke brachten. Und hier in grauer Finſternis wiederholte ſich genau das gleiche, was in alten Tagen am Brunnen Labans geſchah. Hier befleckten einander wechſelſeitig Alter und Jugend, und dies alles buchſtäblich nur, um nicht ‚vor Hunger verrecken zu müſſen' ... Ich wüßte jetzt nicht mehr zu ſagen, warum die Dorfweiber auch in den Städten gerade die ‚Brunnen' zur Opferdarbringung wählten, aber ſie verſammelten ſich hier ſcharenweiſe, ſobald es dunkel wurde. Es könnte ſein, daß ſie an anderen Stellen von den Stadtdirnen vertrieben wurden. Beſonders berüchtigt waren in dieſer Hinſicht in Orjol der gedeckte Brunnen beim Erzengel Michael und der Plautin-

brunnen. Außerdem hielten ſich viele Frauen in den leeren Barken auf, die im Eis zwiſchen der Badehausbrücke und dem Männerkloſter nebſt ſeiner Anſiedlung überwinterten. Es war eine offenkundige Schmach, aber ſie wurde niemand zum Vorwurf gemacht. Die älteren Bauernfrauen in den einzelnen Familien ließen es nicht nur zu, daß die jüngeren dem keineswegs geheimgehaltenen Erwerb nachgingen, ſondern munterten ſie ſelbſt dazu auf und ſprachen: „Was nützt das Herumſitzen: man muß in die Stadt gehen und ſich am Brunnen eine Verſorgung ſchaffen.“ Die jungverheirateten Frauen brauchte man nicht erſt zu überreden: deren Sitten waren ſchon immer locker geweſen, und der Hunger iſt ein ſchlechter Freund der Tugend. Die jungen Frauen gingen fort, ohne es beſonders zu verheimlichen, was ſie erhofften, und die Keckeren unter ihnen ſagten oft geradeheraus: „Schande erwerben iſt beſſer als Hungers ſterben“. Und wenn ſie dann von den Brunnen zurückkehrten, verſpottete man ſie nicht und machte ihnen keine Vorwürfe, ſondern es wurde einfach erzählt: ‚die und die iſt heimgekommen ... ſie hat in der Stadt am Brunnen geſtanden ... hat ſich aufgepäppelt und iſt glatt geworden!‘*

* Um eine deutliche Vorſtellung zu bekommen, wie die ‚Gemeinde‘ ſo etwas aufnahm, muß man ſich ins Gedächtnis zurückrufen, wie diejenigen ſich zu dieſem ‚Am-Brunnen-ſtehen‘ verhielten, die es auf die nächſte und unmittelbarſte Weiſe ſelbſt erduldet hatten. Als ich die Heimat etwa drei Jahre nach dem geſegneten Tag der ‚Befreiung‘ beſuchte, hatte ich Gelegenheit, mit einem der Friedensrichter ein vortreffliches Dorfkrankenhaus zu beſichtigen, darin eine ältere

Außer der ‚Glattheit‘ oder Sattheit des Körpers wurde nichts mehr in Betracht gezogen. Alle höheren

Frau von ſehr hohem Wuchſe, welche Stjocha hieß, ‚freiwillig‘ die grobe Arbeit verrichtete. Sie pflegte auch in das Dorf zu gehen, um die Leichen zu waſchen, und tat das ebenfalls nicht aus Not oder um Lohn, ſondern ‚aus Eifer‘. Sie war ſchon weit über fünfzig Jahre alt, ſehr kräftig und groß, und erinnerte in manchem an einen Bauern. Sie hatte im Dorf ihre eigene Wirtſchaft — einen Hof, Vieh, Land, Kinder und Enkel und, wie mir ſcheint, ſogar Urenkel. Man achtete ſie allgemein und ſprach von ihr: ‚Stjocha läßt keine Seele verderben — Stjocha lügt nicht — Stjocha iſt gerecht.‘ Und alle wußten, daß ſie ‚den Kranken wohltat‘ und die Leichen herrichtete einzig um Gottes willen, und daß ihre Seele rein ſei und ‚ſchimmernd wie ein Glas‘. Und dabei erzählte mir dieſe ſelbe Stjocha, die unzweifelhaft all die guten Eigenſchaften beſaß, die ihr zugeſchrieben wurden, vom Hungerjahr in Gegenwart ihrer ſchon bejahrten Tochter und eines erwachſenen Mädchens, ihres Enkelkindes, ‚ohne was hinzu- oder wegzutun‘, und ſprach in dieſer Erzählung ohne Umſchweif von ihren Altersgenoſſinnen und von ſich ſelber: ‚Unſer waren acht junge Weibsbilder, mein Lieber, und uns alle hatten am Brunnen die Katzenſchinder überredet: kommt mit uns, ſagten die, wir bringen euch nach Orjol, dort iſt es am Brunnen beſſer als hier. — Wir Närrinnen glaubten ihnen auch und gingen mit; aber das einzig Gute dabei war nur, daß wir uns durchfütterten; es wäre freilich auch Sünde geweſen, damals mehr zu verlangen.‘ Uber die moraliſche Seite der Angelegenheit hatte Stjocha ſcheinbar überhaupt nicht nachgedacht, und als ich eine Frage in dieſer Richtung ſtellte und ſie dadurch veranlaſſen wollte, ihre Meinung zu äußern, kratzte ſie ſich mit der Spindel unter dem Kopftuch und ſagte: ‚Was iſt da zu reden! Hungertod iſt ſchlimmer als Schande ... Es iſt doch immer noch beſſer, ſeine Haut zu verkaufen, als die Seele.‘

Allerdings, was ſie unter dem Verkauf der Seele verſtand, das weiß ich nicht.

Ziele des menſchlichen Daſeins hatten gleichſam aufgehört zu exiſtieren.

Da gab es bei uns ein junges Weib, Kalerka oder Cholerka genannt (ihr wirklicher Name war Kaleria). Sie hatte eine abſcheuliche Schwiegermutter, die ſie ‚mit Gewalt in die Stadt drängte', und ſo ging ſie denn hin, dort an den Brunnen zu ſtehn, hatte aber ſo wenig Glück dabei, daß ſie weder Beute nach Hauſe brachte, noch ſelber ‚ſchmackhafter' wurde; im Gegenteil, ſie ‚begann bei lebendigem Leibe zu faulen' und hockte zu aller Entſetzen bei gutem Wetter an der ſtaubigen Straße, entſetzlichen Geſtank rings verbreitend, und ſtieß, da ſie ohne Zunge war, an Stelle von Schreien nur ein Ziſchen hervor ... Man warf ihr von weitem Rinden zu wie einem böſen Hund, und eilte vorüber, ſich die Naſe zuhaltend. Allein auch von dieſer ſagte man nur, daß ſie ‚im Hungerjahr am Brunnen geſtanden'. Cholerka erhängte ſich ſchließlich mittels ihres Gürtels.

Solche Fälle pflegte man freilich immer den Herrſchaften zu melden, aber mehr um der Neuigkeit und der angenehmen Zerſtreuung willen — als eine Art von Feuilleton.

Mit drückenden Empfindungen verlebten wir die

Uber den Wert der Anſchauungen dieſer Frau möchte und kann ich nicht ſo allgemein urteilen, weil ich fürchten müßte, an Stjocha und allen ihr ähnlichen Sünderinnen ein ſchweres Unrecht zu begehen, das ſchwerwiegender würde vor dem Angeſicht ‚Deſſen, der alle zu retten vermag', als alle ihre Verfehlungen.

Weihnachtsfeiertage, als aber der Dreikönigstag vorüber war, begannen wir zu fühlen, daß unſerer Trübſal ſcheinbar eine lichtere Grenze geſetzt ſei. Und zwar fühlten wir das infolge eines ſehr unwichtigen und ſogar unbedeutenden Umſtandes: der Vater fragte den Dorfälteſten: „Nun, Dementij, was hört man Neues?“

Und der Dorfälteſte, der ſeit langer Zeit immer nur mürriſch verneinende Antworten gegeben hatte, erwiderte dieſes Mal: „Beim Popen ſoll es eine Neuigkeit geben.“

„Was iſt denn dort geſchehen?“

„Der Merkul iſt von dort gekommen und erzählt, man hätte ihnen einen neuen Küſter geſchickt.“

„An Stelle des Hallelujus?“

„Ja, auf ſeinen Platz . . . Er iſt zwar noch nicht richtig eingeſetzt, ſondern vom Vater Nippolyt vorläufig nur auf Probe angeſtellt.“

(Der Name ‚Ippolyt‘ war für die Bauernzungen zu ſchwer, ſie fanden es bequemer, ihm ein N voranzuſtellen.)

Vater fragte: „Und wie läßt ſich der neue Küſter an?“

Und Dementij antwortete: „Leidlich; Merkul ſagt, er ſingt mit der Fiſtel — freilich nach der kirchlichen Urkunde zu urteilen, muß man annehmen, daß nicht viel los iſt.“

„Warum denn?“

„Wenn er doch nicht gleich richtig eingeſetzt, ſondern nur zeitweilig angeſtellt iſt, zur vorläufigen Amts-

verrichtung, ſo hat folglich der Biſchof gewiſſe Zweifel ſeinetwegen.“

Einige Tage darauf teilte der nämliche Dementij, und diesmal aus eignem Antrieb mit: „Die neue geiſtliche Perſon ... ich hab's Ihnen doch ſchon erzählt?“

„Was gibt es?“

„Nichts wert.“

„Wieſo?“

„Ganz und gar ein Luftikus!“

„Wieſo denn? ... Was verſtehſt du unter Luftikus? ... ſehr fahrig, nicht wahr?“

„Zu Befehl, er heißt Paſchka.“

„Warum nennſt du ihn Paſchka und nicht Pawel?“

„Nicht wert, beim vollen Namen gerufen zu werden.“

„Was iſt denn ſo ſchlimm an ihm?“

„Er taugt überhaupt rein gar nichts.“

Das Ereignis war nicht wichtig, aber es war doch intereſſant, was da für ein Burſch zu uns ‚auf Halleljus Platz‘ gekommen war und welche Stellung er bei uns einnehmen würde.

12

Pawluſcha, der Küſter, der ‚den Platz des Halleljus‘ jetzt ausfüllen ſollte, war ein Original und alles eher als eine ‚geiſtliche‘ Perſon — darum hatte man ihm auch ſo ſchnell den ſeinen Eigenſchaften entſprechenden Spitznamen ‚Luftikus‘ gegeben. Er war ſo arm, daß er ärmer ſchien als alle Menſchen auf der Welt, und war, nach den Worten der Bauern,

‚nicht nur kahl, ſondern ſogar ſchon blau angelaufen‘ hierhergekommen; er hatte außerdem ſeine Mutter mitgebracht, und als Gepäck eine Schachtel aus Birkenrinde und eine Harmonika, auf der er ſo zu ſpielen wußte, daß jedermann, der es hörte, unwillkürlich die Füße zum Tanze hob.

Er beſaß keinerlei Eigentum und keinen Groſchen Geld. Die Geiſtlichkeit wußte nicht, wohin mit ihm, und quartierte Pawel ſamt ſeiner Mutter in einem engen Wächterhäuschen ein, in dem auch noch der Wächter hauſen mußte.

Nachforſchungen an Ort und Stelle ergaben, daß Pawluſchkas Mutter vormals Küſtersfrau und danach in der Stadt Wäſcherin geweſen war und zuweilen ſogar gebettelt hatte. Pawel war von ihr in bitterer Not aufgezogen worden, und hätte eigentlich, ſollte man annehmen, das Leben kennen müſſen, allein, er war vorbeigeraten, denn er ‚fiel immer auf die leichtſinnige Seite‘, und war deshalb aus der dritten Klaſſe ausgeſchloſſen worden; er hatte ſich lange ohne Poſten herumgetrieben und war auch jetzt noch nicht richtig ‚an Stelle des Hallelujus‘ eingeſetzt, ſondern nur zeitweilig angeſtellt, was als eine Art Prüfung anzuſehen war.

Bei uns waren übrigens alle gleich von Anbeginn davon überzeugt, es werde aus dieſer Probezeit nichts herauskommen, denn Vater Ippolyt werde Paſchka wegen ſeiner augenſcheinlichen geiſtlichen Minderwertigkeit in ſeinem Bericht zweifellos anſchwärzen.

Und in der Tat, Pawluſcha ‚traf es nicht recht‘:

er las ſchlecht und undeutlich, gewiſſermaßen holterdipolter und hatte es immer eilig, zum ‚Übel‘ zu gelangen. Fing er das Vaterunſer an, ſo haſpelte er es ſo ſchnell herunter, daß man nichts verſtehen konnte, bis er an die Stelle ‚von dem Übel‘ kam. Und auch das ‚In Ewigkeit‘ und ſo weiter — all das ‚las er ohne Salbung‘; dafür konnte er freilich ſingen, nur ſang er viel lieber weltliche Geſänge als geiſtliche und liebte es, die älteren Leute aufzuziehen.

Der Wächter beklagte ſich deshalb bei ſeiner Mutter, doch ſie erwiderte, daß ſein Vater ganz genau ſo geweſen wäre, denn er hätte eine gute Stellung gehabt und dieſe verſcherzt und ſei darauf ſpurlos verſchwunden — und folglich brauchte man bei Pawel gar nicht erſt darüber nachzudenken, daß er ſich jemals auf ſeinem Poſten halten würde.

Pawluſchas Mutter war alt und litt am Veitstanz, der ihr jedesmal Zuckungen im Geſicht verurſachte, wobei ſie bei jeder krampfhaften Bewegung einen Laut ausſtieß, der wie ein ‚fpt! fpt!‘ klang.

Deshalb wurde ſie ‚Fapteja‘ genannt.

Schon nach kurzer Zeit erzählte uns das Gerücht von Pawluſcha, er ſei ſehr luſtig, und wir überzeugten uns bald darauf, daß dem ſo war.

Zwiſchen unſerem Dorf und dem Dorf des Majors Alymow (eine Werſt von dem Alymowſchen Gehöft entfernt) lag der einſame Hof des freien Bauern Luka Kromſſajew, oder einfach Kromſſai. Dieſer Kromſſai war unter der Larve einer gewiſſen Geſetztheit und Beſcheidenheit ein richtiger ‚geriebener Bauer‘, ein ‚Diebs-

bauer': er wußte aus jeder Lage Vorteil für ſich zu ziehen und lebte geizig und einſam; ſeine Familie erhielt er in der ‚Furcht Gottes', das heißt, er prügelte ſie mit allem, was ihm unter die Finger kam.

Er handelte mit Schnaps und lieh Geld aus gegen Pfänder, darum konnte man bei ihm auch mancherlei finden, was man ſonſt bei keinem anderen im Dorf antraf. So beſaß er unter anderem eine Gitarre, die ſchon ſeit langer Zeit, unbekannt woher, bei ihm war und die er ſchon längſt vergeblich an den Mann zu bringen ſuchte; in dem Augenblick jedoch, da Kromſſai den Küſter Pawel erblickte, hatte die Gitarre ihre Beſtimmung gefunden.

Kromſſai hörte einmal, wie Pawel auf der Harmonika ſpielte und äußerte ſich, daß ſolch ein Spiel nur Kutſchern oder Mietsknechten anſtände, er aber beſäße ein ‚Strument' — die Gitarre — und das könne man wohl ein vornehmes Strument heißen — und obendrein werde er es Pawel auf Borg und ganz billig abgeben.

Der Luftikus ließ ſich ſofort verlocken — er ging zu Kromſſai und nahm die Gitarre, an der noch vier Saiten heil geblieben waren. Pawluſcha ſtimmte dieſe Saiten, ſo gut er es verſtand, und ſpielte zuerſt bei Kromſſai und kam alsdann, da er, gerade bei uns vorüberging, auch in unſer Leutezimmer und entzückte dort alle durch ſein Spiel und ſeine Lieder.

Die Mädchen meldeten der Mutter, er ‚ſtelle ſolche Dinge an, daß man vor Vergnügen nicht aus noch ein wüßte.'

Und da wir damals alle ſehr unter der Langeweile litten, ſo kam uns die Nachricht von einem fröhlichen Menſchen ſehr zu paß, und ſogleich wurde Pawluſcha der Küſter in die Wohnung gebeten, wo er wirklich ſehr bedeutende Dinge vorführte, die von ſeinen großen Talenten Zeugnis ablegten.

Er ſang vielerlei: Luſtiges und Schwermütiges, und gab ſchließlich eine ganze Vorſtellung im Geſchmack der Gebrüder Davenport, deren Ruhm er um volle vierzig Jahre hätte vorwegnehmen können.

Pawluſcha ſpielte uns unter anderem auf ſeiner Gitarre eine komiſche Szene vor, die eine Beziehung zu unſeren gegenwärtigen Leiden, zum Hunger, hatte, — und brachte ſo ‚den Kummer ſelbſt zum Lachen'. Er ſetzte ſich im halbdunklen Ende des Zimmers auf einen Stuhl, nahm ſeine Gitarre mit den vier Saiten und ließ ſich mit einem Laken zudecken.

Und kaum hatte man ihn ſo zugedeckt, wie er es verlangte, fingen alsbald unter dem Laken zwei Menſchen zu ſingen an: zuerſt ſang ein ſehr ſchwaches und bekümmertes altes Weiblein, dann aber entgegnete dieſer ſofort mit munterem Ton ein luſtiges altes Männchen.

Die Alte ſang zu ſeiner traurigen Begleitung:

„Großväterchen, Sſi—idor Karpowitſch!
Wann wirſt denn du zum Sterben gehn?"

Und der Großvater antwortete überaus luſtig mit einer ganz anderen Stimme:

„Am Mittwoch, Großmütterchen, mitten in der Woch,
Am Mittwoch, Pachomjewna, mitten in der Woch!"

Und der Großvater ſang nicht nur, ſondern pfiff dazu und ſchnalzte mit den Fingern, die Großmutter jedoch begann zu jammern und klagte wieder:

„Was nehm ich denn zum Totenmahl?“

Der Großvater ratterte:

„Pfannkuchen, Großmütterchen, Pfannkuchen,
Pfannkuchen, Pachomjewna, Pfannkuchen!“

Und dabei ſtampfte der Großvater und trillerte wie eine Nachtigall, das Weib aber fragte unter Tränen:

„Wo nehm ich denn das Mehl dazu?“

Der Großvater belehrte ſie:

„Betteln gehn, Großmütterchen, betteln gehn,
Betteln gehn, Pachomjewna, betteln gehn!“

Und nachdem er dieſe Frage klargeſtellt, lachte der Großvater, daß es ihn ſchüttelte, als aber die Alte voller Entſetzen ſang, ‚auf dem Bettelgang ſeien die Hunde ſo böſe‘, ſchmetterte der Großvater ſchon einen richtigen Trepack auf der Gitarre und ſang dazu:

„Mit dem Stöckchen, Großmütterchen, mit dem Stöckchen gehn!
Mit dem Stöckchen, Pachomjewna, mit dem Stöckchen gehn!“

Dieſe Vorführung Pawluſchas machte allen großen Spaß und erwarb ihm mit einemmal unſer aller Wohlwollen; infolgedeſſen begann man ſich in unſerem Hauſe für Pawel zu intereſſieren und ihn gaſtlich zu empfangen.

Er machte uns ſeinerſeits freundſchaftliche Beſuche und brachte immer einige fröhliche Minuten mit, die wir, eingeſchneit wie wir waren und nur noch Klagen

wegen des Hungerjahres hörend, faſt ſchon völlig entwöhnt waren.

Pawel trug in unſer abgeſtorbenes Leben eine erſte Abwechſlung und war ziemlich häufig bei uns, weil er ſeit der Erwerbung der Gitarre jetzt in einemfort zu Kromſſai ging. Meinem Vater, gefiel das nicht, und eines Tages ſagte er zu Pawluſcha: „Gib acht und hüte dich vor Kromſſai! ... Kromſſai iſt ein Diebsbauer!“

Pawluſcha trat jedoch für Kromſſai ein und meinte, dieſer würde ihn nichts Böſes lehren. So entſtand eine enge Freundſchaft zwiſchen Kromſſai und ihm, und zudem geſchah es, daß zur Faſtenzeit Frömmigkeit und Eifer über Kromſſai kamen: er ging zum Geiſtlichen und ſagte, niemand hätte Brot im Hauſe und mithin würde man auch bis zur Verkündigung kein Mehl erhalten können, ſo daß man wohl in dieſem Jahre wieder ohne Weihbrote werde ſäen müſſen; darum hätte er, Kromſſai, ſich ausgedacht, mit ſeinem Pferde zu Verwandten, die in ſatten Gegenden wohnten, zu fahren, um ſich von denen Mehl zu erbitten, außerdem wollte er bei dieſer Gelegenheit für ſich ſelber in der Stadt Arzeneien holen gegen Hühnerblindheit und Geſchwüre. Da aber das Einſammeln des Mehls für Weihbrote eine kirchliche Angelegenheit war, ſo bat Kromſſai, ihm den Küſter Pawel ‚als geiſtlichen Zeugen‘ mit auf den Weg zu geben. Der Prieſter ging darauf ein, und ſo begaben ſich denn die beiden in der vierten Faſtenwoche in die ‚ſatten Gegenden‘, waren aber zur Verkündigung noch nicht heimgekehrt. Man erwartete ſie ungeduldig, aber vergeblich.

Bis zum Oſtertage wartete man auf ſie vergebens, als aber die Heilige Morgenmeſſe zu Ende war und die Popen ſich bereits mit kleinen Schüſſeln in der Mitte der Kirche aufgeſtellt hatten, damit die Leute herankommen könnten, um den Oſterkuß zu empfangen und Eier zu ſpenden, trat plötzlich mit einem in Zwiebelſaft gelbgefärbten Ei auch Kromſſai heran.

„Chriſt iſt erſtanden, Väterchen!“ ſagte er, „da haſt du das Ei.“

„In Wahrheit erſtanden!“ — erwiderte der Geiſtliche und konnte ſeine Freude nicht bezähmen, ſondern mußte jenen gleich ausfragen: „Wann biſt du gekommen?“

„Gerade zur Morgenmeſſe: als du zu läuten anfingſt, war ich noch hinter der Schlucht ... Ich hatte mich verirrt ... kam faſt ins Waſſer, Bruder.“

„So! Und wo iſt Pawel?“

„Wahrhaftigen Gott! Mein Wallach hat mich kaum herausziehen können!“

„Was du ſagſt! ... Na, und wo iſt Pawel?“

„Nicht mehr da, Bruder!“

„Wo ſteckt er denn?“

„Er iſt nicht gekommen.“

Das Geſpräch fortzuſetzen war nicht möglich, weil dadurch die Vorwärtsbewegung der zum Oſterkuß herantretenden Bauern aufgehalten wurde; der Diakonus bemerkte die Unordnung und ſagte: „haltet jene nicht auf“ und fügte, zu Kromſſai gewendet, hin-

zu: „entferne dich!“ Da befahl der Geiſtliche Kromſſai in den Altarraum zu gehen und dort auf ihn zu warten, bis ‚der Oſterkuß‘ zu Ende wäre, und als alle Leute den Oſterkuß empfangen und der Geiſtliche im Altarraum die Meßgewänder abzulegen begann, meldete ihm Kromſſai, Pawel ſei in der Stadt geblieben.

„Warum iſt er dort geblieben?“

„Ja ſchau ... er hat mir geſagt: fahr du nur heim, ſagte er — ich aber — will hierbleiben.“

„Doch warum?“

„Weil er, wie er ſagte, für ſich ſelbſt eine andere Stellung ſuchen wollte.“

„Nun, und haſt du ihm dazu verholfen?“

„Ich nicht, er hat's ſelbſt geſchafft.“

Da führte der Geiſtliche Kromſſai an das Fenſter, durch das man auf die Gräber draußen ſehen konnte, und ſprach: „Schau hinaus! ‚gedenke der Gräber — es ſind ewige Häuſer‘: wie lange Lebenszeit iſt jedem von uns noch beſchieden? ... Was haſt du mit Pawluſchka gemacht?“

Kromſſai begriff, welche Zweifel ſich in die Seele des Geiſtlichen eingeſchlichen hatten, und entgegnete mit einem breiten Grinſen: „Was redeſt du ... Aber geh doch, Vater! ... Du denkſt doch nicht gar, ich hätte Pawluſchka umgebracht? Pawluſchka lebt!“

„Bedenke nur: uralt iſt ſeine Mutter Fapteja. Wenn man ihr vom Sohn etwas Entſetzliches erzählen wollte — wird ſie ſterben! ...“

Allein, es war nichts Entſetzliches vorgefallen.

Kromſſai erzählte nur das Folgende: als er mit

dem Luftikus fortgefahren war, hatte der ſich ‚immerzu über ſich ſelbſt beklagt'. „Bedenk doch nur," ſagte er, „Onkel Kromſſai, wie wenig in mir ſtecken muß, daß mich kein Menſch beſonders gern hat! Und außerdem beſitze ich überhaupt nichts, als die alte Frau, und ich habe auf Erden nur ein Herz für ſie allein, und für ſie wäre ich ſogar bereit, unter die Soldaten zu gehn ... Ich könnte ja in den Kaukaſus kommen und Offizier werden." Kromſſai aber verhalf ihm zu dieſer Laufbahn: er brachte ihn zu Nikolai Andrejewitſch Worobej, einem alteingeſeſſenen Orlowſchen Makler oder ‚Vermittler', und dieſer hatte ihn eingewickelt und ihn dazu beſtimmt, ſich an Stelle des Sohnes eines Obſthändlers anwerben zu laſſen.

Als der Geiſtliche ſo unverhofft dieſe Löſung vernahm, ſetzte er ſich ſchweigend auf einen Kaſten und heftete nur die Augen auf Kromſſai.

„Nun," ſagte er, „Bruder, du biſt mir ein Zuchthäusler! Nicht umſonſt nennt man dich ja den Diebsbauer."

„Was heißt ‚nennt'!? ... man nennt mich mit verſchiedenen Namen, aber wem habe ich denn ſchon was geſtohlen? Noch nie habe ich geſtohlen und lebe ehrlich und anſtändig. Pawluſchka iſt gar nicht ſo mir nichts dir nichts unter die Soldaten gegangen, ſondern er hat ſiebenhundert Rubel in Silber bekommen, und wie haben wir außerdem noch gebummelt! ... Das wenn du mit angeſehen hätteſt! Und ſeiner Mutter hat er hundert Rubel geſchickt."

„Hätteſt du ihm lieber das letzte Hemd geſtohlen, als ihm eine ſolche Wohltat anzutun.“

„Was er ſelbſt wollte, hat man für ihn getan ... Was fällſt du mich deswegen an!? ...“

„Kromſſai, du biſt ein Zuchthäusler, ein ſchlechter und übler Menſch!“

„Was ſagſt du da? ... weswegen mir das? ... Iſt denn Pawluſchka deswegen verloren? Er dient jetzt Gott und dem großen Herrn und Kaiſer ... Sei ſo gut und verſchon mich damit!“

„Und die hundert Rubel der Mutter ... ſind ſie vollzählig?“

„Wozu willſt du das wiſſen?“

„Sicher nicht vollzählig!“

„Da du es ſchon weißt, will ich nicht ſtreiten: ſie ſind nicht vollzählig!“

„So gewiſſenlos biſt du alſo!“

„Was heißt gewiſſenlos! ... Ich brachte ſie mit und habe ſie bis zur Schlucht gebracht und da hörte ich das Läuten und geriet gleichzeitig ins Waſſerloch ... Sei ſo gut, das kann auch dir paſſieren: brich nur durch das Eis, und du wirſt auch alles fahren laſſen und nur die Seele zu retten ſuchen! Der Wallach wurde wild ... Ich habe alles verloren, Bruder: ich hatte auch zwei Sack Mehl bei mir — für die Weihbrote — und auch die zwei ſind im Eisloch verſchwunden!“

„Dort haſt du auch das Geld verloren?“

„Blieb alles dort. Dreißig Rubel in Papier, genau wie ich ſie an mein Kreuz gebunden, ſo ſind ſie

auch noch da, aber die siebzig in Silber: Rubel und halbe Rubel — die sind mit dem Stiefel stecken geblieben und aus den Schäften herausgefallen."

Der Geistliche hörte das an, erhob sich und sprach zu Kromssai: „Du bist mir ein schöner Schuft!"

„Noch gut, daß wenigstens du ehrlich bist!" — seufzte Kromssai.

„Gib acht: vergiß meine Worte nicht — dafür wird Gott dich treffen!"

Diese Prophezeiung ging an Kromssai sehr bald in Erfüllung.*

---

* Die dienstpflichtigen Rekruten, die der Reihe nach oder nach dem Los ihrer Dienstpflicht genügen mußten, konnten sich Stellvertreter nehmen, diese letzteren aber galten beim Volk nicht nur als ‚verlorene' Menschen, sondern geradezu als verächtliche. Von einem Mietling wurde nie mit Mitleid gesprochen, sondern stets voller Ekel, wie von einem Henker, und auch die Soldaten bezeichneten ihn nicht anders als ‚verkäufliches Fell'. Mit einem Mietling in Beziehungen zu stehen, galt für ebenso widernatürlich, wie Beziehungen zu einem Henker zu unterhalten, der nach der Meinung des einfachen Volkes nicht einmal ‚des Abendmahls teilhaftig' werden kann. Und da diese Verachtung ganz allgemein war, so wußten natürlich auch diejenigen, die als Mietlinge Soldaten wurden, sehr wohl darum, und so kann man sich denken, daß es mit seltenen Ausnahmen ‚verzweifelte Leute' waren — solche, die sich vergangen hatten, odes die verbummelt, vom Weg abgekommen oder sonst irgendwie besonders unglücklich waren, und nun infolge verhängnisvoller Verkettungen häuslicher Umstände ihrem Verderben zustrebten. Diese letzteren stellten beklagenswerte Ausnahmen dar, und zu ihnen konnte man noch die Leibeigenen hinzurechnen, die sich übrigens nur unter Zustimmung ihrer Besitzer verdingen durften, und auch

Am Dienstag nach Quasimodogeniti ſtieg am Himmel, von niemand recht beobachtet, ein kleines Wölk-

das nur nach erfolgter Freilaſſung, was eine riskante Sache war. Es kam vor, daß ein Leibeigener unter der Bedingung losgekauft wurde, als Erſatzmann für ein Kind des Kapitaliſten unter die Rekruten zu gehen; der losgekaufte Leibeigene verſprach es, wenn er aber den Freibrief in Händen hielt, geſchah es zuweilen, daß er ſich weigerte, den ‚Freiwilligen zu ſpielen', und dem Käufer anbot, das für ihn bezahlte Geld abzuarbeiten; oder er machte es ſich noch einfacher, bedankte ſich und ging mit dem Verſprechen fort, für jenen ‚zu Gott zu beten', noch häufiger aber entfernte er ſich mit Schimpf und Spott. Der angeworbene ‚Liederliche' begann mit Liederlichkeit und ſetzte ſein liederliches Leben fort, ſolange ſein Pakt mit dem Käufer es zuließ. In Orjol begann es immer damit, daß der ‚verlorene' Burſche in einem widerlichen und, um es genauer zu ſagen, halb wahnwitzigen Zuſtande am Markttag (der auf den Freitag fiel) auf dem Iljinſchen Platz erſchien, ſich neben der Stadtwage aufſtellte und mit gellender Stimme ‚kochendes Waſſer!' rief. Alsbald ‚griffen die Werber' ihn und ‚wirbelten' ihn ſofort in die daneben liegende Podſchiwalowſche Schenke, wo ſie ihm unverzüglich ‚kochendes Waſſer auf die Backſteine ſchütteten', das heißt, ihn mit Schnaps tränkten; um ihn noch mehr zu couragieren, wurden Weiber von entſprechender Aufführung eingeladen, die ſogenannten ‚Tänzerinnen', die ihren Standplatz neben dem Brückchen an der Pereſtanka hatten. Die ‚Tänzerinnen' kamen gleich, und nicht etwa nur eine, ſondern zwei oder drei der allerwildeſten und ſchamloſeſten, denn nur ſolche waren bereit, ‚mit einem Mietling liederlich zu ſein'. Sie zogen den betrunkenen Burſchen ſogleich in ihre ungebundenen Umarmungen, liebkoſten ihn ‚bis zur Überſättigung' und fuhren mit ihm aus. Sie banden ihm rote Tücher um und kutſchier-

chen auf und wurde auf einmal ſchwarz, begann zu wachſen, ballte ſich und ſchwoll ſchrecklich an, wobei es ſonderbare Umriſſe annahm und bald dem fabelhaften Parder, bald wieder dem blitzſchleudernden Drachen mit den Rieſentatzen ähnlich ſah, dieſes Un-

---

ten ihn auf einer Droſchke durch die Stadt, wobei die ‚Tänzerinnen‘ den Mietling, der auf dem Droſchken- oder Schlittenſitz ſaß, feſthielten und ſich um ihn drängten, ihn umarmten, ſchamloſe Lieder kreiſchten und zappelnd und tänzelnd den Vorübergehenden Zweideutigkeiten zuriefen; der auf ſolche Weiſe encouragierte Mietling ſaß daneben ſtumpfſinnig wie ein Schafskopf da, ab und zu aber ſchrie er wahnſinnig auf und brüllte: ‚mehr kochendes Waſſer!‘ Auf dieſe Weiſe war dann der Burſche alsbald ſtadtkundig geworden. Und zu der gleichen Zeit, da die einen, ‚die ihn gegriffen‘, ihn ſo ‚einwickelten‘, ſuchten die anderen ſchon nach einem Käufer, der einen Erſatzmann brauchte, und übergaben dieſem den Burſchen gegen eine Bezahlung für ihre Mühen und Erſtattung der Auslagen, die ihnen beim anfänglichen Deichſeln der Sache erwachſen waren. Dieſe ekelhaften Ausſchweifungen wurden ſolange fortgeſetzt, bis der Mietling unter die Rekruten kam, bis dahin aber gab er es ‚ſeinem Käufer zu fühlen‘, denn dieſer war genötigt bis dahin, allen Einfällen und Launen des verkommenden Burſchen nachzugeben, in dem Augenblick aber, da dieſem der Kopf geſchoren ward und er ſich in ein ‚verkäufliches Fell‘ verwandelt hatte, das man im Dienſt ſehr ‚auszuklopfen‘ liebte, zog er ſogleich ſeine Hand von ihm. Um einen Menſchen in dieſe ſchreckliche Lage zu bringen, brauchte man ſtets die notwendige und unweigerliche Beihilfe der Weiber, nämlich der ſchon erwähnten ‚Tänzerinnen‘, die ſogar ſelber oftmals ſchwächliche Leute auf dieſen Pfad führten, das heißt, ſie lehrten ‚kochendes Waſſer!‘ zu rufen. So war es denn auch nicht ſchwer geweſen, unſern zur Liederlichkeit neigenden Küſter Paſcha auf dieſe Bahn zu bringen, und Kromſſai hatte es wahrſcheinlich arrangiert.

tier kroch geradeswegs auf den Hof Kromſſais los. Das ſahen alle. Und kaum ſtand dieſe Wolke zu Häupten Kromſſais, da blitzte es in ihr ſogleich wie Feuer auf und es ſchlug direkt in die Kammer ein: gerade an der Stelle, wo Kromſſai ſein Bett, auf dem er zu ſchlafen pflegte, aufgeſchlagen hatte; unter dem Bett aber lag ſeine unantaſtbare Schachtel, mit Blumen bemalt und lackiert. Dies alles brannte ‚wie ein Feuerwerk' ab. Doch erſtaunlicher als dies alles war, daß von allen Habſeligkeiten, die ſich hier befanden und mitverbrannten, nur ein Brettchen von der geblümten Schachtel hinausgeſchleudert wurde; als es auf die Erde fiel und man es betrachtete, entdeckte man, daß mehrere Kopekenſtücke daran hafteten, die gewiſſermaßen ein Dreieck bildeten, in deſſen Mitte ein ſilberner Rubel ſaß — gleich wie ein ſchauendes Auge.

Als die Leute das erblickten, verwunderten ſie ſich und ſprachen: „Welch ein Wunder! das muß man dem Geiſtlichen zeigen." Und ſie zeigten es. Der Geiſtliche betrachtete es und drohte Kromſſai mit dem Finger.

Da erblaßte Kromſſai und beichtete, daß er Faptejas ſiebzig Rubel unterſchlagen habe; er hatte ſie in einem Bündelchen unter dem Kiſſen verſteckt, und gerade da habe der Blitz hingeſchlagen, denn dieſe Geldſtücke, die am Brett hafteten, waren in der Tat ein Teil des verſteckten Geldes.

Und als man nach dem Brande in der Aſche ſcharrte, fand man eine Barre Silber und daneben noch ein anderes Wunder: das Geld war zuſammengeſchmolzen,

daneben aber lag ein erkalteter ‚Donnerkeil‘ oder ‚Teufelsfinger‘.

Kromſſai entſetzte ſich darüber ſo ſehr, daß er die Barre ſogleich der Kirche opfern wollte; allein der Geiſtliche war im Zweifel, ob man dieſes Geld nehmen dürfe, denn der ‚Mietling‘ oder militäriſche Erſatzmann galt damals im Volk als etwas ungemein Widerwärtiges und wurde einem ‚verkäuflichen Köter‘ gleichgeſetzt (obgleich Köter niemals in dieſem Sinne verkäuflich ſind). Und im Deuteronomium (23, 18) ſteht ſogar ein Verbot: ‚Du ſollſt keinen Hurenlohn, noch Hundegeld in das Haus Gottes, deines Herrn, bringen‘; trotzdem aber erlaubte es der Probſt. Er ſagte, ‚das Deuteronomium ſei wirkſam geweſen im Alten Teſtament, aber jetzt, beim Neuen, ſei alles neu‘.

Das ſchreckliche Gewitter, das Kromſſais Hof in Flammen aufgehen ließ, reinigte bei uns die Luft. Man ahnte in jenen Tagen ſchon, daß der Hunger zu Ende gehe und die ‚Zeiten der Freude‘ herannahten. Die Stadtbewohner begannen ſich ihrer Freunde und Verwandten auf dem Lande zu erinnern und ſie zu beſuchen. Die Welt nahm wieder ihre Beziehungen zu uns auf.

15

Noch bevor das Flüßchen auftaute, kam Tante Pelageja Dmitrijewna zu uns, die in ihrer Jugend von der ganzen Verwandtſchaft die ‚Mutwillige‘ genannt worden war. Ihr Ruf war übrigens ſehr vielſeitig und kompliziert und ſie bekam immer wieder

neue Namen, ihren verſchiedenen Phaſen und Umwälzungen entſprechend.

Pelageja Dmitrijewna oder ‚Tante Polly‘, wie ſie im häuslichen Umgang genannt wurde, war eine Fürſtin und hatte vor einem Jahr ihre älteſte Tochter mit einem ſehr vornehmen Fürſten verheiratet.

Die Tante war ſtets ein vortrefflicher Menſch geweſen, allein ſie hatte in der Jugend, in der Zeit, als man ſich immer über ſie ärgerte und ſie, da man ihr ſchließlich vergab, die ‚Mutwillige‘ nannte, ‚an Grillen‘ gelitten. Die ‚Grillen‘ waren eine Krankheit, die aus Phantaſie und Eigenſinn zu gleichen Teilen beſtand. Eine Art von Tollheit. Gänzlich gingen die Grillen der Tante nie vorüber, ſondern tollten ſich nur im Laufe der Zeit aus. Im Hungerjahr zum Beiſpiel tollte ſie ſich damit aus, daß ſie kein einziges Pud Mehl verkaufte, ſondern alles den Bauern gab, die ihren Kindern, deren Vormund ſie war, gehörten; ſie verwöhnte dadurch die Bauern ſo ſehr, daß dieſe, Männer und Weiber, mit Kind und Kegel zu ihr kamen und ſich bei ihr ſatt aßen.

Zwei ihrer Nachbarn machten den Kreismarſchall darauf aufmerkſam und wieſen darauf hin, daß ſie als Vormund kein Recht habe, ſolche Ausgaben zuzulaſſen — um ſo mehr, als ſie durch ihr Beiſpiel die anderen in Gefahr bringe; und der Kreismarſchall machte ihr in der Tat eine Vorhaltung, doch gelang es ihm nicht, es ihr zu verbieten. Tante erwiderte ihm, ſie ſei bereit, ſich vor Gericht zu verantworten.

Tante Polly war eine lebhafte, kühne und inter-

eſſante Perſon, mit ihr fertig zu werden, war keineswegs leicht ...

Und vor Gericht fürchtete ſie ſich nicht, weil ſie in ihrem eigenen Gewiſſen zu Gericht über ſich ſelbſt ſaß.

Jetzt da ſie ſchon über vierzig Jahre alt war, konnte man ſie immer noch als ſehr hübſch bezeichnen: hoch und ſchlank war ſie — wie man ſich ausdrückt, ein ‚Prachtweib‘ — mit pechſchwarzem dichtem Haar, das ſich über ihrer Stirn und auf dem Scheitel lockte, und mit großen grauen Augen, die ‚alles, was ſie wollte, zu ſagen verſtanden‘.

Der unlängſt verſtorbene Nikolai Antonowitſch Ratynskij, der viel älter war als ich und unſere ganze Orlowſche Verwandtſchaft gekannt hatte, ſagte mir, daß Turgenjew der Tante Polly jene Dame in ſeinem ‚Gutsbeſitzer‘ nachgebildet habe, von der er ſagt, ‚ſie war fürwahr kein Narrenſtück in unſeren ſchwächlich ſiechen Tagen‘.

Es verſteht ſich, daß die im ‚Gutsbeſitzer‘ geſchilderte Perſon mit Tante Polly nur eine äußere Ähnlichkeit hatte, die geiſtigen Eigenſchaften der beiden geſtatteten höchſtens, von einer Ähnlichkeit in der ‚Sieghaftigkeit‘ etwa zu ſprechen, in der unbezwinglichen Energie und Hartnäckigkeit:

‚Es ſchien der ſieghaft helle Blick
Uns von uralter Kraft zu ſagen.‘

Da übrigens Tante Polly eine originelle und charakteriſtiſche Perſönlichkeit unter dem Adel der Mitternachtsperiode (der dreißiger Jahre) war, und da ihre Tollheit in dem Hungerjahr ſozuſagen eine

Ausnahmeerſcheinung darſtellte, ſo meine ich, daß es ſich lohnen dürfte, von ihr ausführlicher zu erzählen.

Weiter oben wurde bereits geſagt, daß ſie im Ruf einer ‚Mutwilligen‘ ſtand, doch war ihr Ruhm in dieſer Beziehung ſtark übertrieben worden. Die Tante (ſo wurde ſie auch von uns genannt) gehörte zu unſerem Gouvernementsadel, konnte jedoch wegen der Lebhaftigkeit ihres Geiſtes und Charakters als eine allen Ständen zugehörige Perſon bezeichnet werden. Im Umgang war ſie mit allen Menſchen von größter Einfachheit, ‚durchſchaute alle Zuſammenhänge‘ und liebte es ſehr, über die Unwiſſenheit des Adels zu ſpotten. Ihr erſter Mann war reich, dumm und fett geweſen, aber da er nur dem geringen Adel entſtammte, hatte er weder beſondere Beachtung gefunden, noch jemals Einfluß gehabt, und trotzdem fügte es das Schickſal ſo, daß er infolge einer beſonderen Gelegenheit ein volles halbes Jahr lang das Amt des Kreismarſchalls zu verrichten hatte und mit Würde in dieſer geachteten Stellung ſtarb.

Tante war ſehr jung Witwe geworden, ſie war damals kaum mehr als drei- oder vierundzwanzig Jahre alt und ſchon Mutter dreier Töchter.

Wären die Kinder nicht geweſen, ſo hätte es leicht geſchehen können, daß Tante in ein Kloſter gegangen wäre, was damals bei uns in Orjol unter dem Adel Mode war (ſo hat auch Turgenjew ſeine Liſa im ‚Adelsneſt‘ geſchildert); aber die Kinder vereitelten dieſe Abſicht. Sie waren es auch, die das Gefühlsleben der Tante auf eine andere Bahn lenkten, und

zwar erfolgte das bald nach dem Tode des Vaters, als alle Kinder auf einmal gefährlich erkrankten.

Die Krankheit war ansteckend, und darum ließen alle Verwandten der jungen Witwe dieſe im Stich. Das war beim Adel auch damals ſchon Sitte, man tat es, ohne die geringſten Skrupel zu empfinden. Die Nachricht von der Lage, in der Tante ſich befand, drang auch nach Poſſlowo, wo in abgeſchloſſener Einſamkeit die vornehme Fürſtin D* lebte, eine ſehr berühmte Dame, die vormals eine bedeutende Poſition eingenommen, plötzlich aber irgendwem mißfallen hatte und verbannt worden war.

Man ſagte, ſie wohne in Poſſlowo wider ihren Willen und ‚verweile‘ dort nur mit dem Körper, ihre ‚Seele halte ſich nicht hier auf, ſondern lebe in unerreichbaren Sphären‘. Die Fürſtin D* ſelbſt erkannte niemanden als ebenbürtig an und gewährte keinem Menſchen Zutritt. Sie hatte eine eigene Kirche, einen eigenen Popen und ihren eigenen Arzt, dem ſie nicht geſtattete, jemand anderen zu heilen außer ihr.

Dieſer Arzt war ein Franzoſe, mit den gleichen Eigenſchaften wie die des bekannten franzöſiſchen Hauslehrers Mr. Dorcy aus dem Stück Djatſchenkos; er war hohl und ein Windbeutel, hübſch und großmütig.

Als er von den Leuten erfahren hatte, daß ſich im Nachbardorf eine junge und dazu ſehr intereſſante Witwe mit ihren kranken Kindern befinde, die von ihren Verwandten ſo grauſam im Stich gelaſſen worden ſei, ‚rebellierte‘ er und erklärte ſeiner hoch-

mütigen Dame, daß er ſich aufmachen wolle, ‚die Nachbarskinder zu kurieren‘.

Die Dame wollte nichts davon wiſſen, er aber beſtand darauf, und band, als die Dienſtboten ſich weigerten, ihm die Pferde einzuſpannen, ſich einen Shawl um den Hals, zog warme, mit Pelz gefütterte Stiefel an und begab ſich über die verſchneiten Straßen vier oder fünf Werſt weit zu Fuß zur Tante.

Tante begrüßte ihn, verſteht ſich, wie einen troſtbringenden Engel und es erwies ſich alsbald, daß er einen ſolchen Empfang vollauf verdiente.

Er ‚erweckte ihre Kinder zum Leben‘ und machte dadurch begreiflicherweiſe einen unauslöſchlichen Eindruck auf das Herz der jungen Mutter. Die Fürſtin D* aber wurde dadurch in eine ſehr ſchwierige Lage gebracht. Anfangs ärgerte ſie ſich nur und wollte drei Tage lang nichts von ihm hören, dann aber ließ ſie den Verwalter holen und befahl ihm öffentlich anzuzeigen, ‚ein Franzoſe ſei abhanden gekommen‘ ... Der Doktor und die Tante erfuhren das und mußten ſehr darüber lachen ... Sie freuten ſich und waren guten Mutes, weil die Kinder geſund wurden, und ſtanden außerdem im Bann ihrer Leidenſchaft, daß ihnen alle fremden Herzensleiden lächerlich vorkamen ... Allein das rief von ſeiten der Fürſtin D* eine Reihe von Maßnahmen hervor, von denen die eine wirklich durchgreifend war und Erfolg hatte; zuerſt ließ ſie dem Doktor ſagen, daß er es der Anſteckungsgefahr halber nicht wagen ſolle, in ihr Haus zurückzukehren; als ſie jedoch nach einiger Zeit ſah, daß er in der Tat nicht zurück-

kehrte, ließ ſie ihn rufen unter dem Vorwande, eine grauſame Krankheit hätte ſie gepackt. Aber es vergingen anderthalb Monate und der Frühling brach an, der Franzoſe jedoch war immer noch bei Tante; die friſch in grün gekleidete Natur hatte ihn in den Wald gelockt, denn er wollte für Tante zum Frühſtück Schneehühner ſchießen, aber plötzlich überfielen ihn vier vermummte Männer, entriſſen ihm das Gewehr, wickelten ihn in einen Teppich, trugen ihn zu einem neben dem Waldpfad verſteckten Wagen und ſtellten ihn auf ſolche Weiſe der Fürſtin zu ... Und hier ſollte ihm etwas zuſtoßen, was ebenſo lächerlich war wie es entſetzlich zu ertragen ſchien; allein es gelang ihm, ſich aus der Affäre zu ziehen, indem er ſich bereit erklärte, ſofort auf der Stelle mit der Fürſtin D* in den Stand der Ehe zu treten: und die Heirat wurde auch alsbald in ihrer eigenen Kirche von ihrem eigenen Geiſtlichen in Anweſenheit ihrer Leute vollzogen ...

Tante erfuhr davon erſt am nächſten Tag und vergoß bittere Tränen — das Los des armen Franzoſen kam ihr ungewöhnlich rührend vor und ſie machte ſich Vorwürfe, daß ſie, vom Zauber der Lage viel zu hingeriſſen, nicht wie die Fürſtin es getan, alles legaliſiert hatte. Das wäre doch ſo einfach geweſen und ſo durchaus möglich, und es hätte keineswegs dieſer niedrigen Drohungen bedurft, mit denen die D* ſowohl ihn als auch ſich ſelber erniedrigt hatte ... Er hätte ſich ja gewiß gern mit allem einverſtanden erklärt ... Allein das Spiel war verloren und zudem drängte die Lage nach einer entſcheidenden Änderung;

die Tante entbrannte, ganz wie man angenommen, in Rache und ‚ließ die Kränkung nicht hingehen‘, ſondern rächte ſich an der Fürſtin als eine wirkliche ‚Mutwillige‘: völlig unerwartet und ohne ſich mit irgend jemand zu beraten, heiratete ſie den Fürſten Sſ—w, der ſich durch nichts anderes auszeichnete, als daß er jung und ledig; dafür jedoch völlig ungebildet und obendrein ſeiner Armut wegen Quartalaufſeher bei der Polizei war.

16

Es war die vollſtändigſte Mesalliance, aber die Rache war geglückt: die D* — aus altem Fürſtengeſchlecht — hatte durch die Heirat mit dem franzöſiſchen Arzt ihre Fürſtenkrone eingebüßt, unſere liebe Tante jedoch eine ſolche ſich und ihrer ganzen künftigen Nachkommenſchaft aufgeſetzt, denn Fürſt Sſ—w war ein wirklicher und richtiger Fürſt aus dem ‚Hauſe Ruriks‘, und in ſeinem Wappen ſtanden die bedeutſamen Worte: ‚nicht von Herrſchers Gnaden‘.

Mit einem Wort — war auch dieſe Handlung mehr als überſtürzt, die Tante bereute ſie nicht, wie ſie denn überhaupt nie etwas bereute, was geſchehen war, und ſich an die Regel hielt: ‚Schneideſt du ab ein Stück, kriegſt du's nicht mehr zurück: fang's vom anderen Ende an, näh es, oder knüpf es dran‘.

Ihr Fürſt war übrigens gar nicht ſo ſchlimm: er war raſſig und trug ſogar die Uniform eines Quartalaufſehers mit militäriſchem Chic. Das war auch anderen aufgefallen, und ſeine Vorgeſetzten zeichneten ihn ſeines prächtigen Auftretens wegen aus und ver-

wendeten ihn, wenn es galt, den vornehmen Perſonen der Stadt etwas auszurichten. Als ſich nun die Notwendigkeit herausſtellte, der Tante ein vom Moskauer Vormundſchaftsrat überſandtes Dokument zu übermitteln, das mit ihrer Vormundſchaft im Zuſammenhang ſtand, wurde auf Befehl des Polizeimeiſters der Fürſt und Quartalaufſeher mit dem Papier zur Tante geſchickt und dieſe empfing ihn anders, als die gewöhnlichen Polizeichargen meiſt empfangen wurden. Tante ließ ihn in den Saal bitten, wo ſie in einem weiten Morgenkleid beim Morgentee ſaß und muſterte ihn; und darauf lud ſie ihn zum Sitzen ein, was ebenfalls bei Leuten ſeines Standes nicht üblich war.

Der Fürſt nahm Platz, und während Tante das mitgebrachte Dokument durchſah und dann Tinte und Feder holen ließ, um die ‚Kenntnisnahme' ſchriftlich zu beſtätigen, hatte ſie Gelegenheit gefunden, ‚ein Auge auf ihn zu werfen' und ſich ſogleich klarzumachen: wozu dieſer Mann da verwendet und wie das Ganze eingefädelt werden könnte.

Denn die Sache duldete keinen Aufſchub.

17

Oſ—w erhielt ſogleich von der Tante einen Auftrag in einer Privatangelegenheit — es handelte ſich um einen ihr gehörenden unbebauten Platz am Ufer, wo Korn auf Barken geladen wurde — und der Fürſt erledigte den Auftrag gern und raſch und mit glänzendem Erfolg.

Dafür wurde er mit einem Geldgeſchenk belohnt, das ſeine Verdienſte weit übertraf, außerdem aber wurde er einer Unterredung über ſeine perſönliche Lebenslage gewürdigt, denn Tante fand dieſe ſeiner adligen Herkunft nicht entſprechend, da die Fürſten Sſ—wo in der Tat dem ‚Hauſe Ruriks' entſtammten und Fürſten waren ‚nicht von Herrſchers Gnaden'.

Sſ—w war weder dumm noch klug, ſondern ſo wie der Durchſchnitt der Menſchen; die Teilnahme der ziemlich bedeutenden und ſehr intereſſanten Dame rührte und erwärmte ihn ſo, daß er geradezu gefühlvoll wurde und ihr zum Abſchied die Hand zu küſſen wagte. Das war übrigens damals üblich, und die Tante nahm es nicht übel auf, ſondern verſprach ſogar, an ſeinem ferneren Schickſal Anteil zu nehmen und ihn im Auge zu behalten.

Der Fürſt war entzückt und verbrachte mehrere Tage in tiefem Nachdenken, wie er ſie wohl dazu bringen könnte, beim Gouverneur eine Fürbittte einzulegen, daß dieſer ihm die Stelle eines Gefängnisinſpektors gäbe oder eines Polizeimeiſters.

Aber die Tante hatte mit ihm viel Wichtigeres vor: einige Tage darauf ließ ſie ihn kommen und fragte ihn, ob er nicht ſeine ‚Karriere' ändern wolle.

Der Fürſt war zu allem bereit und freute ſich unſagbar, als er vernahm, daß Tante ihn als Verwalter anſtellen wolle. Er reichte ſofort ſeinen Abſchied ein, zog die Polizeiuniform aus und ſiedelte auf das Gut der Tante über, wo er unter ihrer perſönlichen Anleitung das Wirtſchaftsweſen kennen lernen ſollte und

zu dieſem Zweck mit ihr in ihrem zweiſitzigen Kabriolett ohne Kutſcher durch die Beſitzung fuhr; er wohnte im Flügelgebäude, wurde aber eines ſchönen Tages ins Haus umquartiert und mit der Hausfrau in ihrer Dorfkirche getraut, genau ſo beſcheiden, wie die D* ſich auf ihrem Gut mit dem Franzoſen vermählt hatte.

Die frühere D*, die mit der Tante nicht einmal bekannt war, ſchickte ihr einen Glückwunſch ‚von ſich und von ihrem Gatten'. Das war eine Frechheit, aber Tante war klug und kümmerte ſich nicht darum, und zur Belohnung ſchickte ihr der Franzoſe einen zweideutigen Troſt, der aus der einzigen Phraſe beſtand: ‚Le nombre des sots est infini'.

Aber auch dieſes machte Tante keinen Eindruck mehr: ſie war übereifrig mit ihrem Haushalt beſchäftigt; eines Tages jedoch wurde ſie bei einer Fahrt übers Feld ſo durch und durch gerüttelt, daß ihr Gott am gleichen Tage eine Tochter ſchenkte — eine niedliche kleine Prinzeſſin. Obwohl das Kind ein wenig zu früh zur Welt gekommen war, hatte es dabei zum Glück keinen Schaden gelitten.

Allerdings blieb ihr ein kleiner Mißerfolg in anderer Beziehung nicht erſpart: der ſtille und geſetzte Nachkomme Ruriks hielt bei näherer Betrachtung nicht einmal der allernachſichtigſten Kritik ſtand und war noch langweiliger als ihr erſter Mann, der Kreismarſchall.

Außerdem war es Tante unangenehm, daß der Fürſt immer herumlungerte und nichts tat und — davon überzeugte ſie ſich bald — auch nichts zu tun

verſtand, außer Schächtelchen aus Pappe und buntem Papier mit goldenen Bordüren zu kleben.

Nach der Meinung der Verwandten war Tante ſelbſt an vielem ſchuld, weil ſie ihren Fürſten ſehr trocken behandelte; allein, das wurde nach einiger Zeit anders, denn ſie wurde geradezu mütterlich-zärtlich zu ihm und vermittelte ihm unverhofft ein Leben ganz nach ſeinem Geſchmack: wie er es einſt erträumt, erhielt er plötzlich den Poſten eines Polizeimeiſters in einer entfernten Stadt, er reiſte allein hin und ward ſechs Jahre lang nicht geſehen. Während dieſer ganzen Zeit wurde vom Fürſten nicht mehr geſprochen, die Fürſtin-Tante aber ſonderte ſich von allen ab und ‚ergab ſich den Büchern‘. Kinder, Bücher und ihr Haushalt nahmen ſie ſo ganz in Anſpruch, daß man anfing von ihr zu ſagen, ſie ‚ſchwebe über dem Leben‘. Doch da verlor der Fürſt ſeine Stelle und kehrte aufs neue ins Dorf zurück. Die Tante wies ihm Zimmer im Halbgeſchoß an und opferte ihm ſogar ihren Schreibtiſch für ſein Kabinett, ſelber aber blieb ſie bei den Töchtern, deren älteſte, Suſanna, die Nichtprinzeſſin, in dieſer Zeit ſchon ſechzehn Jahre zählte und blühend wie eine Braut ausſah.

Dieſe und ihre zwei jüngeren leiblichen Schweſtern liebten ihre Mutter und deren jüngſtes Töchterchen, die Prinzeß Walja, ſehr, konnten aber den Fürſten ſelbſt nicht ausſtehen.

Und in der Tat, ſie waren alle der Mutter nachgeraten — ‚ſchreckliche Leſerinnen und Spielerinnen‘, waren ſie, ewig mit einem Buch oder mit Muſik

beſchäftigt, und außerdem intereſſierten ſie ſich für die lebendigen Fragen der Gegenwart und für Literatur, während der Fürſt ſich für nichts intereſſierte. Wenn er nicht ſein Schächtelchen klebte, ſchlenderte er pfeifend herum oder ſaß in ſeiner Wohnung am Fenſter und unterhielt ſich mit den vorübergehenden Weibern und Männern — und immer über nichts. Jeder Umgang mit einem Buch ſchien ihm widerwärtig zu ſein, und obgleich er wußte, daß er ungebildet war, und daß dieſes keineswegs gut war, konnte er dennoch ſeine Feindſchaft gegenüber dem Buch nicht überwinden.

Er begriff ſehr wohl, daß er ſeiner Frau nicht ebenbürtig war und nur ‚durch puren Zufall zu Ehren gekommen' ſei, aber er trug ſein Los, ohne jemals unverſchämt zu werden. Allerdings beneidete er ſeine Frau insgeheim um ihren Schatz an angeborenem Verſtand und Beleſenheit, und daß ſie immer beſchäftigt war und es überall luſtig fand, während er ſich überall langweilte und ſeine einzige Rettung darin ſah, Polizeimeiſter zu ſein, umherzugehen, zu pfeifen und ein wenig zu ſchreien.

Aus ſolchen Zuſtänden kann kein erfreuliches Familienleben erwachſen, und da ſeine Stieftöchter es nicht immer vor ihm zu verbergen verſtanden, daß er ihnen unangenehm war und daß es ihnen qualvoll war, ihre kluge und gebildete Mutter als Frau eines ſolchen Tölpels zu ſehen — ſo litt der Fürſt unter ſeiner Lage und erregte dadurch im Herzen der ſehr empfindſamen und guten Tante ein großes Mitleid.

Tante trat für ihn ein und ſprach zu den Töchtern:

„Was ſtört euch an ihm? Er iſt zwar ein ſehr einfacher Menſch, aber was tut er denn Schlimmes? ... Er verbringt die Tage, ſo gut er's verſteht; man ſoll ihn daher in Ruhe laſſen. Er geht ohnehin allen aus dem Wege und iſt immer allein.“

Und nun begann die Fürſtin den armen Fürſten in ſeiner Einſamkeit aufzuſuchen, doch damit dies nicht den Anſchein einer Sentimentalität erwecken könnte, ſchrieb ſie ihre Briefe an jenem Schreibtiſch, der in ſein Kabinett gebracht worden war. So ging der Winter hin, im Frühjahr aber betrachtete Suſanna die Mutter eines Tages mit prüfendem Blick und ſagte: „Aber was iſt denn das, Mama?“

„Was denn?“ fragte die Tante und errötete.

„Das iſt es ja, Mama ... Sie ſind rot geworden! ... und mit Recht rot geworden!“

„Weshalb ſoll ich denn rot werden?“ gab die Tante zurück, nachdem ſie ihre Sicherheit wiedergewonnen.

„Deshalb, weil wir ſchon erwachſen ſind und Sie ... Briefe ſchreiben gehn ... wir werden Ihren Schreibtiſch in Ihr eigenes Zimmer zurückbringen laſſen.“

Aber die Sache war nicht mehr rückgängig zu machen, und Suſanna und ihre Schweſtern bekamen ein kleines Brüderchen. Auch dieſes Kindchen wurde von allen geliebt und liebkoſt, von allen außer dem Fürſten ſelber, der dieſes Vergnügens verluſtig ging, und zwar diesmal — leider — auf immer. Denn der Fürſt erhielt eine dem Rang eines Polizeimeiſters entſprechende Stelle im Kaukaſus und ging dort ſolange umher, rauchte, pfiff und kommandierte, bis er dort-

ſelbſt an einem Bad im kalten Terek nach einer üppigen Mahlzeit ſtarb.

Der Tod ihres Gatten, den ſie ſich gleichſam ausgemietet hatte, ohne ihm gleichzeitig eine entſprechende Stellung einzuräumen, verwundete Tantes Herz; denn nun erſt erkannte ſie, wie ſehr ſie an dieſem Menſchen geſündigt, indem ſie ihn ihren ſelbſtſüchtigen und nichtigen Plänen zum Opfer gebracht hatte. Ihn, den lebendigen Menſchen, der in die Welt gekommen war, um frei auf Erden ſeiner zwar noch unbekannten, aber ſeiner Beſtimmung nachzugehen, hatte ſie erſt wie einen Beſen gebraucht, um die ſchmutzige Spur jenes Müßiggängers zu verwiſchen, und ihn darauf von ſich abgeſpült und in den Terek geſtoßen ...

Sie ſchämte ſich entſetzlich, denn er tat ihr jetzt furchtbar leid — ſie ſchloß ſich in ihrem Schlafzimmer ein und weinte lange und viel um ihn; und hier, in der Einſamkeit, getrennt von ihren Töchtern, die ihre Verachtung gegenüber dem heruntergekommenen törichten Nachkommen Ruriks immer noch nicht mäßigen wollten, zumal er auch im Leben eine törichte Rolle geſpielt — dachte ſie nun über ſich ſelbſt nach. Es erbitterte und kränkte die Mädchen auch jetzt noch, daß die Mutter von dem Ereignis ſo erſchüttert war und mit ſo viel Gefühl an dem Fürſten hing ... Sie ſtanden in jenem ‚glücklichen‘ Alter, das es den Menſchen möglich macht, alle Dinge im Leben nicht nur ſehr ſelbſtſüchtig, ſondern auch ſehr fehlerhaft zu beurteilen, und ſie ſchämten ſich, weil ihre Mutter jenen ‚alſo dennoch geliebt hatte‘ ... Ihr Familienſtolz ließ ſie wünſchen, es

wäre beſſer nicht ſo geweſen; allein ſie begriffen nicht, daß das ja auch gar nicht ſo geweſen war! Tante Polly beweinte im Fürſten nicht etwa jenen Menſchen, den ſie allen übrigen Leuten vorgezogen hatte — das iſt ja die banale Forderung der ſogenannten ‚Liebe‘ — ſie beweinte in ihm den Menſchenbruder, dem ſie zufällig begegnet war und den ſie veranlaßt hatte, alles zu tun, was ſie wollte, und dem ſie dennoch kein Wohlwollen erzeigt hatte. Soviel Beweiſe man ihr auch brachte, daß ſie ſich vor ihm in keiner Weiſe verſündigt hatte — ſie fühlte ihre Schuld und wollte deren Schwere lindern. Tante ließ ihren beiden jüngſten Kindern Trauerkleider anfertigen und zog ſelbſt ein ſchwarzes Kleid an, hörte die Totenmeſſe auf den Knieen und ebenſo eine Seelenmeſſe und ließ auch noch mehrere weitere Seelenmeſſen leſen, doch fand ſie keine Linderung: der Friede wollte nicht zu ihr kommen. Dies alles ſchien ihr nicht das Rechte zu ſein ... Und ſo fuhr ſie eines Tages fort, im kleinen Wagen mit zwei Pferden und dem Kutſcher, und erzählte, als ſie nach zehn Tagen zurückkehrte, ſie wäre in die Optinſche Einſiedelei zum ‚weiſen Mönch‘ gefahren, doch auf die Frage: ‚wie es dort geweſen?‘ — antwortete ſie in ſeltſam zerſtreuter Weiſe: ‚wieder nicht das Rechte‘. Die kleinen Büchlein, die der Mönch ihr geſchenkt, las ſie durch und ſchlug ſie nie wieder auf: auch das war nicht ‚das Rechte‘. Sie ſchickte zum Gemeindegeiſtlichen und bat um eine Bibel. Allein es war im ganzen Sprengel keine Bibel aufzutreiben. Man ſchickte nach Orjol, aber es gab auch in ganz Orjol keine Bibel

zu kaufen, ſondern man erhielt ſie vom Rektor des Seminars geliehen und dazu noch mit der Warnung von ſeiten des eigenen Geiſtlichen, ‚es ſei ein weltliches Buch und nicht ungefährlich zu leſen‘.

Es gab mehrere, die es der Tante auszureden ſuchten, ‚die Lektüre der Bibel könne ſie verrückt machen‘; aber ſie war ‚unglaublich‘: ſie las trotz allem die ganze Bibel durch und wurde natürlich, wie es vorauszuſehen war, verrückt, und fing an, offenbare Widerſinnigkeiten zu begehen.

18

Um ein Beiſpiel zu nennen, Tante gab ſich nachdem ſie die Bibel durchgeleſen, nicht mehr Mühe, die Lektüre zu wiederholen, wie viele es tun, die dieſe Arbeit bewältigt haben, ſondern legte ſie ein für allemal beiſeite und ließ ihre ‚Phantaſien ſchwärmen‘, wie etwa, ‚es habe noch niemals glückliche Zeitalter gegeben‘, oder ‚das ſchönſte Leben auf Erden werde das künftige ſein, und keineswegs ſei es das vergangene geweſen‘ ... Und ſie glaubte nicht nur daran, ſondern äußerte auch, daß ſie nur in einem ſolchen Glauben Kraft finde, zu leben und zu wirken, um dem Beſſern den Weg zu bereiten, das bereits naht und ſicherlich kommen wird — wenn ‚die Berge und die Täler gleich werden und der Löwe neben dem Lamm liegen wird, ohne es zu verſehren‘.

Dieſe ‚Torheiten‘ Tantes ſprachen ſich unter den ‚gediegenen Leuten‘ alsbald herum, man nannte die Tante unter fröhlichem Gelächter eine heuchleriſche

Phantaſtin und ſogar eine Närrin. Der frühere etwas pikante Spitzname die ‚Mutwillige‘ ſchien jetzt ſchon viel zu wenig bezeichnend für ſie zu ſein, weil er nicht den gefährlichen Charakter ihrer gegenwärtigen Stimmung ausdrückte, und ſo wurde ihr denn jene alte Benennung entzogen.

‚Sie war eine Mutwillige‘ — ſprach man von ihr: — ‚dafür aber war ſie damals wenigſtens lebhaft und ſehr intereſſant, jetzt dagegen iſt ſie, Gott weiß was, geworden — eine widerwärtige, langweilige Phantaſtin, mit der die Alten nichts zu tun haben wollen, weil ſie ſelber nichts von ihnen wiſſen will, und die Jugend . . . für die iſt ihre Geſellſchaft ſogar gefährlich!‘

Einer dieſer gediegenen Edelleute, die ‚in der Adelsverſammlung und in der Geſellſchaft Sitz und Stimme hatten‘, gab zur Zeit der Wahlen ſogar eine Erklärung ab, man möge doch ein Auge darauf haben, in welchem Geiſte Tante ihre Töchter erziehe. Der Kreismarſchall jedoch, ein ſehr guter und weicher Menſch, erklärte, da die Kinder der Fürſtin — junge Mädchen ſeien, ſo könne ſie ſie erziehen, wie ſie wolle — das ſei nicht von Belang.

Sie erzog ſie nämlich ſonderbar — ganz ohne Lehrer — ſie ſelbſt unterrichtete ſie in allem unter Mitwirkung einer aus England verſchriebenen Quäkerin Hildegarda Waſſiljewna, welche ungewöhnlich ſchön geweſen wäre, wenn ſie ſich nicht ‚gänzlich verunſtaltet‘ hätte, da ſie beſtändig ein gefälteltes graues Kleid trug, im Sommer einen großen Strohhut und im

Winter ein kleines, warmes, ſchwarzes Müßchen ‚mit Nacken- und Ohrlappen, ohne jede Façon‘.

Tante und dieſe Quäkerin waren unzertrennliche Freundinnen geworden und waren im Umgang mit der übrigen Menſchheit von großer Einfachheit.

Wenn man ſie beſuchte, begrüßten ſie den Gaſt ſehr freundlich, wünſchten jedoch ſtets zu erfahren: womit ſie ihm dienen könnten. Was er bat, führten ſie dann ſogleich aus, ſoweit es in ihrer Kraft lag, — allein wenn es getan war, verloren ſie alsbald jedes Intereſſe an dieſer Perſon, und pflegten ihre Gäſte überhaupt ſo zu behandeln, als hätten ſie durchaus nicht die Pflicht, ſie zu ‚unterhalten‘. Sie kümmerten ſich um ihre Gäſte nicht, ſondern wandten ſich ihren täglichen, in ſtrenger Ordnung verlaufenden Beſchäftigungen zu, etwas, was Leuten von wahrhaft ‚weitherziger Largheit‘ ſchon ſeit je ſehr widerwärtig geweſen iſt.

Man fand ſchließlich, daß ſich die Sitten der vormaligen ‚lieben Mutwilligen‘ vergröbert hätten, und hier Weiblichkeit verloren gegangen ſei. Sie trug jetzt im Winter ſtets ein ſchwarzes Wollkleid von einfachem und langweiligem Schnitt und ein ebenſolches helles Kattunkleid im Sommer; ſie kurierte die unſauberſten Krankheiten der Bauern, wuſch eigenhändig die Wunden aus, ließ zur Ader und wagte ſich ſogar an die einfacheren Operationen, die Beaufſichtigung der Kranken aber wollte ſie um keinen Preis den Stubenmädchen anvertrauen, denn Stubenmädchen waren ihrer Anſicht nach allzu zimperlich und ‚rümpften die Naſe‘. Tante Polly war überhaupt etwas ſcharf ge-

worden und gebrauchte ſogar zuweilen ‚Ausdrücke à la Antoſcha‘. In der Tat: die Tante drückte ſich zuweilen im Geſchmack des Anton Antonowitſch Skwosnik-Dmuchanowskij* aus, ſie nannte die Dinge beim rechten Namen, was übrigens in ihrem Munde weder platt noch grob wirkte, ſondern nur offen und bildhaft. Ebenſo ſchroff war ſie auch in ihren Gefühlsregungen, in denen man das Allernotwendigſte vermißte — Reue wegen der Vergangenheit — wozu ſie wirklich allen und jeden Anlaß hätte ... Man machte ſie bisweilen ſogar darauf aufmerkſam und ſagte: wer andere eine beſſere Lebensweiſe lehren will, darf nie vergeſſen, worin er ſelber gefehlt. ‚Arzt, hilf dir ſelbſt!‘

Die Tante nahm dieſe Anſpielungen nicht im geringſten übel auf und zeigte auch niemals Verlegenheit: ſie begriff zweifellos ſtets, worauf eigentlich angeſpielt wurde, allein ſie hörte es ruhig an und pflegte hinterher zu erwidern: „Was man von mir ſagt, iſt alles völlig richtig, und ich weiß ſehr wohl, daß es nicht angenehm iſt, eine ſchlimme Vergangenheit zu haben, — den Reinen kann man nichts vorwerfen, und dennoch werden auch ſie angeſchwärzt, von uns aber kann jeder ruhig die Wahrheit ſagen, und ſie wird trotzdem ſchwerer wiegen als jede Lüge; — das Böſe, das ich getan, liegt jedoch längſt hinter mir.“

Mama machte einmal die Bemerkung, ‚wenn man zu ſündigen aufgehört, muß man anfangen zu bereuen‘, aber Tante entgegnete: „Über Reue kann man

* Gogols Polizeimeiſter im ‚Reviſor‘.

verſchiedener Anſicht ſein; ich ſehe keinen Nutzen darin, wenn ein laſterhafter Menſch, nachdem er ſeine Miſſetaten erkannt, nun daſitzt und ſeinen Nabel betrachtet, wie das gewiſſe Narren in Indien tun. Sehr viele Leute haben in ihrer Vergangenheit einen ordentlichen Sumpf, aber was nützt es, in dieſem Sumpf zu waten? Es iſt beſſer, ſchnell herauszuklettern, ſich abzuſchütteln und den rechten Pfad zu gewinnen."

So war ihr Leben beſchaffen, nachdem ſie ſich ‚abgeſchüttelt', und ſie wollte auch nicht anders leben, und nach und nach kam vielen, trotz des ‚ordentlichen Sumpfes in der Vergangenheit' ihre Perſönlichkeit immer ſtrahlender vor und gewann ſchließlich eine ſolche Anziehungskraft, daß in vielen Herzen eine große Liebe zu ihr entbrannte.

Ihre Töchter hatten keineswegs alle Eigenſchaften der Mutter geerbt, ſie waren anfangs in Sorge geweſen, daß der Streich mit der zweiten Ehe ihrem Fortkommen ſchaden könnte, allein umſonſt: die eine der Töchter erlebte darin ſehr bald eine ſehr angenehme Enttäuſchung, denn der zum Antritt einer Erbſchaft in der Nachbarſchaft weilende junge Sohn eines bedeutenden Magnaten, Fürſt Z., hatte, nachdem er einen einzigen Beſuch bei Tante Polly abgeſtattet, dieſe letztere und ihre Hildegarda und die ganze Familie ſo lieb gewonnen, daß er, um dem Familienkreiſe noch näher zu kommen, alsbald darauf beſtand, es möge ihm erlaubt werden, die älteſte Tochter zu heiraten, jene Suſanna, die damals die Mutter ſo angefahren hatte, da ſie ſich deren Schwangerſchaft ſchämte, —

und ſich darauf noch mehr ihres Benehmens ſchämen mußte und ein Muſter töchterlicher Liebe und an Verehrung ihrer Mutter wurde.

Das war eine Belohnung für Tante Polly, die ſich ſelbſt für ‚in jeder Hinſicht unzulänglich‘ hielt und niemals jemanden zu beſſern wagte, ſich jedoch bis zur Selbſtvergeſſenheit begeiſtern konnte, wenn ſie ſah, daß Leute ‚ganz ohne Urſache beſſer wurden‘.

Ganz ohne Urſache? . . .

Es hätte ſie bis zu Tränen verwirrt, wenn man verſucht hätte, ihr zu beweiſen, daß dieſes ‚ohne Urſache‘ ſie ſelber war, ſie, die ‚ihren Sumpf‘ verlaſſen hatte.

So ſehr hatte Jener ſie umgewandelt, Den der Verluſt des einen Schafes ſchmerzt und Der neunundneunzig Schafe verläßt, die auf ihrer Straße ziehn, und lieber das eine verirrte Schaf in Dornen und Geſtrüpp ſucht und findet; Er nimmt es in Seine geheiligten Hände und trägt es voller Freude fort und teilt ſeine Freude allen mit, die ſich freuen können und denen daran liegt, daß ein Menſch ſich wiedergefunden!

Seit jener Zeit ſuchte Tante Polly nicht mehr nach perſönlichen Befriedigungen, zuweilen aber wußten dieſe den Weg zu ihr zu finden, und eine ſolche ſchöne Befriedigung erhellte ihren Lebensabend: ihr Schwiegerſohn, Suſannens Mann, zeichnete ſich zur Zeit der Regierung Alexanders II. durch ſeine höchſt edle Mitwirkung bei der ‚Befreiungsarbeit‘ aus. Als Tante Nachricht davon erhielt, weinte ſie Freudentränen an der Bruſt ihrer Hildegarda und brach immer wieder

in die Worte aus: ‚Nein, wofür denn? . . . Warum ward mir ſo viel gegeben, da ich doch ſo wenig wert bin!‘

Allein ich habe mich von den Erinnerungen an Tante Polly fortreißen laſſen und bin vom Gang der Erzählung abgewichen, die ich jetzt zu Ende führen muß.

So nehme ich denn die Erzählung an dem Punkt wieder auf, da Tante in unſere vom Hunger gepeinigte Gegend kam; obwohl man ſchon ein Ende der Not ahnen konnte, hatte ſie ſich doch tatſächlich noch mehr verſchärft, indem epidemiſche Krankheiten hinzugekommen waren: und dieſe hatten die eine Hälfte der Lebenden zu Boden geſtreckt, über die andere aber Schrecken und Trauer gebracht.

19

Eigentlich war Vater der Anlaß von Tante Pollys Beſuch geweſen, denn er hatte ſie zu uns gerufen, indem er ihr unſern traurigen Zuſtand brieflich beſchrieb, und ſie kam ſofort ſamt ihrer Hildegarda und brachte Beruhigung und Freude mit.

Dieſe Frau brachte immer etwas mit: erſtens ihre unbeſiegbare vornehme Heiterkeit, die nie von ihr wich, und zweitens unbedingt ein Geſchenk für die Kinder und die Bedienten. Das Schenken war ihre Schwäche und ihre Freude und zudem hatte ſie die erſtaunliche Fähigkeit, ſich jedes einzelnen zu erinnern und für jeden ein Geſchenk auszuwählen, das ſeinem Geſchmack und Bedürfniſſen entſprach.

Den Bauernweibern wurden Kopftücher geſchenkt, den Stubenmädchen Kattun für Kleider, den Dienern

Stoffe für Weſten, dem Kutſcher ein rotes gemuſtertes Baumwollhemd und den Hirten Fauſthandſchuhe, hauptſächlich aber wurden billige blutrote Bänder mitgebracht, den Bauernmädels als Zopfbänder.

Solche Zopfbänder, in Stücke von entſprechender Länge zugeſchnitten, trug die Tante ſtets in der Taſche ihres Kleides, und wo immer ſie einem Mädel begegnete, rief ſie es heran und beſchenkte es, wobei ſie zu ſcherzen pflegte: „Mädels! Mädels! her zu mir, ich will euch beglücken! ... Da nehmt, flechtet's euch in die Zöpfe ... Du, Schwarze — da haſt du ein rotes Band, du aber biſt eine blonde Schabe — dir wird ein dunkelblaues beſſer ſtehn ...“

Die ‚Beglückten‘ ſtrahlten dann eitel Glück aus und liefen mit brennenden Äuglein hinter der Tante drein und bettelten, ſie möge zum blauen Bande auch ein rotes tun und wiederum zum roten ein dunkelblaues, und Tante ließ ſich vom Jubel der Kinder hinreißen und gab ihnen, was ſie wollten, und zuweilen konnte ſie ſogar die Mädchen aufheben und ihre nicht ganz ſauberen Backen küſſen und ſagen: „Ach, ihr Mäulchen! ... Schon kleine Modedamen! ... Da, ihr Schmierfinken! nehmt nur!“

Und die Bänder flogen in den Schwarm hinein und das Dorf wurde ordentlich bunt von den farbigen Zopfbändern der Mädchen.

Man ſah gleich, daß die ‚Kindernärrin‘ gekommen war.

Konnte man ſich da noch darüber wundern, daß dieſe ‚Kindernärrin‘ (oh, hatte ſie Spitznamen! ...)

zugleich auch der Liebling aller war und daß ein Menſch wie ſie in ſolch einem ſchlimmen Jahr ſchon durch ſein Erſcheinen die Herzen der Leute auf einmal mit Vertrauen und Hoffnung erfüllte und dadurch in hohem Maße jeden Kummer linderte und die ‚Schwären der Menſchen‘?!

Tante Polly und Hildegarda waren auch diesmal mit der beſtimmten Abſicht zu uns gekommen, den Kranken (und das war das halbe Dorf) Linderung zu bringen, denn dieſe lagen herum und ſtarben in ihren durchkälteten Hütten ohne jede Hilfe.

Ich erinnere mich nicht mehr, was das für eine Krankheit war, ich weiß nur noch, daß ſich niemand darum bemühte, ſie nach den Regeln der Wiſſenſchaft zu ergründen. Die Bezirksärzte (es gab damals immer nur einen für jeden Bezirk) waren vollauf mit gerichtlichen Obduktionen beſchäftigt und hatten für die Behandlung der Kranken keine Zeit; mein Vater beſaß den ‚Mediziniſchen Leitfaden des Stabsarztes Jegor Kamenezkij‘, allein ihm fehlte die Gabe, Kranke zu kurieren; Mutter fürchtete ſich vor Anſteckung, und der franzöſiſche Arzt, der unſere reiche Nachbarin, die vormalige Fürſtin D*, geheiratet hatte, war noch im Anfang des Hungerjahres von ſeiner Frau gegangen und hatte die Schneewüſten Rußlands mit ſeiner blühenden Heimat vertauſcht, um nach einiger Zeit von dort in die ſengenden Steppen Afrikas zu fahren, wo er zuſammen mit Claude Gerard Löwen jagte.

Unſere Lage war völlig hilflos; von der Krankheit, die unſere Bauern hinraffte, waren uns nur wenige

Symptome bekannt: zuerſt ‚tut's im Kopf weh, dann reißt's im Innern, und ſchließlich wird der ganze Menſch ſchwach und wälzt ſich anf dem Boden, bis er ‚im Geſicht dunkel wird und den Geiſt aufgibt'.

Tante und Hildegarda Waſſiljewna beſaßen ein großes Talent, kranke Bauern zu behandeln; ſie ſahen nichts Beſonderes darin, weil ſie ſich vor Anſteckung nicht fürchteten. Die Krankheit, an der unſere Bauern ſtarben, hatte ſich auch im Dorf von Tante Polly ausbreiten wollen, allein man ließ es dort nicht ſo weit kommen. Tante und Hildegarda trennten ſofort die Kranken von ihren Familien und brachten ſie in einer geräumigen Schreinerwerkſtatt unter, wo ſie kuriert wurden, ſo gut man es verſtand, und zwar mit ſchönem Erfolg.

Gegenwärtig war dort alles wohlauf, und ſo kamen denn die beiden jetzt uns zu Hilfe, trefflich ausgerüſtet mit ſeeliſcher Kraft, mit Kenntniſſen und einem Vorrat nützlicher Arzneien. Aber beſſer als alles war ihr glaubensſtarkes Gemüt, deſſen Anweſenheit ſehr ſchnell den ganzen Gang und die Stimmung unſeres Lebens veränderte.

Tante Polly hatte noch nicht Zeit gehabt, im Vorzimmer ihren dunkelgrünen wattierten Seidenmantel abzulegen, als ſie ſchon Ton und Richtung anzugeben begann.

Die erſten Worte, die ſie an Vater richtete, waren: „Das iſt mir aber eine Schande!... Wir ſind durch euer ganzes Dorf gefahren und haben keine Gans ſchnattern und keine Kuh brüllen hören. Guten Tag,

Bruder!... Oder ſolltet ihr am Ende keine Kühe mehr haben?“

Der Vater küßte ihr beide Hände und erwiderte, daß ſich im Dorf nur noch eine einzige Kuh beim Dorfälteſten befinde.

„Ach ja!... Richtig!... Ich glaube, ich habe ſie geſehen... Eine dunkelbraune?... Aber ſie kam mir eigentlich mehr wie eine Vogelſcheuche vor.“

Dieſes Geſpräch fand noch auf der Schwelle ſtatt und wurde in lebhaftem und energiſchem Ton im Zimmer fortgeſetzt, regiert von dem einen überwiegenden Beſtreben, die Sorge um das Dorf allen anderen Rückſichten vorangehen zu laſſen.

Die Tante liebkoſte uns Kinder mit Händen und Blicken und ſtellte gleichzeitig dem Vater Fragen, die ſeiner Beſchreibung der Zuſtände entſprangen und einander auf dem Fuße, ſchnell, aber ſachlich begründet folgten, jedoch eigentlich nichts als Bitten oder Befehle waren, die ſofort ausgeführt werden mußten.

Tante fragte: „Wieviel Kranke ſind im Dorf?“ Doch als ſie ſah, daß Vater nicht genau Beſcheid wußte, war ſie ſelber ſogleich an ſeiner Stelle mit der Antwort da: „Du weißt es nicht?... Recht hübſch für einen Chriſten und mittleren Gutsbeſitzer!... Könnte ich nicht vielleicht deinen Dorfälteſten ſehen oder ſonſt jemand, der Verſtand beſitzt und mehr oder weniger ohne Eigenſinn und Vorurteile iſt?.. Wenn ich mich nicht täuſche, hatteſt du hinter den Geſindehäuſern eine leere Spreukammer.“

„Die iſt verbrannt,“ entgegnete Vater.

„Was du ſagſt! ... Wahrſcheinlich beim Gewitter?“

„Nein, — meine Dummköpfe trieben dort Zauber mit Menſchentalg.“

„Wie das?“

Vater erzählte ihr die Geſchichte mit der Kerze aus dem Talg Jegors des Ledernen und wie die Kammer in Brand geraten.

Tante trank Tee, hörte die Geſchichte ohne eine Miene zu verziehen an, ohne Lächeln und ohne Schaudern, ſie warf nur ab und zu einen Seitenblick auf Hildegarda, die ihr den Blick ſofort zurückgab, wobei uns klar wurde, daß die beiden nicht erſt zu reden brauchten, um einander zu verſtehen.

Als die Erzählung von der Kerze und von allem, was in dieſen Erinnerungen ſteht, beendet war, ſchöpfte Tante Polly tief Atem und ſagte: „Ja! ... dies iſt das Tal der Tränen ... Hunger des Geiſtes herrſcht hier, Hunger des Herzens und Hunger der Seele. Das iſt ein Knäuel, bei dem man nicht weiß, bei welchem Ende man anfangen ſoll, um ihn zu entwirren! ... Dmitrij von Roſtow ſagte übrigens in der Schloßkirche, er entſchuldige es, wenn die Leute ‚aus Not und Bedrückung auf den Allerhöchſten vergäßen‘. Jetzt gilt es für uns, zunächſt der niedrigſten und gröbſten Not Abhilfe zu ſchaffen. Das Schönere ſollen nachher andere tun, die nach uns kommen. Da die Spreukammer abgebrannt iſt, bitte ich um einen Schuppen, und werde dort die Kranken unterbringen. Das iſt das Wichtigſte — ſie müſſen ſogleich von den anderen getrennt werden. Wir ſind ausgeruht, und jetzt werden

Hildegarda und ich durch alle Hütten gehen und die Kranken zählen; darauf aber muß man ſie gleich hinüberſchaffen . . .“

„Die Kranken werden ihre Ofen und Bänke nicht verlaſſen wollen,“ bemerkte Vater.

„Dann werden wir ſie zu überreden ſuchen, damit ſie es tun, und im äußerſten Fall . . . ſie mit Gewalt hinſchaffen.“

„Mit Gewalt?“

Tante blickte Vater in die Augen, und entgegnete nach kurzem Schweigen: „Und ſei's auch mit Gewalt! . . . Sonderbar! glaubſt du vielleicht, daß wir ihre Herren ſind dank ihrem freien Willen? Unſinn! Wenn jemand ertrinkt, ſo packt man ihn am Haar und zieht ihn mit Gewalt heraus . . . Das iſt ſehr roh, aber durchaus notwendig. Ihr habt wahrſcheinlich zu wenig Stroh, um daraus im ganzen Schuppen Betten zu machen? . . . Sehr ſchade, aber vielleicht habt ihr Hanfſtreu? Habt ihr die? Nun, das iſt herrlich, — damit geht es auch . . . Derweil ich mit Hildegarda im Dorf bin, ſieh du zu, daß die Geſunden trockene Streu in den Schuppen ſchleppen und ſie für die Kranken in Haufen ſchichten . . . und zwar ſo . . . wie große Koteletts, von Menſchenlänge, am Kopfende höher und am Fußende tiefer. Nach einer Stunde werden die erſten Kranken eintreffen . . . Kann uns deine Frau nicht dabei helfen?“

Vater antwortete leiſe: „Sie fürchtet ſich.“

„Dann brauchen wir ſie nicht . . . Wer ſich fürchtet, für den kann es gefährlich ſein. Wir beide aber brechen jetzt auf.“

Während ſie dies ſprach, ſtand ſie bereits auf und ſchlang ein weiches Tuch um ihren krauſen Kopf, und auch Hildegarda Waſſiljewna ſetzte ihren großen ungemein breitrandigen Strohhut auf.

20

Tante und Hildegarda ſteckten jede ein winziges Taſchenlaternchen mit Reflektor in die Taſche (für Halsunterſuchungen), ein Fläſchchen mit einer Flüſſigkeit und ein Notizbuch, und gingen fort.

Vater bot ihnen einen Führer an, ſie aber lehnten den ab und ſagten, ſie wollten der Reihe nach alle Hütten beſuchen.

„Die Hunde könnten euch anfallen.“

„Laß doch, ich bitte dich! Die Hunde ſind ſo ehrenwerte Geſchöpfe — ſie wiſſen, wer mit guter Abſicht kommt, und werden uns höflich behandeln.“

Und in der Tat, die Hunde benahmen ſich überall vortrefflich, doch trotzdem verlief die Expedition nicht ohne Abenteuer: Dementijs dunkelbraune Kuh, die von der Tante kränkenderweiſe für eine Vogelſcheuche gehalten worden war, bewies, daß ſie noch ſehr lebendig war, denn als Hildegarda im Vorübergehen ſtehen blieb, um ſie durch Streicheln aufzumuntern, warf das dürre Braunchen ſogleich den Kopf hoch, riß der Engländerin den Strohhut ab und entfernte ſich damit raſch in die Mitte der allertiefſten und unzugänglichſten Pfütze, wo ſie alsbald mit Genuß den Hut verzehrte, zur unbeſchreiblichen Freude Tante Pollys, die ſehr darüber lachte; die Engländerin, die auf dieſe

Weiſe ihres Hutes verluſtig gegangen war, band ſich ein Taſchentuch um den Kopf und beendete mit dieſem Kopfſchmuck ihre Krankenbeſuche.

Bis zum Abend war eine Menge getan: im Schuppen hatte man ſiebenundzwanzig Lager aus trockener Hanfſtreu aufgeſchichtet und eine entſprechende Anzahl Menſchen darauf gebettet; die Entfernung der Kranken bewirkte gleichzeitig, daß der von ihnen ausgehende Geſtank nicht mehr die engen Hütten ihrer Angehörigen verpeſtete. Dieſe ‚Evakuation‘ ging ohne Anwendung von Gewalt lediglich infolge der Tatkraft und Hartnäckigkeit der beiden Frauen vor ſich, die bis zur Erſchöpfung arbeiteten und erſt in der Dunkelheit zum Eſſen heimkehrten.

Mutter erwartete ſie lang und vergeblich und ärgerte ſich. Die Speiſen hatten zu lange geſtanden und waren nicht mehr ſchmackhaft. Vater wollte Tante und die Engländerin nicht mit den kranken Männern und Weibern allein laſſen, und blieb deshalb ebenfalls im Schuppen: er half ihnen, die Kranken zu betten und ſie in der improviſierten Baracke vor Zugluft zu ſchützen.

Sie hatten es dort freilich etwas kalt, aber das Atmen fiel ihnen viel leichter, während andererſeits die Luft für die in den Hütten Verbliebenen reiner und gefahrloſer wurde.

Vater, Tante und Hildegarda kamen erſt gegen Abend nach Hauſe, aßen raſch und mit Appetit und ſprachen wenig. Auf den Geſichtern der beiden Frauen war immer noch der gleiche Ausdruck ausgeprägt, den ſie in dem Augenblick gehabt, da die Tante geſagt

hatte: ‚Entſetzlich: das volle Jahr — Hunger des Geiſtes, des Herzens und der Seele ... und als Folge davon — Hunger jeder Art!‘

Sowohl Tante wie Hildegarda waren nicht geſprächig und antworteten ſogar trocken und ſcheinbar ungern.

Mutter ſagte: „Ich muß wegen des Eſſens um Verzeihung bitten ... Es hat zu lange geſtanden, — ihr ſeid ſelber ſchuld, daß ihr das Eſſen bis zum Sternenlicht hinausgezögert habt.“

Hildegarda ſchien das nicht zu verſtehen, Tante aber verſtand es freilich und antwortete nachläſſig: „Bis zum Sternenlicht! ... Ach ja ... da haſt du recht: wir lieben in der Tat die Sterne ſehr ... es iſt ſo ſchön, ſie zu ſehen. Dort leben gewiß andere Weſen, die vielleicht unſere groben Nöte nicht kennen und darum wahrſcheinlich beſſer ſind als wir, reiner — und weniger eigenliebend, mitleidiger und gütiger ...“

„Das ſind Phantaſien,“ bemerkte Mutter.

Tante gab keine Antwort.

„Und zudem ſind wir alle ſündig, — wozu mit ſeinen Träumen ſo hoch hinaus!“ — ſagte Mutter, natürlich ohne jede Anſpielung auf Tante.

Tante hörte ſie an und ſprach leiſe: „Man muß ſich erheben wollen.“

„Aber, das iſt doch ...“

Mutter verſtummte, als fürchte ſie ſich vor einer Entgleiſung, Tante aber entgegnete nichts: mit beſorgter Miene wühlte ſie in ihrem Reiſeſack, Hildegarda dagegen entnahm unterdeſſen einem dunklen

Lederfutteral ein Etwas, das ich für eine Handapotheke hielt, und trat damit ans Fenſter, durch welches der ſternenbedeckte Himmel zu ſehen war.

Mama ging hinaus. Tante ſchloß den Reiſeſack, ging auf den Tiſch zu, auf dem zwei Kerzen brannten, löſchte ſie aus, trat dann neben die Engländerin und umarmte ſie ſtumm. So ſtanden ſie eine Weile ſchweigend da, auf einmal aber tönten durchs Zimmer herrliche und uns allen bis dahin unbekannte Klänge. Das, was ich für eine Handapotheke gehalten, war eine Konzertina in der damaligen primitiven Form, doch klangen ihre Töne voll und harmoniſch; gleich darauf ſtimmten Tante und Hildegarda von dieſen Klängen begleitet ein ſtilles Lied an, die Engländerin in tiefem Alt, Tante Polly in hohem Falſett.

Sie ſangen einen ‚canticus‘ auf den Text ‚Wer zu mir kommt, den werde ich nicht verſtoßen‘ (Ev. Joh. 6, 37), und die Worte ihres Liedes, das ſie zu den Sternen hinaufſangen, waren (in der Überſetzung) folgende:

‚So wie ich bin — kraft Deines Blutes,
Das Du am Kreuz vergoſſen haſt,
Um Glauben flehend und Vergebung,
Chriſtus, komm ich zu Dir als Gaſt.‘

Ich war von der ſtillen Harmonie dieſer ſchönen Klänge ergriffen, die ſo unerwartet unſer Haus erfüllten, während die Einfalt der freundlichen Worte des Liedes meine Sinne in Bann ſchlug. Eine ungewöhnlich volle Freude kam über mich, weil ich erkannte, daß es jedem Menſchen möglich wäre, ‚ſo wie

er iſt', in eine Stimmung zu geraten, in der Zeit und Raum ihre trennenden Eigenſchaften einbüßten. Und da empfand ich es, daß ſobald ſie ſich auf den Weg zu Ihm gemacht hatten, ‚um Glauben flehend und Vergebung', Er ihnen ſogleich entgegenſchritt, und ihnen das hingab, was Sein Joch ſelig macht und Seine Bürde leicht ...

Welch eine Minute war das! Ich vergrub mein Geſicht in der weichen Rückenlehne des Seſſels und vergoß zum erſtenmal Tränen eines mir bisher unbekannten Glückes, und geriet dadurch in einen ſolchen Zuſtand der Entzückung, daß mir ſchien, es fülle ſich das Zimmer mit einem wunderbaren ſtillen Licht, und als ſtröme dieſes Licht von den Sternen her, glitte durch das Fenſter, an dem die beiden bejahrten Frauen ſangen, und erleuchte darauf mein Herz bis in ſein Innerſtes, und daß wir alle gleichzeitig — und auch die hungernden Bauern, und die ganze Erde — irgendwohin, fernen Welten entgegenſchwebten ...

Oh, wenn man doch zum Ausgleich für alle Not des Lebens noch einmal eine ſolche Minute erleben könnte, wenn die Seele den Leib verläßt!

Dieſer Abend, an den ich heute denken muß, da der Schnee des Lebenswinters meine Haare ſchon recht gebleicht hat, iſt für mein ganzes Leben von Bedeutung geweſen.

21

Als tags darauf Tante Polly und Hildegarda, von meinem Vater und zwei Knechten unterſtützt, vor dem

Mittageſſen die Kranken im Schuppen auf friſche Streuſchütten, darüber Matten gebreitet wurden, umbetteten, trat plötzlich unerwartet der ſeit dem Herbſt aus unſerem Geſichtskreis entſchwundene Major Alymow herein, gefolgt von ſeinem Hühnerhund ‚Intendant‘ und einem Jungen mit Tabaksbeutel und Pfeife.

Inſtinktiv begriff ich ſogleich, daß es vom Major nicht richtig war herzukommen, und daß er nicht an dieſen Ort gehöre; augenſcheinlich dachte mein Vater das gleiche, denn beim Anblick des Majors ſtieg eine leichte Röte in ſein Geſicht, er übergab mir die Spülſchüſſel mit Schwamm und Eſſig und begab ſich raſchen Schrittes Alymow entgegen, reichte ihm die eine Hand zur Begrüßung und winkte mit der anderen dem Jungen zu, den Hund von hier zu entfernen.

„Ach ja! ... dies iſt ja ein Hoſpital!“ — bemerkte Alymow. „Intereſſant. Ich befinde mich jetzt erſt auf der Heimreiſe ... Ich war den ganzen Winter unterwegs und habe meine Bauern nicht gehindert, zu leben wie ſie wollen ... Wir hindern ſie ja doch nur ... Es ſind prachtvolle Leute, und ſie finden ſich immer auf irgendeine Weiſe zurecht ... Bitte, ſtellen Sie mich doch Ihrer Schweſter vor: ich habe ſchon ſo viel von ihr gehört.“

Vater ſtellte ihn den beiden Damen vor, die ihm, ohne dabei von ihrer Arbeit zu laſſen, über die Schulter weg zunickten, und führte ihn darauf ins Haus; als er fort war, berichtete einer der Knechte, als er der Tante Teerſeife und Waſſer zum Händewaſchen reichte, ihr in Kürze, was dieſer Alymow für ein Menſch ſei und

was er für einen Unfug getrieben hatte, indem er damals den Roggen in Jauche legen ließ, um ihn ungenießbar zu machen.

Tante teilte Hildegarda auf engliſch mit, was man ihr berichtet hatte, und dieſe flüſterte: „O, God!“ und wurde verlegen wie ein Kind.

Alymow konnte nach dieſer Erzählung bei den Frauen auf keine Sympathie rechnen und gab ſich während der Mahlzeit vergebliche Mühe, Tante ins Geſpräch zu ziehen: denn entweder ſchwieg ſie oder ſie ſprach mit uns, das heißt, mit uns Kindern, Hildegarda aber war überhaupt nicht zu Tiſch gekommen, weil ſie Kopfweh hatte.

Unſer Gaſt konnte ſich nur mit meinen Eltern unterhalten, aber augenſcheinlich machte Vater weder der Beſuch, noch ſeine Geſprächigkeit Vergnügen, und nur Mama war dieſes Mal aufmerkſam zu ihm ...

Sie hatte im Grunde genommen Tante Polly nicht beſonders gern, da dieſe bei allem immer ‚über das Maß hinausging‘: zuerſt war ſie eine ‚Mutwillige‘ geweſen, darauf ‚Phantaſtin‘, und jetzt waren durch ſie kranke Menſchen in nahe und gefährliche Berührungen mit unſerm Hauſe gekommen, was Mama durchaus gegen den Strich ging!

Mama liebte es, ‚kleine Nadelſtiche‘ ſolchen Perſonen zu verſetzen, deren Prinzipien ihr nicht gefielen, und nun gab ihr die Anweſenheit des Majors Alymow eine prächtige Gelegenheit, die Wunderlichkeiten und Einfälle der ‚Philanthropinnen‘ ein wenig zu ironiſieren, deren Einfälle angeblich unſerem Volke durch-

aus keinen Nutzen brächten, da unſer Volk ſo ſehr an Gott glaube und Gott es aus allen Nöten erretten werde.

Alymow war ganz der gleichen Meinung und kam gegen Ende der Mahlzeit noch einmal abſchließend auf das Geſpräch zurück: „Ich meinerſeits habe mich in nichts eingemiſcht ... Das war auch gut ſo! ... Wozu auch? ... Da man ja doch nicht alle retten kann, wozu es erſt verſuchen? Habe ich nicht recht? ... Und da man nicht allen helfen kann — welches Recht haben wir, dem einen den Vorzug vor den anderen zu geben? ... Habe ich nicht recht? Denn wenn man ſchon retten will, ſo muß man alle retten! ... Das könnte ich verſtehen ... Habe ich nicht recht? Aber da ich das nicht kann, miſche ich mich lieber nicht ein ... Ich halte mich lieber abſeits, um nichts zu verderben und ... auf dieſe Weiſe ſäe ich wenigſtens keine Mißgunſt unter die Leute, wie dies im Weſten geſchieht, wo alles faul iſt, und keiner verſtehen kann, warum es faul iſt. Habe ich nicht recht? ... Bei uns aber gibt es das nicht ... Nun aber, da ich eine ernſte und weſentliche Sache ausführen kann, die ich als Gutsherr längſt erdacht habe, will ich ſie auch ausführen — ich kehre auf meinen Poſten zurück, und jetzt ſoll ein jeder meiner Bauern den gleichen Anteil erhalten! ... und wenn ſie keine Schweine ſind — mit dem Vorbehalt: wenn ſie nur nicht wirklich Schweine ſind —, ſo müſſen ſie jetzt begreifen, daß ich ihnen Gutes getan und keineswegs Böſes, und ſie werden mich ſegnen und mir das Geliehene aus der neuen Ernte zurückgeben!“

Ulymow fuhr vergnügt fort, durch und durch begeiſtert von ſeinem Monolog, am Abend desſelben Tages aber kam aus Poſſlowo der alte leibeigene Konditor der vormaligen Fürſtin D* zu uns, — ein würdiger Mann, der ſein Handwerk in Paris erlernt hatte. Er bat, es möge ihm geſtattet werden, vor die zugereiſten Damen ‚Auge in Auge treten zu dürfen‘, und ſetzte dieſen in gewundener Rede auseinander, er ſei ‚der Knecht ſeiner Herrin, der vormaligen Fürſtin D*‘ und wäre mit dem verſtorbenen Fürſten im Ausland geweſen und hätte ‚in ſeinem Palaſt‘ in Petersburg gedient, und jetzt ſei er von ſeiner Herrin gekommen, die ‚gemütskrank‘ ſei: ſie habe während des ganzen Winters das eine Zimmer nicht verlaſſen . . . ſie fürchte ſich, ein anderes zu betreten . . . und wenn ſie über die Schwelle träte, würde ſie alsbald unruhig und frage: ‚Ich habe doch etwas vergeſſen? . . . ſo ſagt mir doch, was ich vergeſſen habe! Mein Gott! . . . wie unglücklich ich bin! Warum will mich niemand daran erinnern?‘ Aber wenn ſie einmal eine Anordnung treffe, ſo ſei ſie immer ſehr ſonderbar. „So hat ſie mich jetzt zu Ihnen geſandt, Ihnen auszurichten, daß vom Grafen eine Sendung mit zwei Löwenhäuten eingetroffen iſt, die er erlegt, und ſie wünſcht dieſe Häute den notleidenden Leuten zu ſchenken für Betten . . .“ Darum bäte ſeine Herrin die Tante und Hildegarda darum, ihnen mit ihrer Erlaubnis dieſe Häute zuſenden zu dürfen, und ſie

wünſche ſehr, vielleicht noch etwas zu geben, ‚was tauglich wäre‘ ...

Unſere Damen hörten gemeinſam dieſen Bericht an, aber da Hildegarda ſehr ſchlecht ruſſiſch ſprach, gab Tante Polly für ſie beide Antwort.

Sie ſagte: „Arme Leute können alles brauchen, was immer man ihnen gibt, ſogar Löwenhäute, — wir nehmen ſie gern an und danken ſehr dafür, werden aber unſere Bauern nicht darauf betten.“

„Gewiß, meine Gnädige!“ erwiderte der Konditor mit einer reſpektvollen Verbeugung.

„Wir werden ſie in die Stadt ſchicken und verkaufen, für das Geld aber werden wir etwas kaufen, was wir nötiger brauchen.“

„Verſteht ſich, meine Gnädige! Was wollte man auch ſonſt tun! Das habe ich der Geſellſchafterin ſchon geſagt ... Löwenhäute für Bauern! ... Was iſt denn das bloß ... es reicht ja nur für zwei Menſchen ... aber unſere Fürſtin ... ſie ... ſie iſt ja gemütskrank, und — entſchuldigen Sie — ich würde nie wagen, das auf Ruſſiſch von meiner Herrin zu ſagen, ſondern kann es nur franzöſiſch — ſie iſt ganz wie ein ... perroquet ... Aus Trauer über die letzte Trennung von ihrem Gatten iſt ſie ganz in den Zuſtand der Kindheit verfallen. Wenn Sie ſie durch Ihren Beſuch beglücken und ihr ſagen wollten, was ſie tun ſoll ... ſie wäre gewiß froh darüber ... Und vielleicht könnten Sie ſogar den Menſchen große Wohltaten erweiſen ... Dem Gatten der Fürſtin können wir nicht zufallen, weil er nach dem hieſigen Recht

keine lebendigen Menſchen beſitzen darf, und ſo könnte es geſchehen, daß wir nach ihrem Tode an ihre entfernten Verwandten kämen, in grauſame Hände ... Verzeihen Sie mir, daß ich, als ein Knecht, ſo zu reden wage, aber die Neffen und Nichten ſchreiben bereits an ihre Geſellſchafterin und an den Geiſtlichen ... und dieſe antworten ihnen ... Alles vereinigt ſich zu unſerem Unglück! ... Wenn unſre Herrin nur erfaſſen würde, was man dagegen tun müßte, — ſie würde es tun ... Keine zwei Pellkartoffeln tut ſie jetzt verſpeiſen — eine davon ſchickt ſie beſtimmt als Spende für die Notleidenden ... Ich kann ihre Abſicht verſtehen: ſie lechzt nach Wohltun ... und verſteht es nicht richtig anzugreifen ... Sie hat von Ihnen zur Geſellſchafterin geſprochen: ‚Was ſind da für Damen angekommen? Gütige, wie man ſagt ... Ach, wenn es doch nur auf der Welt noch gute Menſchen gäbe! ... Ich mag nicht einmal recht daran glauben — dieſe Damen, ſagt man, gehen überall ſelbſt hin und fürchten ſich nicht ... Warum kann ich das nicht auch? ...‘ Freilich, man hat ſie doch ſo erzogen, und der Graf (wir nennen ihren Gatten Graf, um ihr das Vergnügen zu machen — er iſt Franzoſe) ... ihr Graf iſt ein wenig ängſtlich und hat ihr geſagt, man müſſe ſich vor hungrigen Leuten hüten, — und iſt dann abgereiſt, — und ſo hat die Fürſtin immer Angſt und ſchmachtet in einem einzigen Zimmer des Hauſes ... Wenn ſie aber jemand beſuchen wollte, wie Sie, — jemand, der der Fürſtin in ihren Phantaſien ſympathiſch iſt ...“

Aber da fiel der Alte plötzlich auf die Knie nieder, hob die Arme gen Himmel und flüſterte, ſchluchzend und mit fliegendem Atem:

„Dienerinnen Gottes! . . . Übt Mitleid aus . . . Zerſtört die Ränke der Gottloſen! . . . Kommt! . . . Gebt ihr den Gedanken ein . . . Sie iſt doch ſo gut . . . Vielleicht wird ſie uns in ihrem Teſtament die Freiheit ſchenken!“

Während er dieſes unter Tränen hervorſtieß, ſahen Tante und Hildegarda einander mit ihren ſprechenden Blicken an, und ihre Antwort war bereit.

„Hat er dort Pferd?“ fragte Hildegarda, indem ſie mit dem Finger die Bruſt des Bedienten berührte.

Als Quäkerin ſagte ſie zu niemanden ‚Sie‘, wollte aber auch nicht zu ſolchen Menſchen ‚du‘ ſagen, bei denen es ihr nicht angebracht erſchien, darum gebrauchte ſie die dritte Perſon und berührte dabei den Menſchen, an den ſich ihre Worte richteten, mit der Hand.

Ein Kutſcher mit einem Landwägelchen hatte den Konditor hierher gefahren, und da Hildegarda nunmehr die Antwort erhielt, daß ein Gefährt vorhanden ſei, ſtand ſie ſogleich auf und nahm vom Tiſch ihren improviſierten Hut, den ihr die Tante geſtern aus grauem Kaliko genäht hatte.

Tante ſagte nur das eine Wort: „Natürlich!“

Dieſes eine Wort genügte für die beiden, um alles zu verſtehen, was nötig war.

Der Tag, von dem ich nun erzählen werde, um meine Erinnerungen an unſere häuslichen Vorfälle

beim Ausgang des Hungerjahres zu Ende zu führen, war ein Tag erſtaunlicher Überraſchungen.

23

Hildegarda, die in der Dämmerung fortgefahren war, kehrte zur Nacht nicht zurück.

Da die Entfernung zwiſchen unſerem Dörfchen und dem reichen Dorf Poſſlowo nur vier bis fünf Werſt betrug, war Zeit genug dafür vorhanden geweſen, die Hin- und Herreiſe zu machen, und noch eine Spanne für ein Geſchäftsgeſpräch zu erübrigen oder zu einem erſten Beſuch bei der verwöhnten, menſchenſcheuen und launiſch-empfindlichen Perſon, für die man die vormalige Fürſtin D* allgemein nicht ohne Grund hielt. Allein Hildegarda war nicht zurückgekehrt.

Vater beunruhigte das und er wollte ſie durchaus mit ſeiner Droſchke von Poſſlowo abholen laſſen, — ſogar Mama hielt das für notwendig, aber Tante beſtand hartnäckig darauf, nichts dergleichen ſolle geſchehen.

Tante ſagte: „Ohne Grund verſchwendet die keine Zeit, wenn ſie aber findet, daß ſie dort vonnöten iſt, warum wollen wir ſie von dort auf Grund unſerer Auffaſſungen losreißen, wenn doch der Wille Gottes ſie hingeführt hat?“

Mama gefiel es gar nicht, daß Tante ſo mir nichts dir nichts annahm, Gott ſelbſt ſchicke ſie dahin oder dorthin.

Sie ſagte ihr das auch, natürlich in der Form eines mildernden Scherzes, jene aber entgegnete vollſtändig

ernſthaft: „Ich nehme meine Worte nicht zurück: denn in der Tat ſendet Gott alle ſolchen Menſchen dahin oder dorthin, die nie darauf aus ſind, ihren eigenen Willen durchzuſetzen, ſondern die ſtets den andern zu dienen ſuchen.“

Die Tante erklärte ſich lediglich mit der Abſendung eines reitenden Boten einverſtanden, der nach Poſſlowo reiten und nachſehen ſollte, ob nicht Hildegarda und ihrem Konditor am Ende unterwegs etwas zugeſtoßen ſei. Unter der Hand aber ſollte der Bote in Erfahrung zu bringen verſuchen, warum die Engländerin nicht heimkehre.

Der Bote kam bald zurück und brachte die Nachricht mit, die Reiſenden ſeien wohlbehalten eingetroffen und die Engländerin befinde ſich bei der Frau D* und wäre mit dieſer zuſammen ſogar auf dem Balkon erſchienen.

Da lächelte Tante und ſagte: „Seht ihr's! Sie führt ſie ſchon an die friſche Luft.“

Am Morgen kehrte Hildegarda zurück und teilte der Tante leiſe etwas mit, worauf dieſe rot wurde und entgegnete: „Warum ſie? Ich ſelbſt werde gleich zu ihr fahren. Bruder, kann ich ein Pferd haben, um nach Poſſlowo zu fahren?“

Dieſe Wendung war ebenſo unerwartet wie unwahrſcheinlich: die zwei Frauen, deren Nebenbuhlerſchaft einſt ſo unverſöhnlich geweſen, daß an eine Zuſammenkunft der beiden nicht zu denken war, wollten jetzt zueinander und beeilten ſich ſogar, einander zuvorzukommen! . . .

Welche Abſichten verfolgten ſie damit?

Jedoch Tante reiſte ab, und der Zweck ihrer Fahrt blieb allen ein Rätſel; aber noch ehe ſie zurück kam, ſprengte mit verzerrtem Geſicht Alymow vor unſer Haus.

Er war blaß, verſtört und zerzauſt, ſein Haarſchopf hing herab und flatterte, die Krawatte war zur Seite gerutſcht und der Schnürrock aufgeknöpft.

„Hab ich's Ihnen nicht geſagt?“ rief er, das Wohnzimmer betretend, ohne die Anweſenden zu begrüßen.

Vater ſah ihn an und entgegnete: „Ich kann mich nicht erinnern, was Sie mir geſagt haben wollen.“

„Ich ſagte Ihnen doch noch geſtern . . . und auch Ihrer Schweſter, daß unſere Bauern keine Menſchen ſind, ſondern Vieh!“

„Mag ſein . . . ich kann mich freilich nicht ſo recht erinnern; übrigens, was weiter?“

„Mein Saatkorn iſt hin!“

„Wie das?“

„Hin, alles hin, bis zum letzten Korn!“

„Sie hielten es doch hinter Schloß und Riegel?“

„Hinter einem großen amerikaniſchen Schloß ſogar, das man ohne Schlüſſel nicht öffnen kann, und auch nicht herunterſchlagen, ohne die Tür zu zertrümmern.“

„Nun, und?“

„Sie haben Löcher in den Fußboden gebohrt und alles Korn auslaufen laſſen.“

„Wann denn?“

„Wie ſoll ich das wiſſen! Ich war den ganzen

Winter über nicht zu Hauſe ... und Kromſſai, der Schuft, dem ich als einem Freien die Aufſicht anvertraut und dafür ein Kalb verſprochen hatte, wagt zu ſagen: ‚Wahrſcheinlich haben ſie's im Winter allmählich abgezapft.' ‚Und wohin', frage ich, ‚haben ſie's getan?' — ‚Wahrſcheinlich', ſagt er, ‚aufgefuttert'... Na, und ſowas iſt vielleicht kein Vieh! ... ‚Aber es ſtank doch;' rief ich — ‚ich habe es doch mit Abſicht verunreinigt!' — ‚So haben ſie's', meinte er, ‚eben unrein gefuttert.' Und da ſagt er noch ‚eben', wo er doch ſelbſt, der Schuft, es aufgefuttert hat!"

„Woher wiſſen Sie das?"

Alymow huſtete, wurde ganz rot im Geſicht, zog aus der Taſche des Schnürrocks eine Bauernpfeife mit einem Meſſingdeckel, ſchleuderte ſie auf den Tiſch und ſchrie: „Sehen Sie das an! ... Daher weiß ich es! ... Das iſt die Pfeife von dem Schuft! ... Habe ich nicht recht? Sie wurde unter dem Schuppen gefunden ... Er hätte noch das ganze Gehöft abbrennen können. Jetzt werde ich's ihnen, den Schuften, aber zeigen ... Ich habe ihnen geſagt: ‚Ich fahr jetzt direkt zum Kreisrichter und laſſe eine Abteilung des Landgerichts herkommen ... Ihr ſollt alle ins Loch kommen und krepieren! ...' Der Kromſſai aber ... ſtellen Sie ſich das nur vor, wagt es, mir ſo was wie väterliche Ermahnungen zu erteilen ... ‚Wart's ab' ſagte er, ‚ein junger Menſch biſt du noch, du kannſt noch lange auf Erden leben und dich freuen ... Warum willſt du mit Gewalt deine Lebenszeit verkürzen? ... Das iſt meine Pfeife, was iſt ſchon dabei, daß es meine

iſt ... Man hat ſie mir halt geſtohlen, Bruder, und dir untergeſchoben ... Es ſind alles Feinde ... diebiſches Geſindel ... Halunken ... Aber rühr ſie trotzdem nicht an, verzeih ihnen ... Gott mit ihnen ... das Verlorene kriegſt du doch nicht zurück, hab lieber Geduld — auf andere Weiſe kriegſt du es ſicherer wieder ... Sonſt werden ſie dir am Ende deine Lebenszeit abſchneiden! ...' Was ſagen Sie dazu, der Kerl drohte mir mit dem roten Hahn! ... ‚Niederbrennen,' ſagte er, ‚geht ſchnell bei Nachbarn: ein Feuerchen anlegen geht einem Brandſtifter fix von der Hand. Bei dir ſind lauter Wirtſchaftsgebäude — alles im Kreis gebaut — wenn das mal brennt kommſt du nicht lebend hinaus.' Mich einſchüchtern! ... Hab ich nicht recht? Aber nein, ſo geht das nicht! ... Ich bin kein Franzoſe aus der Stadt Bordeaux ... Ich werde nicht nach Afrika fahren, um Löwen zu ſchießen, ſondern werde mich jetzt gleich an den Gouverneur wenden."

Vater redete ihm gut zu, und führte ihn ins Kabinett, denn eben war Tante zurückgekehrt, und Vater wollte ihr nicht Alymow vorführen, deſſen Lage ebenſo kläglich wie höchſt lächerlich war.

Übrigens hatte Vater dieſes Mal Erfolg: er beruhigte den Major und brachte ihn dazu, den Gouverneur zwar aufzuſuchen, aber nicht heftig Klage zu führen und lieber den Bauern zu verzeihen, ohne nachzuforſchen, wer von ihnen den verunreinigten Roggen ‚aufgefuttert' hatte.

Der Gouverneur gab ihm ganz denſelben Rat, und Alymow befolgte dieſen auch, indem er ſich den Bauern

gnädig erwies, — und ihnen ‚verzieh.‘ Und dafür verzieh Gott ihm, und er bekam ſeinen Verluſt ‚auf andere Weiſe wieder‘: die wundervolle Ernte, die auf das hungrige vierziger Jahr folgte, befruchtete ſeine Felder mit wilder Saat, und Alymow ‚erntete, wo er nicht geſät hatte‘.

24

Die Zuſammenkunft, die Tante Polly mit der vormaligen Fürſtin D° hatte, ſchien ein Ergebnis gezeitigt zu haben, das ſich der Wiedergabe entzog. Tante kehrte in der Dämmerung nach Hauſe zurück, als wir Kinder im Kreiſe um Hildegarda Waſſiljewna in ihrem Zimmer ſaßen. Die Engländerin zeigte meiner Schweſter, wie man eine ‚Schnur im Quadrat‘ auf der Gabel flicht, und erzählte uns andern gleichzeitig in franzöſiſcher Sprache ‚vom unſeligen Judas Iſchariot‘. Wir hörten zum erſten Male, daß dies ein Menſch war mit den verſchiedenſten Eigenſchaften: der ſeine Heimat liebte und die Sitten der Väter, und den der Gedanke erſchreckte, daß die Umwandlung der Begriffe alles dies vernichten könnte, und der darum die entſetzliche Tat beging und ‚das unſchuldige Blut verriet‘.

In dieſem Augenblick trat Tante Polly ins Zimmer, ſagte uns ein Wort der Begrüßung und ließ ſich auf einen in der Ecke ſtehenden Seſſel nieder.

„Warum verſtummt ihr?“ ſagte ſie, „ſprecht weiter, wovon ihr geſprochen habt!“

Hildegarda Waſſiljewna warf einen flüchtigen Blick auf ſie und ſetzte ihre Erzählung von Judas fort; ſie

ſchloß damit, daß er, wenn er ohne Gefühl geweſen wäre, ſich nicht getötet, ſondern weitergelebt hätte, wie es viele tun, die einen anderen umgebracht haben.

Die Tante flüſterte: „So iſt es.“

Die Engländerin machte eine kleine Pauſe und fragte darauf: „Biſt du zufrieden mit dir oder nicht?“

Tante Polly ließ ihre Finger knacken und erwiderte: „Ich weiß nicht, aber ... ſie iſt ſo rührend, ſie bringt mir ſoviel Gefühl entgegen, daß ich weinen möchte.“

In ihrer Stimme hörte man in der Tat Tränen. Die Engländerin machte wieder eine Pauſe und ſagte darauf leiſe: „Titania ...“

Aber Tante unterbrach ſie haſtig: „Natürlich, natürlich! ... Titania, — Titania vor dem Sonnenaufgang, die noch nicht ſieht, daß ſie in der Dunkelheit ... einen Eſel geküßt hat! ...“

„Das habe ich nicht geſagt,“ warf Hildegarda verlegen ein.

„Macht nichts, Liebe! Macht nichts! Ich weiß, du willſt nicht, daß ich mich ‚Erinnerungen hingebe‘, ſtrafe mich denn!“

Tante legte zärtlich ihre Hände auf die Schultern der Engländerin und ſprach: „Du biſt Petrus, und das bedeutet, ‚Fels‘; und du biſt ſelig, — doch vergib uns Sündigen!“

Und es ſchien, als wollte ſie ſich neigen und niederknieen, aber Hildegarda faßte ſie zur rechten Zeit an den Schultern und rief: „Polly! Polly! Ich habe dich doch nicht gekränkt?“

„Nein," erwiderte Tante, „es iſt einfach ... weil ich weinen möchte."

Sie umarmten einander, Tante ſchluchzte zweimal auf, trocknete dann ihre Tränen und ſagte lächelnd: „Und jetzt das Amen!"

Die Zuſammenkunft hatte auch verſchiedene andere gute Folgen, darunter zwei ſehr bemerkenswert waren. Die erſte beſtand darin, daß man in unſerer Gegend die Kranken nicht mehr in den kalten Schuppen auf Hanfſtreu zu legen brauchte, denn die vormalige Fürſtin erbaute ein ſehr ſchönes Krankenhaus ‚für die ganze Gegend' und ſtellte es ‚auf ewige Zeiten' durch eine ausreichende Geldzuwendung ſicher; und nun die zweite: die Tränen des Konditors, der ſchluchzend ſeine Hände zu den ‚Dienerinnen Gottes' emporgeſtreckt hatte, wurden getrocknet: in Poſſlowo wurde ein Teſtament geſchrieben, das nach dem Tode der D* ‚allen die Freiheit gab'.

Das war ein gewaltiges Ereignis für das ganze Gouvernement, das vor dieſem Beiſpiel ſogar ein wenig erſchrak.

Außerdem aber kam am Tage der Abreiſe Hildegardas und der Tante die vormalige D* ſelbſt zu uns gefahren, um die beiden Frauen noch einmal zu ſehen.

Ich entſinne mich ihrer noch, dieſer ‚Titania', — und ‚wie überirdiſch und kläglich' ſie war: in einem lila Samtmantel, gefüttert mit ganz weichem Chinchilla, — zierlich, klein, mit winzigen Händen, freilich ein wenig gedunſen, und in den Augen nichts als Schreck und Mißtrauen wenn ſie jemanden anſah. Ihr Geſicht

hatte den Ausdruck einer Eule, die plötzlich von der Sonne beſchienen wird: alles war ihr unangenehm und ſchmerzhaft, und dennoch fühlte ſie zu gleicher Zeit, daß ſie jetzt nicht mehr beiſeite blinzeln durfte.

Mir aber ſchien, daß er das in natura wäre — der verkörperte Hunger des Geiſtes, des Herzens, der Empfindungen und aller Begriffe.

Tante hatte jetzt keine Zeit, ſich mit ihr zu beſchäftigen, denn viele Kranke waren gekommen, die von ihrer Abreiſe gehört hatten, und warteten vor der Terraſſe, auf der Tante und Hildegarda ſie zu unterſuchen, zu waſchen und ihnen, wo es nötig war, Lanzettſtiche und Schnitte zu machen pflegten.

‚Die vormalige D.‘ hatte in einem Seſſel auf derſelben Terraſſe Platz genommen. Es war ihr eigener Wunſch, ſich nicht von hier zu entfernen und ſie ſah mit größter Aufmerkſamkeit allem zu, was Tante machte, und wünſchte zuletzt ſogar ſelbſt, irgendwie unmittelbar teilzunehmen und wenigſtens einem Menſchen ein warmes Wort zu ſagen.

Den Anlaß bot ein Vorfall, der die beſondere Aufmerkſamkeit ihres hungrigen Geiſtes erregte.

Unter den Frauen, die mit ihren kranken Kindern gekommen waren, ſtand ein Weib von unbeſtimmtem Alter, mager, mit ſchwärzlicher Haut; ſie war ſchwanger und hatte drei Kinder bei ſich, von denen zwei am Rock der Mutter hingen und das dritte hilflos an ihrer entkräfteten Bruſt quäkte.

Auf den Geſichtern aller Kinder war der rote Aus-

ſchlag einer Hautkrankheit zu ſehen, die von den Bauern ‚Feuerkrätze‘ genannt wurde.

Die Dame wunderte ſich, ſie blickte das Weib lange an, und ſagte, da ſie ihre Stimme nicht zu beherrſchen verſtand, mit großer Strenge: „Warum ſo viele?“

„Was, Mütterchen?“

„Warum ſo viele ... Kinder?“

„Was ſoll man da ſchon machen? wenn ich doch verheiratet bin ... Gnädige!“

„Was liegt daran! ... Ich bin ebenfalls verheiratet ... Und keine Kinder!“

„Mit Ihnen, das iſt eine andere Sache, Gnädigſte...“

„Wieſo eine andere Sache? Quatſch!“

„Gar kein Quatſch, liebe Gnädige: Sie leben in ſo weiten Gemächern ... Wieviel Platz haben Sie da ... alles ſo geräumig ... Sie trennen ſich und treffen gar nicht mehr zuſammen; unſre Hütten aber ſind eng und wir ſind immer zuſammen, immer zuſammen ...“

„Das iſt nicht nötig!“

„Nicht nötig, aber es kommt halt doch.“

Hier hielten das Weib und die Dame plötzlich inne, Tante aber brach in Lachen aus und Hildegarda wurde verlegen. Und mit einem Male ſchien auch die vormalige D* etwas zu begreifen, ſie richtete ihr Lorgnon auf das Weib und ſprach: „Savez-vous: elle est maigre, mais ...“

Da aber zuckte die Dame zuſammen, bekreuzigte ſich wiederholt und flüſterte: „Retire-toi, Satan!“

Doch als die Dame dann von Tante Abſchied nahm, geſchah noch etwas äußerſt Rührendes, was Tante ſehr in Verlegenheit hätte ſetzen können, wenn ſie nicht ſo geiſtesgegenwärtig geweſen wäre.

Denn als Tante von dieſer Dame und von uns allen bereits Abſchied genommen und die Stubenmädchen und Frauen aus dem Geſinde, die ſich in heller Schar um ſie drängten, ſämtlich der Reihe nach geküßt hatte und ſchon den Fuß auf das Trittbrett ſetzte, ſtürzte die vormalige D* auf ſie zu wie ein Kind zu ſeiner leidenſchaftlich geliebten Kinderfrau und ſchrie: „Arrêtez! Arrêtez!“

„Was wünſchen Sie, princesse?“

„Das iſt es ja ... davon wollte ich ... Iſt es möglich ... darf ich Ihnen dies geben?“

Sie hielt in der Hand ein aus dem Cape geholtes Kuvert.

„Was iſt das?“

„Mein Teſtament ... alle laſſe ich frei.“

„Das muß man doch dem Vormundſchaftsrat einreichen!“

„Ja, und das ſollen eben Sie ... Ich fürchte, wenn ich es tue, werde ich es falſch machen.“

Tante nahm das Kuvert.

„Und außerdem ... ſagen Sie,“ — warf die D* hin und ſtockte: — „darf ich oder darf ich Ihnen nicht ſchreiben.“

„Aber bitte!“

„Und Sie werden mir antworten?“

„Beſtimmt!“

„Dann ... noch eins ... Darf ich Sie darum bitten ...“

„Was Sie wollen.“

„Schreiben Sie mir nicht princesse, ſondern ... vielleicht ſchreiben Sie ...“

„Einfach bei Namen?“

„Nein! ... ſchreiben Sie: du!“

Tante glaubte wahrſcheinlich, ſie habe ſich verhört, und fragte darum unentſchloſſen und leiſe: „Was ſagten Sie?“

Jene aber flüſterte ſchüchtern und errötend: — „Du! ich will nichts ſo ſehr als: Du!“

Da jedoch wurde auch Tante feuerrot, beugte ſich zu ihr nieder, küßte ſie und ſagte beſtimmt und laut: „Gut: ich werde dir ‚du‘ ſchreiben und werde an dich mit all der Liebe denken, deren ‚du‘ wert biſt.“

Und nun geſchah zum Finale etwas, wodurch Tante wirklich in Verwirrung geſetzt wurde, denn ihre vormalige Nebenbuhlerin und ‚vormalige D*‘ preßte plötzlich in ihren Händen die Hand der Tante und küßte ſie! ...

Allein Tante Polly war, wie ſchon geſagt, geiſtesgegenwärtig: in einem Nu hatte ſie beide Hände der andern ergriffen und küßte ſie und ſagte: „Werde glücklich — und leb wohl, denn ſonſt werde ich wohl vor aller Augen hier losheulen müſſen, wie eine Närrin!“

. . . . . .

Es wurde damals die Vermutung laut, daß zu jener Zeit im Gehirn der D* wohl bereits eine ſolche Verwirrung geherrſcht haben möge, daß ſie in Tante Polly nicht mehr die Perſon erkennen konnte, von der ſie einſt ſo ſtark verletzt worden war; allein dem war nicht ſo. Die Geſellſchafterin der Dame erzählte, daß die D*, nachdem ſie die Bekanntſchaft der Tante gemacht, beſtändig von ihr ſprach und ſogar jede Gelegenheit ausnutzte, von ihr zu ſprechen, und ein jedes Geſpräch mit den Worten beendete: „Ja, ja ... ich ſehe ein, daß es unmöglich iſt, ſie nicht zu lieben ... und ich verſtehe ihn jetzt! ... Es ging nicht anders! ...“

Und als die D* bald darauf ſtarb, fand man unter den Kleinigkeiten, die ſie verſchiedenen Perſonen vermacht hatte, ein Kuvert, das von ihr eigenhändig an Tante Polly adreſſiert worden war. Es war ſorgfältig mit einer Seidenſchnur umwickelt und zweimal verſiegelt und enthielt eine Miniatur des ‚ein wenig verzagten‘ Löwenjägers, um deſſentwillen ſie einander einſt ſo ſehr gehaßt, bis ſie dann vermutlich eingeſehen, daß es ſich auf dieſer Welt nicht lohnt, einander um nichts zu haſſen.

Empfindſame Menſchen, die von dieſem Geſchenk erfuhren, waren ſehr gerührt und legten die Sache ſo aus, daß Tante Polly die Miniatur ohne Zweifel zu dem Zweck bekommen habe, ſie der Prinzeſſin Walja zu übergeben, die ja mit jenem nur zu ſehr verwandt war, deſſen Züge das Porträt darſtellte; Tante jedoch muß dieſe Feinheiten wahrſcheinlich überſehen

haben, denn von der Miniatur blieb weder Erinnerung noch eine Spur.

Denn dieſe Titania hatte augenſcheinlich den Miniaturbildern vergangener Leidenſchaften keinerlei Bedeutung mehr beigelegt, da ſie verblaßt waren vor den Strahlen der großen Sonne der Liebe, die in Ewigkeit leuchtet.

26

Das Hungerjahr war vorbei: das Korn ſchoß auf, und Menſchen und Tiere wurden ſatt. Das Brot reifte ungewöhnlich früh. In der Mitte des Juni ſchon dämpften die Bauern den Roggen in Töpfen und aßen ihn ungemahlen; und zum Peterstag buken ſie ‚neues Brot‘.

Der Peterstag war ‚unſer Weihtag‘ und ‚unſer Kirchfeſt‘. Die Geiſtlichkeit zog mit den Heiligenbildern durch den ganzen Sprengel, zelebrierte Meſſen und ſammelte ‚die Erſtlingsfrucht‘ ein. Auf der Dorfſtraße wurde wieder ‚gefeiert‘; man war ‚ſatt und berauſcht‘, hoch ſchwangen die Schaukeln, und die jungen Leute ſangen, in geſchloſſenen Reihen aufeinander zutanzend: ‚Hirſe haben wir geſät!‘ während die andere Reihe entgegnete: ‚Und die Hirſe ſtampfen wir. Hei, did Lado, ſtampfen wir!‘ Vom Abhang aber, hinter dem Bach, wo die Schenke ſtand, erklang's: ‚Laßt uns brauen ‚Brüder‘ Bier, das junge, friſche‘ . . .

Das Leben nahm wieder ſeinen alten Lauf, die Klänge aber, die jetzt in unſer Kinderzimmer geflogen

kamen, waren mir nicht mehr ſo lieb wie zuvor. Ich überlegte ja ſchon, was es mit dieſem ‚did‘, und mit dieſem ‚Lado‘ auf ſich habe. Warum wollten die einen ‚ſtampfen‘, was die andern ‚geſät‘? Was ich erlebt hatte, nur das vermochte mich zu bewegen ... Ich empfand jetzt den Hunger des Geiſtes, und immer lieber wurden mir jene Töne, die ich vernommen, als Tante und Hildegarda damals zum Sternenhimmel aufſangen, der ihnen ihre ‚Einſicht‘ gab und damit die Möglichkeit, alles zu vergeben und alles in ſich ſelber und in den anderen zur Ruhe zu bringen.

Die Tagediebe

Eine Weihnachtserzählung

In einem Nachtquartier, das an der alten Poſtſtraße lag, hatte ſich eine ſolche Menge von Leuten angeſammelt, daß ſchließlich jeder Platz in dem geräumigen Hauſe beſetzt war. Es waren Reiſende zu Pferde und Reiſende zu Fuß, Schneider und Schnitter, verwegene Hauſierer und ſchließlich auch Handlanger, die die Straße auszubeſſern hatten. Draußen war es froſtig, ſo daß alle, die vom Hofraum hereinkamen, zunächſt einmal zum Ofen krochen und erſt darauf einen Platz ſuchten, der ihre Unterkunft bilden ſollte, wobei ein jeder froh war, wenn er nur ein Fleckchen erwiſchte. Das allgemeine Geſpräch hielt ſich anfangs im Rahmen ſolcher Dinge wie Mißernten und Abgaben, aber nach und nach kam man auf ‚göttliche Geſchicke‘ zu ſprechen. Man ſprach davon, wie Gott es dem Joſeph ſieben Jahre vorher eröffnet, daß über Ägypten eine ‚Mißernte fallen‘ würde, und warum er jetzt nichts dergleichen mehr täte; denn jetzt lebten die Menſchen unbeſorgt dahin und ahnten kein Unheil über ſich, und dabei war es doch ſchon da und ſtand jählings auf! Und nun begann ein jeder ſeine Weisheit auszukramen, aber ſchließlich gelang es einem Mann vom Ofen herab die Aufmerkſamkeit aller mit einem Male zu feſſeln; er ſagte folgendes: „Da meint ihr wohl, daß, wenn uns kundgetan würde, daß ein Unheil im Anzug ſei, wir das Unheil abwenden könnten?“

„Nun, verſteht ſich.“

„Ganz verkehrt! Gibt es vielleicht wenig Dinge,

die klar vor aller Augen liegen und abgewendet werden müßten und die man dennoch nicht abwendet.“

„Was denn, zum Beiſpiel?“

„Na das zum Beiſpiel: was iſt wohl klarer, als daß es eine große Überzahl von armen und unglücklichen Menſchen gibt und daß, ſolange dieſer ſo viele ſind, keiner je ruhig wird leben können; aber hierüber freilich denkt niemand nach.“

„Das iſt es ja! Wenn uns das kundgetan worden wäre, ſicher, wir hätten uns gebeſſert.“

Allein jener auf dem Ofen entgegnete: „Wir hätten uns ganz und gar nicht gebeſſert: es handelt ſich gar nicht darum, daß ſo etwas prophezeit wird, ſondern um den geſunden Verſtand. Dem geſunden Verſtand will man nicht folgen; und wenn auch ſolch eine Vorherſagung eintreffen ſollte, ſo wird ſich niemand ihrer erfreuen.“

Man fragte ihn, ob er nicht ein Beiſpiel einer ſolchen Weisſagung anzugeben wüßte, und ſofort begann er zu erzählen.

„Ich bin nämlich ſchon ein alter Mann, ich ſtehe ſchon im ſiebenten Jahrzehnt. Der erſte große Hunger, an den ich mich erinnern kann, war ſechs Jahre, bevor die Unſern gegen den Ungar zogen, und zwar kam es damals in unſerem Dorf zu einer Wunderlichkeit.“

An dieſer Stelle wurde er durch die überflüſſige Frage unterbrochen, von wo er herkomme?

Schnell, aber unluſtig warf der Erzähler ein: „Aus dem Dorf Tagdiebern. Kennſt es, was?“

„Nicht einmal gehört.“

„Nun, dann hör zu, was bei uns in Tagdiebern geſchehen iſt; und gib fein acht, damit bei euch in eurem Dorf nicht gar etwas Gleichartiges geſchieht. Und jetzt ſchweigt, bis ich zu Ende bin: mein Sprüchel iſt nicht lang.

Das Erſtaunliche bei uns war, daß ringsum in der ganzen Nachbarſchaft überhaupt kein Korn wachſen wollte, während unſere Felder dagegen wie ein hohes Inſelchen zum Himmel ragten, — Gott hatte uns eine mittlere Ernte beſchert. Die anderen Leute jammerten, wir aber dankten Gott und ſagten: Ruhm Dir, oh Herr! Und wollten keineswegs darüber nachdenken, daß uns vielleicht die Nachbarn bedrängen könnten. Die Nachbarn aber beneideten uns freilich; ſie ſagten von uns: ‚Ihr ſeid Gottes Lieblinge: uns ſtraft Gott, ihr aber ſeid in Seiner Gnade.‘ — ‚Zu welchen Märtyrern habt ihr gebetet und welchen Wundertätern Gelübde geleiſtet?‘ Bei uns aber blies ſich ein jeder auf, daß wir in der Tat in Gottes Gunſt hoch ſtünden: wir mähten und ernteten, wir fuhren das Korn ein und ſchütteten es in die Darre und droſchen es ſchließlich auf der Tenne ... Das praſſelte euch den lieben langen Tag! Und zugleich fing auch ſchon der Mutwillen bei uns an: Schlachtvieh wurde abgeſtochen, das erſte Korn den Popen dargebracht, Dünnbier wurde gebraut, und die Bauern wollten immer nur noch Schnaps trinken, und die Weiber dachten vom frühen Morgen an: ‚Vielleicht könnte man ein Milchbrötchen backen, vielleicht einen Fladen!‘

Und ſo aßen wir denn und tranken wir denn zu unſerem eignen Schaden mehr als nötig war. In den anderen Dörfern ringsherum, da mußten ſie ſich mit Spreu und Ölkuchen plagen, wir aber konnten zu unſerer Luſt ſagen: ‚Wir ſind ja nicht ſchuld daran, daß bei den andern Hunger herrſcht. Wir haben auf ihren Feldern keinen Frevel getrieben, ja, wir haben ſogar mit den andern im Frühling auf den Feldern den Gottesdienſt abgehalten, und nun hat Gott unſere Gebete erhört und uns eine gute Ernte geſandt, jene aber hat Er nicht begnadigt. Alles liegt in Seiner Hand: der Herr iſt gerecht; wir aber wollen unſere Nachbarn nicht verlaſſen und keineswegs ihnen gegenüber die Stolzen ſpielen; im Gegenteil, wir wollen ihnen mit Überreſten beiſtehen.‘ Und freilich kamen ja auch unſere Nachbarn tagtäglich und unaufhörlich zu uns und kamen und kamen, und je länger es währte, deſto mehr, und ſie fielen uns wahrhaftig ſehr zur Laſt. Es kam ſo, daß man, von der Straße ganz zu ſchweigen, ſchon kaum mehr in der eignen Hütte ruhig ſitzen konnte, denn den lieben langen Tag hörte man ja nichts anderes, als die Hungrigen ihr Jammerſprüchlein plärren: ‚Got—tes Lieb—ling—e! Erbarmt euch und gebt ein heiliges Almoſen. Um Chriſti willen!‘ Na, ſchön, einmal geben und zweimal geben, das ging noch hin, aber dann klopfte man ſchließlich ans Fenſter und ſagte nur noch: ‚Gott wird es euch geben, ihr Lieben! Nichts für ungut!‘ Was tun? Zugegeben, daß wir ‚Gottes Lieblinge‘ waren, aber ſelbſt, wenn man ihnen fünf große Rundbrote

in Schnitten gegeben hätte, es wäre dennoch unmöglich geweſen, alle zu ſättigen! Wenn man aber ſo einen vom Fenſter fortgeſchickt hatte, dann folgte dem auf dem Fuß ein neues Unheil, denn dann ſchämte man ſich vor ſich ſelber, das Brot zu ſchneiden ... Ja ja, das iſt klar, wie es gar nicht klarer ſein kann, der Herr ſelber hat es in jedes Herz geſenkt, daß man niemand fortſchicken darf, ſondern es anders machen muß, und bevor man das ſo getan, wie es ſich gehört, iſt kein Gedanke daran, in Ruhe leben zu können.

Man ſollte meinen, daß das zu begreifen geweſen wäre, und doch wurde es nicht begriffen; und es kam damals wohl auch ein Verkündiger, — allein er wurde verjagt."

Bei dieſen Worten ging ein Raunen durchs ganze Haus: ‚Horcht nur, Brüder, horcht hin!'

Der auf dem Ofen Liegende fuhr fort: „Unſere hungrigen Nachbarn waren eine ſolche Laſt für uns geworden, daß wir gar nicht mehr aus noch ein wußten, denn wie wir ihrer Not abhelfen ſollten — davon hatten wir keine Ahnung. Nun lebte in unſerm Dorf ein Waldhüter, Fedoß Iwanow, ein großer Bücherwurm, der trefflich in alle Dinge einzudringen verſtand. Dieſer begann da zu ſprechen: ‚Es iſt nicht gut, Brüder, daß wir ſo gefühllos dahinleben! Was man auch ſagen möge, wir ſind hartherzig: wir ſind zwar bereit, den Notleidenden eine Kruſte hinzuwerfen — als ob das eine Tugend wäre —, für uns ſelber aber müſſen wir immer etwas Neues haben: bald einen Fladen und bald ein Milchbrötchen. Ach, auf dieſe Weiſe

leben wir nicht nach Gottes Geheiß! Ach, wenn es nach Gottes Wort ginge, so müßten wir jetzt in größter Einſchränkung leben, um möglichſt wenig für uns ſelber zu brauchen und möglichſt viel den Notleidenden geben zu können. Dann könnte es wohl geſchehen, daß eine Leichtigkeit in der Seele aufleuchte, ſo aber, um es grade herauszuſagen, hat man ja Not, Luſt zu bekommen! Aus dem Unverſtande kommt Finſternis, wenn man aber dann nachdenkt und ſich ſelber bei klarem Licht betrachtet, dann ſteigen einem ſolche Gewiſſensbiſſe auf, daß man gar nicht mehr weiß, welche Qual eigentlich die ſchwerere iſt, und bereit iſt zu beten: töte mich, oh Herr, mit einem Schlage.'

Ich ſagte ſchon, daß Fedoß beleſen war und daß alles bei ihm auf menſchliche Betrachtungen hinauslief, das heißt, was der Menſch zu tun habe . . . in ſeiner Allgemeinheit . . . Sozuſagen, wie wenn einem nur ein Finger weh tut — und dennoch iſt der ganze Körper unruhig. Aber dieſes Wort unſeres Fedoß gefiel den Spielern und Spaßmachern in Tagdiebern nicht. Er pflegte auch unter anderem zu ſagen: ‚Ehrenwerte Greiſe und junges Volk, ihr ſollt an meinen Worten kein Ärgernis nehmen, denn meine Worte, die habe ich mir nicht ſelbſt ausgedacht, ſondern habe ſie von einem andern genommen; aber überlegt nur ſelber: mit Unrecht denken die, welche Feſte feiern wollen, wenn vor ihrer Schwelle andere Menſchen Not leiden, daß ſie damit keinem zur Laſt fallen, — ſie ſäen Neid und werden dadurch zu Gottes Widerſachern. Denn jetzt, Brüder, iſt es Zeit, mit den Leidenden zu

leiden, und nicht Zeit, zu feiern, Schnaps zu trinken und ein Küchlein dazu zu eſſen.'

Wegen dieſer Worte ſahen die Greiſe ſcheel auf Fedoß, die jüngeren aber ſchnatterten alsbald zur Antwort: ‚Was predigſt du, Onkel Fedoß, in einem fort! Sollteſt du gar ein Pope ſein, ein ungeſchorener? Selbſt unſer Pope hat uns mit ſolchen Reden verſchont. Wenn Gott uns ſchon ſolchen Segen beſchert hat, daß wir was zu eſſen haben, warum ſollen wir uns nicht darüber freuen? Denn auch das Eſſen und Trinken geſchieht ja zur Ehre Gottes: wir eſſen's auf und trinken darauf, und ſtehen auf und bekreuzigen uns drauf: Dank ſei Dir, oh Herr! — Was willſt nun du mit einem Male?'

Fedoß nahm dieſe Rede nicht krumm, und er wußte auch, was er zu antworten hatte: ‚Ihr Unvernünftigen! Was iſt das wohl für eine Ehre? Damit werdet ihr keine Ehre einlegen, daß ihr Fladen freßt, bis ihr platzt, wo doch die Leute rings Rinden würgen müſſen! Und dabei könntet ihr Chriſtus viel größere Ehre erweiſen, damit alle ſähen, daß ihr Ihm gehorſam ſeid. Denn es gibt ja ein Wort von Ihm, an uns Menſchen gerichtet: — Mögen alle wiſſen, daß Ihr meine Jünger ſeid, ſo ihr nur Liebe untereinander habt!'

Allein Fedoß erreichte nicht nur nichts, ſondern bekam von allen kurz und bündig Grobheiten zu hören, am meiſten aber muckte ſeine eigne Enkelin Mawrutka gegen ihn auf, — ſie allein war ihm von allen übrig geblieben, und mit ihr allein bewohnte er ſeine Hütte,

und dennoch bot ſie ihm ſtets in allem Trotz: ſie war halt ſo ein Quirl und hörte nie auf Fedoß und war ſogar häufig frech gegen ihn.

‚Du biſt eben ſchon ſehr alt,‘ konnte ſie ſagen, ‚und willſt immer nur allen Angſt machen, weil keine Spur von Fröhlichkeit in dir iſt. Du biſt allen mit deinem ewigen ‚Gott‘ und ‚Gott‘ bis zum Halſe! Das alles haben wir ſchon oft in der Kirche gehört und uns dabei bekreuzigt und uns verneigt, und nun wollen wir eben etwas Luſtiges!‘

Dann entgegnete er ihr: ‚Das iſt nicht gut, was du da ſagſt, Mawra! Gott muß man immer vor Augen haben, denn ſo wie Er an allen Orten weilt, ſpricht Er auch zu dir vernehmlich, was dir gut ſei und was nicht recht wäre.‘

Das Mädel aber hatte nichts als Widerreden über Widerreden auf dieſe Worte, und ſo endete es noch ein jedes Mal damit: ‚Du biſt halt ein einfacher Bauer und kein Pope, und ich brauche dir nicht zu folgen.‘

Dann gab er zur Antwort: ‚Richtig, ich bin ein einfacher Bauer und dräng mich auch gar nicht unter die Popen. Du aber brauchſt nicht zu unterſuchen, was ich für einer bin, ſondern ſollſt dich nur an meine Worte halten. Die ſind aufs Gute gerichtet und gehen auf Mitleid aus.‘

Allein ſeine Enkelin antwortete: ‚Schon gut; aber wenn man jung iſt, ſoll man nicht zuviel Mitleid haben; in der Jugend ſoll man ſein Glück probieren.‘

Und dann konnte Fedoß nur noch ſagen: ‚Da kann

man nicht helfen — du wirſt es probieren, aber auch das wird dich nicht auf immer ſättigen.‘

Ja, ſo war es, wo immer auch Großvater Fedoß mit den andern zuſammenkam, ſtets waren alle gegen ihn; er aber fuhr fort zu lehren, daß man in der Stille leben müſſe, ohne Lärm und Geräuſch, und konnte doch niemals mit den Leuten übereinkommen, mit Mawrutka jedoch gab es, als die Feiertage heranrückten, häuslichen Unfrieden; ſie bedrängte ihn: ‚Großväterchen, ich brauche Mehl zum Sieben, ich will einen Fladen backen!‘

Aber das wollte er nicht und entgegnete: ‚Iß nur gebeuteltes Brot, du ſollſt dich nicht vor den andern hervortun.‘

Da ärgerte ſich Mawra: ‚Gott ſelber‘, ſagte ſie, ‚hat uns hervorgeſtellt, und da willſt du einen immerfort noch quälen!‘

Fedoß erwiderte: ‚Ach, Dummchen! Es weiß noch keiner, weshalb ihr eigentlich ſo ausgezeichnet worden ſeid; vielleicht gar nicht zu eurer Luſt, ſondern zu einer Lehre.‘

Bei einem ſolchen Geſpräch war es, daß Mawra ſich eines Tages ſo über Fedoß erzürnte, daß ſie ihn geradezu anſchrie: ‚Gott verhüte, daß ich mit dir lange zuſammenleben muß; wenn du doch ſterben wollteſt!‘

Allein auch hierüber wurde Fedoß nicht zornig. ‚Was iſt ſchon dabei! ... Eine Kleinigkeit! Wart nur, ihr werdet mich bald genug beerdigen; vielleicht werdet ihr dann an mich denken.‘

Die jungen Leute brachen in ein Gelächter aus: ‚Freilich, was du alles haben willſt! Ausgerechnet an dich alten Brummer werden wir denken!‘

Aber auch die Greiſe, jene, die er als ‚ehrenwert‘ bezeichnet hatte, ſtellten ſich nicht auf ſeine Seite, ſondern pflegten ebenfalls zu ſprechen: ‚Was überhebt er ſich? Er will wohl beſſer ſein als alle andern in Tagdiebern! Als kennten wir ihn nicht zur Genüge; haben wir nicht mit ihm gemeinſam Schnaps getrunken, mit ihm gemeinſam mit den Weibern den Reigen getanzt? — nur nicht immer ſo groß tun!‘

Das hörten die jungen Leute und waren's froh, und manch ein Mutwilliger konnte ſich ihm nähern und ſprechen: ‚Großvater Fedoß!‘

‚Was willſt?‘

‚Hör mal, was die alten Männer von dir reden!‘

‚So! Na dann erzähl's mal, laß hören.‘

‚Sie ſagen ... du wäreſt ... Ich ſchäme mich, es wiederzuerzählen!‘

‚Nun, was denn? ... was denn? Es iſt doch nicht an dir, dich zu ſchämen!‘

‚Als du noch ein junger Mann geweſen ...‘

‚Ja, da war ich ein rechter Unflat! ... Damals, Brüder, hatten wir keine Schulen! Schlachtfelder hatten wir, aber keine Schulen.‘

‚Es wird erzählt, du hätteſt einer Soldatenfrau Näſchereien gebracht!‘

‚Und ſchlimmer als das, Brüder, Schlimmeres hab ich angeſtellt. Gott ſei Dank, vieles davon iſt ſchon vergeſſen ... Gott hat es mir, ſcheint's, verziehen,

aber ... die Menſchen wiſſen es noch immer. Nicht wie ich, Brüder, ſollt ihr leben, ſondern ihr ſollt auf eine beſſere Art leben, damit euch die Leute ſpäter nichts Schlimmes nachzuſagen wiſſen.'

Wir aber, von Mal zu Mal in immer größere Irrtümer fallend, wurden zum Schluß, Brüder, von einer ſolchen Unzucht ergriffen, daß uns die Milchbrote und die Fladen zu wenig ſchienen und wir Vergnügungen und Spiele dazu haben wollten. So kamen wir denn überein, hinter dem Rücken der Älteren uns möglichſt wunderlich herauszuputzen, als Teufel und Bären und die Mädel als Zigeunerinnen, und darauf zur Wirtſchaft zu ſpringen, die jenſeits des Fluſſes lag, und dort unſere Späſſe zu treiben. Das brachte Fedoß in Erfahrung und brummte darüber: ‚Ach, ihr Sittenloſen!' ſagte er, ‚dann gedenkt ihr wohl mit euren Liedern an den Hungernden vorüberzuziehen und ſie dadurch zu ärgern? Hör einmal, Mawra, dazu verſage ich dir die Erlaubnis!'

Da umringten wir alle Fedoß, um für ſie die Erlaubnis zu erbitten: ‚So erlaub ihr's doch, Fedoß Iwanowitſch, warum willſt du ſie ewig ſchmachten laſſen!'

Allein er entgegnete: ‚Geht weg, ihr Hohlköpfe! Wie kann man das als ein Schmachtenlaſſen bezeichnen, wo ich doch nur nicht zulaſſen will, daß ein Menſch ſich zum Narren macht!'

‚Ja ja, ſo biſt du immer: du verlangſt von allen eine Überweisheit!'

‚Keine Überweisheit,' verſetzte er, ‚ich verlange nur,

was der Herr ſelber geboten hat — auf den Nächſten Rückſicht zu nehmen: iſt dein Nächſter in Not, ſo ſollſt auch du nicht tanzen.‘

‚Wird es denn etwa dadurch für den Nächſten ſchlimmer?‘

‚Verſteht ſich — führe du ihn nicht in Verſuchung, und laß auch nicht untergehen in dir ſelber die Weisheit des Verſtandes.‘

‚Daß du immer wieder mit ſolchen Gelehrſamkeiten kommen mußt! Das iſt wirklich läſtig geworden. Und dabei haſt du doch ſicherlich, als du jung warſt, nicht ſo dahergeredet, ſondern biſt munter geweſen wie alle andern.‘

‚Nun, und was macht das?‘ erwiderte Großvater Fedoß. ‚Ich habe ſchon oft genug eingeſtanden, daß ich in meinen jungen Jahren viel Dummheiten angeſtellt habe, aber geht daraus vielleicht hervor, daß ich euch jetzt raten muß, Schlimmes zu tun, ſtatt Gutes zu treiben! Ach, über euch Unkluge! Mit dem Trunkenen muß man nämlich nicht dann ſprechen, wenn er trunken iſt, ſondern wenn er ſich ausgeſchlafen hat. Als ich jung war, bin ich von manch einem Räuſchlein trunken geweſen, jetzt aber habe ich, gelobt ſei Gott, mich ausgeſchlafen. Wenn ich aber andererſeits nicht der ſündige Menſch wäre, der ich bin, ſondern ein Gerechter, dann würde ich ja wahrſcheinlich auf eine ganz andere Manier mit euch ſprechen: dann würde ich euch wahrſcheinlich gerade heraus ſagen: das verbietet euch Gott, und Seine Strafe wird deswegen über euch kommen!‘

Wegen dieſes Wortes ſtand alles gegen Fedoß auf. ‚Nein, nein!‘ ſchrieen ſie. ‚Was krächzeſt du da wie ein Rabe! Das haſt du dir alles glatt ausgedacht! Von Fröhlichkeit wird ſogar in den Kirchen geſprochen. König David hat ſowohl geſpielt als auch getanzt, und iſt etwa auf der Hochzeit wenig Wein getrunken worden? Du ſollſt uns nichts aufzwingen — das iſt keineswegs für uns verboten. Und wenn es wirklich die Abſicht des Herrn wäre, die Leute auf eine andere Bahn zu bringen, dann hätte Er wohl nicht dich geſandt, ſondern einen beſonderen Boten und Verkündiger.‘

Fedoß gab ſich große Mühe, ihnen einzuhämmern, daß es nicht an uns ſei, zu beurteilen, welchen Boten Gott ausſende, ſondern daß das Wort des Herrn ein geiſtlich Ding ſei und ſeinen Samen ausſtreue, durch wen immer es zu den Menſchen dringe, und daß man den, der im Sinne Gottes ſpreche, anhören müſſe und nicht erſt auf expreſſe Boten warten ſolle. Denn es könnte leicht ſo kommen, daß wenn ein ‚Expreſſer‘ aufträte, niemand ihn verſtehen würde.

Wenn auch alle mit dem Großvater ſtritten, ſo ſcheute ſich doch ein jeder, offen gegen ſeine Worte zu handeln; wenn wir auch bei der Erinnerung daran, was die Alten von der Soldatenfrau erzählten, Fedoß ſcheinbar weniger reſpektierten, konnten wir uns andererſeits nicht verhehlen, daß er ſchon längſt zu einem gerechten Mann geworden war, und dann mußten wir uns vor Fedoß ſchämen. Daß er vor Zeiten ein Sünder war, es iſt wahr, er war ein Sünder, aber nun hatte ſich

doch ſchon längſt alles geſetzt, und er ſelber war zum Guten übergegangen! Einerſeits wollten wir durchaus unſern Willen durchſetzen, aber andererſeits ſchämten wir uns. Und ſo verbargen wir denn unſere Abſichten und trafen insgeheim die Verabredung, uns am Abend vor dem Weihnachtstage im Getreideſpeicher zu verſammeln und dort in der Ecke im Stroh verſteckt aufeinander zu warten, um dann verkleidet in hellen Haufen zu dem Schenkwirt zu gehen. Wußten wir doch, daß es beim Wirt ein Feſt geben würde, wie es ſich gehörte: er hatte einen Ochſen um die Ecke gehen laſſen, drei Schweine abgeſtochen und außerdem zwei Faß Dünnbier gebraut. Dort wollten wir alſo hingehen, uns toll und voll ſaufen und freſſen, die Mädel aber mochten auf dem Heimwege ſehen, wo ſie blieben.

Ja, ſolch vortreffliche Abſichten waren im Umlauf!

So waren wir denn jetzt ſehr geſchäftig: wir mußten verſchiedenartige Kleidungsſtücke herbeiſchaffen und ſie an geheimen Plätzen verbergen. Und lebten dabei ſtändig in der Angſt, daß unſere hungrigen Nachbarn uns dabei beobachten und unſer verborgenes Gut ſtehlen könnten.

Bis zum Heiligabend hatten wir ihnen immer noch Biſſen geſpendet, am Tage vorher aber ſprachen unſere Weiber und Mädel zu ihnen: ‚Hört mal, ihr Bedürftigen! Daß ihr es morgen nicht wagt, hierherzukommen, denn morgen werden wir uns in den Bade-

ſtuben waſchen und mit den Beilen die Bänke abſchaben. Morgen haben wir für euch nichts übrig. Richtet euch eben ein, ſo gut ihr's wißt.'

Mawrutka wollte ihren Putz erſt dann in den Getreideſpeicher tragen, wenn Großvater Fedoß in den Wald gegangen war; als ſie alles, was nötig war, in der Hütte geſcheuert und ſaubergeſchabt hatte, ſchaute ſie durchs Fenſter und ſah, daß es draußen ein naßkaltes Schneegeſtöber gab, das einem ordentlich den Atem verſchlug. Da dachte Mawrutka: ‚Ich will ſchnell hinſpringen, ſonſt kommt mir noch Großvater auf den Hals!' Allein, kaum hatte ſie die Tür geöffnet, und kaum hatte ihr der naſſe Schnee ins Geſicht gepeitſcht, da ſah ſie dicht vor ſich auf einem Mühlſtein an der Schwelle ein Bettelkind ſitzen, das ſehr eigenartig ſchien: das Kind hatte ein feines Geſichtchen, ſeine ganze Kleidung aber beſtand nur aus einem zerriſſenen Kittelchen, das auf den Schultern große Löcher hatte, die mit Stroh ausgeſtopft waren, ganz ſo als wären dort abgebrochene Flügelchen in Stroh gehüllt und befeſtigt.

Da ärgerte ſich Mawrutka über das Kind.

‚Was willſt du,' ſagte ſie, ‚was ſoll das, daß du an einem ſolchen Tage hergekommen biſt? Daß euch doch alle die Peſt —!'

Das Kind aber ſtand da und ſchaute ſie mit ſeinen großen Augen an.

Da ſprach das Mädel: ‚Was ſtarrſt du mich mit deinen Glotzaugen an? Marſch, fort!'

Das Kind aber ſtand immer noch da.

Da drehte Mawrutka es um und ſtieß es fort: ‚Marſch, in den Sumpf!‘

Und lief ſelber fort und ſpürte keinerlei Unruhe in ihrer Seele, denn es war ja doch jenen geſagt worden, daß ſie an dieſem Tage nicht zu kommen hätten — was ſchleppte es ſich da her!

So lief Mawra denn zum Speicher und dort direkt in die entfernteſte Ecke und verſteckte in dieſer im trockenen Stroh ihren ganzen Putz; als ſie ſich aber wieder aufrichtete, um zurückzugehen, ſah ſie, daß das ſelbe ‚glotzäugige‘ Kind auf der Torſchwelle ſtand.

Mawrutka geriet in hellen Zorn.

‚Du Rotznaſe,‘ ſagte ſie, ‚du ſpionierſt mich wohl aus, um mein Eigentum zu ſtehlen! Das werde ich dir abgewöhnen!‘ Und ſchleuderte einen ſchweren Dreſchflegel auf das Kind, einen Dreſchflegel, der das Kind ſofort hätte töten müſſen, Gott aber war gnädig — er flog vorbei, worüber ſie freilich in noch größere Wut geriet und hinter dem Kinde herlief. Dieſes aber hatte ſich entweder hinter einer Ecke verſteckt, oder es war vor Furcht in eine Getreidedarre geſchlüpft, jedenfalls fand Mawra es nicht und ging ſchnell nach Hauſe, um früher da zu ſein, noch ehe Großvater Fedoß aus dem Walde heimkäme, und war dabei voller Angſt, als ſtünde ihr irgendein Unheil bevor oder als würde ſie von jemand verfolgt.

Je ſchneller ſie aber lief, deſto mehr ſank ihr der Mut, und zudem ſchien ihr noch jemand vor ihrem Hauſe zu ſein ...

Mawrutka ſchaute ſchärfer hin: konnte es möglich ſein, daß das glotzäugige Kind wieder dort war? ...

Ein gleichaltriges Mädel ging, einen Eimer tragend, an ihr vorüber und fragte ſie: ‚Was haſt du? haſt du dir am Ende den Fuß verrenkt?‘

Aber Mawrutka winkte ihr nur zu und fragte ſie: ‚Hör mal, kannſt du unſer Haus von hier aus ſehen?‘

‚Das kann ich.‘

‚Sag mal, was ſitzt da vor unſerm Haus unterm Fenſter auf dem Bänkchen?‘

‚Na, Großvater Fedoß doch ...‘

‚Sollteſt du vielleicht plötzlich hühnerblind geworden ſein?‘

‚Wieſo denn! Wo ich ihn doch ganz klar ſehe, wie ſeine Hände in Fäuſtlingen ſtecken und wie er ſich auf die Krücke ſtützt und etwas ſchleppt. Schwer plagt ihn ſoeben der Huſten ...‘

‚Siehſt du dort nicht auch einen glotzäugigen Balg?‘

‚Ein glotzäugiges Kind ging heute im Dorf von Tür zu Tür, jetzt aber iſt es futſch ...‘

Da ſagte ihr Mawrutka, daß ſie noch ſoeben das glotzäugige Kind geſehen und daß dieſes ausſpioniert habe, wo ſie ihren Putz verſteckt hätte.

‚Und jetzt‘, ſagte ſie, ‚meine ich immer, daß dieſes Ekel meinen Putz finden und ſtehlen wird.‘

‚Lauf hin und verſteck ihn wo anders!‘

‚Richtig, ich will hinlaufen!‘

Und fühlte dabei doch ſelber, daß es ihr jetzt im Speicher nicht mehr ganz geheuer ſein würde.

Nach Hauſe gekommen, machte Mawra es dem

Großvater wieder nicht recht, ſo daß er zu ihr ſprach: ‚Du haſt dir wahrſcheinlich in den Sinn geſetzt, deinen Kopf durchzuſetzen. Aber gib acht, daß dabei kein Unglück entſteht!‘

Sie erwiderte: ‚Du wirſt mich nicht zurückhalten!‘

‚Warum mit Gewalt zurückhalten ... iſt nicht notwendig ... Aber ſag mal, was gefällt dir denn dabei ſo gut? ... Wenn ihr heimgeht, paßt auf, daß euch die Jungens nicht noch etwas antun.‘

‚Da krächzt er, ſchon wieder krächzt er! Wir fürchten keinen, und dort wird es ein Feſt geben, wie es ſich gehört — ſie haben einen Ochſen geſchlachtet und drei Schweine und mit Malz ein Dünnbier gebraut ...‘

‚Schau an, was alles für Verrücktheiten vorbereitet worden ſind! Gebraut und geſchlachtet ...‘

‚Dir tun wohl gar die Schweine leid!‘

‚Ein Rabe ſogar, auch der täte mir leid; ſogar wegen ſeines Köpfchens kümmert ſich eine höhere Vorſehung ...‘

‚Wegen des Rabenköpfchens?‘

‚Ja!‘

‚Vorſehung?‘

‚Ja!‘

‚Pfui!‘

Mawra ſpuckte laut aus.

Der Großvater ſagte: ‚Warum ſpuckſt du?‘

‚Ich ſpucke auf deine Worte.‘

‚Auf meine kannſt du ſpucken, aber ſei nicht frech zum Hausherrn.‘

‚Den brauche ich eben nicht.‘

‚Schau mir einer an!‘

‚Natürlich!... Mag er fremden Pferden die Mähnen zauſen.‘

‚Was ſchwatzeſt du da, Törin! Wo ich doch zu dir von Dem ſpreche, für Den wir alle arbeiten müſſen.‘

‚Ich aber kann das nicht begreifen und will es nicht.‘

‚Was — arbeiten?‘

‚Gewiß.‘

‚Und wirſt es müſſen. Denn nicht alle arbeiten aus freiem Willen, es werden manche dazu gezwungen. Und ſo wirſt auch du arbeiten müſſen.‘

Trotz ihres Zornes mußte Mawra lachen und entgegnete: ‚Hör auf, Großvater, wahrhaftig, man kann ſehen, daß du von Sinnen biſt!‘

Da ſah ſie der Großvater nur an und erwiderte: ‚Der Herr ſei mit dir, du geſcheites Mädel!‘ und kroch ſelber auf die Ofenbank; ſie aber ergriff ſeine Laterne mit der Kerze darin, verbarg ſie und eilte haſtig zum Speicher, um ihren Putz anderswo zu verſtecken.

Im Speicher war es bereits dunkel, und es drang von allen Seiten die Furcht auf ſie ein und mit dieſer das Grauen: es packte ſie geradezu an den Schultern und verwirrte ihr die Beine. Sie dachte: ich will ſchnell das Licht anſtecken, dann werde ich mehr Mut haben; ſie ſtrich mit dem Zündholz einmal und noch einmal, und da war ihr, als flöge etwas dicht an ihrem Geſicht vorüber. Endlich hatte ſie die Laterne angeſteckt und bekreuzigte ſich, aber kaum war ſie in die Ecke gelangt, in der ſich das Stroh befand, da flog von

der einen Seite ein kleines Vöglein zu ihr heran und von der anderen ein anderes, ganz ſo, als wollten ſie es ihr nicht erlauben!

Und plötzlich erkannte ſie, daß ihr dies nicht nur ſo vorkam, ſondern daß es in Wahrheit ſo war: die kleinen Spatzen kamen von irgendwoher hier zuſammen und flatterten ins Licht und fielen aufs Stroh und ſaßen dort mit geſträubtem Gefieder und ſchauten ſie an ...

‚Ich will es ſchnell herausreißen und fortlaufen,‘ dachte Mawra und begann haſtig mit beiden Händen im Stroh zu wühlen, plötzlich aber bewegte ſich etwas unter ihrer Hand und krabbelte ... Sie griff feſter zu, und plötzlich fiel noch ein Spatz herab und flatterte und zwitſcherte ... ‚Pfui Teufel, was ſuchſt du da? Verdammter!‘ Und griff ihn und riß ihm den Kopf ab und hatte dabei nicht bemerkt, wie ſie, wild vor Wut, die Laterne umgeſchmiſſen hatte und wie durch dieſe mit einem Mal das ganze Stroh Feuer faßte; aus dem Stroh aber, aus dem Haufen — was ſagt ihr wohl dazu! — erhob ſich plötzlich jenes ſelbe glotzäugige Kind und hatte Blutstropfen auf der kleinen Stirn.

Da freilich vergaß Mawra alles und ſtürzte fort, das Feuer aber fegte mit dem Sturm durch das ganze Dorf und legte in einer Stunde alles in Aſche, wofür wir gelebt und womit wir geprahlt ...

Schlimmer war es nun um uns beſtellt als um jene, die uns vormals zur Laſt gefallen waren, denn nicht nur war unſer ganzes Korn verbrannt, ſon-

dern wir hatten nicht einmal mehr Schlupfwinkel, in denen wir hauſen konnten, und mußten daher nun unſererſeits zu unſern Bettlern gehen und dieſe anflehen, ob wir nicht bis zu den warmen Tagen bei ihnen wohnen dürften.

Bei jenem Feuerſchaden hatte ſich Großvater Fedoß am ganzen Leibe verſengt und ſtand nicht mehr auf; trotzdem aber blies er immer noch ins gleiche Horn und ſagte den andern als Troſt: ‚Macht nichts,‘ ſagte er, ‚was Gott ſendet, iſt alles gut. Da wir noch Gottes Lieblinge waren, da hatten wir uns freilich ganz vergeſſen und wollten nichts, als unſere Narreteien ausführen, jetzt aber wird uns der Herr wieder auf einen beſſeren Weg bringen.‘

Und ſtarb mit dieſen Worten, — mit eben dieſem Glauben!

Was das aber für ein Kind war und von wo es gekommen und wohin es beim Feuerſchaden geraten war, das hat nachher niemand in Erfahrung bringen können, und ſo begann man denn zu ſprechen, es ſei ein Engel geweſen, und wir ſeien deshalb beſtraft worden, weil wir ſo gefühllos mit ihm geweſen waren.

‚Gleichviel,‘ hatte ſchon Fedoß geſagt, ‚was das auch für ein Kind geweſen ſein möge, — ein armes Kind iſt immer Gottes Bote, denn es dient dem Herrn, wenn Er unſere Herzen kennen lernen will . . .‘ So gebt denn auch ihr alle fein acht, denn es kann einem jeden von euch geſchehen, daß er einmal einem ſolchen Boten begegnet!“

Der Heckrubel

Ein Weihnachtsmärchen

Es gibt einen Aberglauben, daß es möglich ſei, mittels übernatürlicher Kräfte einen Heckrubel zu erhalten, das heißt einen Rubel, der, wie oft man ihn auch ausgäbe, immer wieder heil in die Taſche zurückkehrt. Allein um einen ſolchen Rubel zu erhalten, muß man zuvor große Ängſte ausſtehen. Alle kann ich nicht mehr aufzählen, aber ich erinnere mich noch daran, daß man unter anderem eine ſchwarze Katze ohne die geringſten Flecken nehmen müſſe und dieſe in der Weihnachtsnacht an der Kreuzung von vier Straßen, von denen die eine unbedingt zum Friedhof führen muß, feilzubieten habe.

An einem ſolchen Ort muß man haltmachen und die Katze ſo lange zwicken, bis ſie miaut, und dabei feſt die Augen zudrücken. Und zwar muß man dies alles wenige Minuten vor Mitternacht tun, denn mit dem Schlag der Mitternachtsſtunde wird dann jemand kommen, der die Katze erſtehen will. Der Käufer wird für das arme Tierchen ſehr viel Geld bieten, der Verkäufer jedoch ſoll unter allen Umſtänden nur einen Rubel verlangen, — nicht mehr und nicht weniger als einen Silberrubel. Nun wird der Käufer verſuchen, dem Verkäufer eine größere Summe anzuhängen, allein dieſer muß hartnäckig auf dem einen Rubel beſtehen, und wenn er dann endlich dieſen einen Rubel erhalten hat, muß er ihn in die Taſche tun und feſt in der Hand halten, und darauf ſo ſchnell als möglich fortgehen und ſich nicht umdrehen. Und

dieſer Rubel eben iſt der Heckrubel oder der unausgebbare Rubel, — das heißt, wie oft man ihn auch für einen Gegenſtand in Bezahlung gäbe, er kehrt immer wieder in die Taſche zurück. Um zum Beiſpiel hundert Rubel zu bezahlen, muß man lediglich hundertmal mit der Hand in die Taſche fahren und jedesmal den gleichen Rubel hervorziehen.

Dies iſt natürlich ein leerer und unmöglicher Aberglaube; allein es gibt noch heute einfältige Leute, die nur zu bereit ſind zu glauben, daß man Heckrubel in der Tat erlangen könne. Und als ich noch ein kleiner Bube war, glaubte ich ebenfalls daran.

2

Es war in meiner Kindheit, die Kinderfrau legte mich in einer Weihnachtsnacht ſchlafen und erzählte mir dabei, daß in dieſer Nacht die meiſten in unſerm Dorf nicht an Schlaf dächten, ſondern entweder Karten ſchlügen oder ſich verkleideten und wahrſagten, und manche würden es unter anderm darauf anlegen, ſich einen Heckrubel zu gewinnen. Sie verbreitete ſich über das Thema, daß es jenen Menſchen, die heute gegangen wären, einen Heckrubel zu erlangen, jetzt wohl ſehr greulich zu Mut ſein müſſe, denn dieſen ſtünde ja bevor, an einem fernen Kreuzwege Auge in Auge dem Teufel gegenüber zu ſtehen und mit ihm um den Preis einer ſchwarzen Katze zu feilſchen; andererſeits freilich ſtünden dieſen auch die allergrößten Freuden bevor ... Wieviel wunderſchöne Gegenſtände könnte man ſich wohl für einen ſolchen nie ausſetzenden

Rubel kaufen! Und was ich wohl täte, wenn mir ein ſolcher Rubel in die Hände fiele! Ich war damals erſt acht Jahre alt, aber ich war trotz dieſes geringen Alters bereits in Orjol und in Kromy geweſen und kannte einige hervorragende Erzeugniſſe der ruſſiſchen Kunſt, die von Kaufleuten gelegentlich des Weihnachtsjahrmarktes in unſer Kirchſpiel geſchafft worden waren.

So wußte ich, daß es auf der Welt ſowohl gelbe Lebkuchen mit Honig als auch weiße Lebkuchen mit Zuckerkand gäbe, Sirupſtangen und Zuckerln zum Lutſchen und außerdem ein Naſchwerk, das in unſerer Sprache als ſüße Nudeln bezeichnet wurde, es gab auch gewöhnliche Nüſſe und geröſtete Nüſſe, und für einen reicheren Beutel wurden ſogar Roſinen und Datteln herbeigeſchafft. Außerdem hatte ich Bilder mit Generälen geſehen und eine Menge anderer Gegenſtände, die ich keineswegs alle kaufen konnte, da man mir für meine Einkäufe nur einen gewöhnlichen Silberrubel geben würde und keineswegs einen Heckrubel. Aber da beugte ſich die Kinderfrau über mich und flüſterte mir zu, daß heuer alles anders werden müſſe, denn meine Großmutter beſitze einen ſolchen Heckrubel, und die habe ſich entſchloſſen, ihn mir zu ſchenken, freilich müſſe ich ſehr vorſichtig mit ihm umgehen, um dieſer wunderbaren Münze nicht verluſtig zu gehen, denn ſie habe eine zauberiſche und höchſt eigenwillige Eigenſchaft.

„Was für eine?“ fragte ich.

„Das wird dir die Großmutter ſagen. Jetzt aber

ſchlafe, denn morgen, wenn du aufwachſt, wird deine Großmutter dir den Heckrubel bringen und dir ſagen, wie du mit ihm umgehen mußt.“

Geſchmeichelt von dieſem Verſprechen, bemühte ich mich, augenblicks einzuſchlafen, damit nicht das Erwarten des Heckrubels mich zu ſehr quäle.

3

Die Kinderfrau hatte mich nicht getäuſcht: die Nacht flog wie ein kurzer Augenblick, den ich gar nicht erſt richtig bemerkte, vorüber, und ſchon ſtand Großmutter mit ihrer großen Haube mit den Tüllfalbeln vor meinem kleinen Bettchen und hielt in ihren weißen Händen eine neue, ſaubere Silbermünze, geprägt in beſter und vollkommenſter Qualität.

„Nun, da haſt du einen Heckrubel“, ſagte ſie. „Nimm ihn und begib dich in die Kirche. Nach der Meſſe werden wir alten Leute zu Vater Waſſilij, dem Geiſtlichen, gehen, um bei ihm Tee zu trinken, du aber kannſt derweilen allein auf den Jahrmarkt laufen und alles kaufen, wonach du Luſt haſt. Und wenn du einen Gegenſtand erſtanden, dann fahr mit der Hand in die Taſche und gib den Rubel her, dieſer aber wird ſogleich aufs neue in deiner Taſche ſein.“

„Freilich,“ entgegnete ich, „das weiß ich alles ſchon.“ Und preßte ſelber den Rubel in meiner kleinen Fauſt und hielt ihn, ſo feſt ich konnte.

Großmutter fuhr fort: „Der Rubel kehrt zurück, das iſt richtig. Das iſt ſeine gute Eigenſchaft, — und außerdem kann man ihn nie verlieren; andererſeits

aber hat er noch eine zweite Eigenſchaft, die ſehr fatal iſt: der Heckrubel wird in deiner Taſche ſo lange nicht ausgehen, ſolange du nur Gegenſtände mit ihm kaufſt, die dir oder andern Menſchen nötig und nützlich ſind; ſollteſt du aber einmal, und ſei es auch nur für einen Groſchen, etwas völlig Überflüſſiges erwerben, ſo wird dein Rubel im gleichen Augenblick verſchwinden.“

„Oh Großmütterchen,“ erwiderte ich, „ich bin Ihnen ſehr dankbar, daß Sie mir das geſagt haben; doch ſeien Sie davon überzeugt, daß ich ſchon nicht mehr ſo klein bin, um nicht zu begreifen, was auf der Welt nützlich und was unnütz iſt.“

Großmutter ſchüttelte den Kopf und meinte lächelnd, daß ſie es dennoch bezweifle; allein ich beteuerte, daß ich ſehr wohl wiſſe, wie man zu leben habe, wenn man ſo reich ſei.

„Vortrefflich,“ ſagte Großmutter, „trotzdem aber ſollſt du an das denken, was ich dir ſoeben geſagt.“

„Seien Sie nur ruhig. Sie werden ſchon ſehen, daß ich zu Vater Waſſilij einen Haufen der ſchönſten Einkäufe bringen werde und daß ſich mein Rubel dennoch heil und ganz in meiner Taſche befinden wird.“

„Ich werde mich ſehr darüber freuen, — wir werden ja ſehen. Immerhin ſollſt du nicht zu zuverſichtlich ſein, und denke daran, daß es keineswegs immer ſo leicht iſt, wie du annimmſt, das Notwendige vom Überflüſſigen und Dummen zu unterſcheiden.“

„Würden Sie nicht in dem Fall ſo gut ſein, mit mir auf den Jahrmarkt zu gehen?“

Großmutter willigte ein, allein ſie warnte mich zu-

vor, daß es ihr nicht möglich ſein würde, mir dabei Ratſchläge zu erteilen oder mich vor Fehlern und Übereilungen zurückzuhalten, denn jener, in deſſen Beſitz ein Heckrubel ſei, dürfe von niemand Ratſchläge annehmen, ſondern müſſe ſich von ſeinem eignen Verſtande leiten laſſen.

„Oh, mein liebes Großmütterchen," entgegnete ich, „Sie werden auch gar nicht in die Notwendigkeit verſetzt werden, mir mit Rat beizuſtehen, — ich werde immer nur Ihr Geſicht anſchauen und in Ihren Augen leſen, was nötig iſt."

„Schön, dann laß uns gehen!" Und alsbald ſchickte Großmutter eines unſerer Mädel zu Vater Waſſilij und ließ ſagen, ſie werde ein wenig ſpäter zu ihm kommen, und ſo begaben wir beide uns denn auf den Jahrmarkt.

4

Das Wetter war vortrefflich, — ein leichter Froſt mit geringer Feuchtigkeit; in der Luft roch es nach weißen Bauernſtrümpfen, Lindenbaſt, Hirſe und Lammfellen. Es war eine Menge Volk zuſammengeſtrömt, und alle trugen das Beſte, was ſie hatten. Die Buben aus den reicheren Familien hatten alle von ihren Vätern für ihre kleinen Ausgaben je einen Groſchen erhalten und dieſe Kapitale bereits auf den Erwerb von tönernen Pfeifchen verwandt, auf denen ſie ein ganz vertracktes Konzert aufführten. Die ärmeren Kinder dagegen, die keinen Groſchen erhalten hatten, ſtanden vor dem Zaun und leckten ſich nur neidiſch

die Lippen. Ich ſah, daß ſie ebenfalls den heißen Wunſch hegten, ähnliche Muſikinſtrumente zu beſitzen, um aus ganzer Seele mit der allgemeinen Harmonie zu verſchmelzen, und ... ich blickte Großmutter an ...

Tönerne Pfeifchen konnte man nicht gerade als notwendig bezeichnen, und nützlich waren ſie ſchon keineswegs, allein in dem Geſicht meiner Großmutter las ich nicht den geringſten Tadel wegen meiner Abſicht, jedem dieſer armen Kinder ein Pfeifchen zu kaufen. Im Gegenteil, das gütige Antlitz der Greiſin drückte eher eine gewiſſe Befriedigung aus, die ich als Billigung anſah: und ſogleich verſenkte ich meine Hand in die Taſche und zog aus dieſer meinen Heckrubel hervor und kaufte eine ganze Schachtel ſolcher Pfeifchen und erhielt ſogar noch ein wenig Kleingeld zurück. Als ich dieſes in meine Taſche tat, taſtete ich mit der Hand und merkte, daß mein Heckrubel heil und ganz war und ſich wieder an ſeinem Platze befand, genau wie vor dem Einkauf. Und doch hatten alle Kinder ihre Pfeifchen erhalten, und ſelbſt die Ärmſten unter ihnen waren plötzlich genau ſo glücklich wie die reicheren und pfiffen aus aller Kraft, Großmutter und ich aber gingen weiter, und ſie ſagte zu mir: „Du haſt recht gehandelt, denn auch die armen Kinder müſſen ſpielen und luſtig ſein, und wer die Möglichkeit hat, ihnen zu einer Freude zu verhelfen, der ſoll ſtets vor allem beſtrebt ſein, dieſe Möglichkeit auszuführen. Fahre denn zum Beweis, daß ich recht habe, noch einmal mit der Hand in deine Taſche und ſchau nach, wo dein Heckrubel iſt.“

Ich fuhr mit der Hand hinein und . . . mein Heckrubel befand ſich in meiner Taſche.

Aha, dachte ich, jetzt habe ich alſo verſtanden, wie die Sache liegt, und kann mutiger vorgehen.

5

Nun begab ich mich zu einem Laden, in welchem Zitz und Tücher feilgehalten wurden, und kaufte für jedes unſerer Mädel ein Tüchlein, der einen ein roſafarbenes, der andern ein himmelblaues, für die alten Frauen aber kaufte ich himbeerfarbene Kopftücher; aber noch ein jedes Mal, wenn ich die Hand in die Taſche ſenkte, um die Bezahlung hervorzuziehen, war mein Heckrubel an ſeinem Platz. Darauf kaufte ich für die Tochter unſerer Beſchließerin, die demnächſt heiraten ſollte, zwei Schnallen aus Karneol und wurde dabei ein wenig unruhig; allein Großmutter zeigte nach wie vor eine gute Miene, und ſo befand ſich denn auch nach dieſem Einkauf mein Rubel wohlbehalten in meiner Taſche.

„Für eine Braut gehört es ſich, ſich zu putzen," ſagte Großmutter, „dies iſt ein ereignisreicher Tag im Leben eines jeden Mädchens, und es iſt ſehr lobenswert, wenn man ſie erfreut, — denn wenn der Menſch ſich freut, betritt er mutiger den neuen Lebenspfad, und es hängt doch ſo viel vom erſten Schritt ab. Du haſt ſehr wohl getan, die bedürftige Braut zu erfreuen!"

Darauf kaufte ich auch für mich ſelber eine große Menge von Süßigkeiten und Nüſſen, in einem anderen

Laden aber erſtand ich ein dickes Buch ‚Der Pſalter‘, genau das gleiche, das ſtets auf dem Tiſch unſerer Viehwärterin gelegen hatte. Die arme Alte hatte dieſes Buch ſehr geliebt, allein zum Unglück war das Buch auch nach dem Geſchmack eines Zuchtkälbchens geweſen, das mit der Viehwärterin die Hütte teilte. Das Kälbchen hatte leider viel zu viel freie Zeit gehabt und dieſe damit verbracht, in einer glücklichen Stunde des Müßiggangs die Ecken ſämtlicher Blätter des Pſalters abzuknabbern. Somit war die arme Alte des Vergnügens beraubt worden, die Pſalmen, aus denen ſie für ſich ſelber Troſt ſchöpfte, zu leſen oder zu ſingen, und jammerte ſehr über den Vorfall.

Ich war davon überzeugt, daß ich, indem ich ihr dieſes neue Buch an Stelle des verlorenen alten kaufte, keine leere und überflüſſige Tat verrichtete, und ſo war es denn auch: als ich meine Hand in die Taſche ſenkte, war mein Rubel aufs neue an ſeinem Ort.

Die Zahl meiner Einkäufe wurde immer größer, und der Rahmen, in dem ich ſie vollzog, wurde von mir immer weiter geſteckt, — ich kaufte einfach alles, was meiner Anſicht nach notwendig war, ja, ich kaufte ſogar Dinge, die mir ſchon faſt allzu riskant erſchienen, ſo zum Beiſpiel kaufte ich unſerm jungen Kutſcher Konſtantin einen reichverzierten Hüftgurt und unſerm luſtigen Schuhmacher Jegor eine Harmonika. Und trotzdem blieb der Rubel da, obwohl ich das Antlitz von Großmutter ſchon gar nicht mehr betrachtete und den Ausdruck ihrer Mienen nicht mehr befragte. Ich ſelber war jetzt der Mittelpunkt des

Ganzen, — alles blickte mich an, alle folgten mir und ſprachen über mich.

„Schaut doch nur unſern jungen Herrn an! Er iſt für ſich allein in der Lage, den ganzen Jahrmarkt zu kaufen, denn ihr müßt wiſſen, daß er einen Heckrubel beſitzt.“

Ich ſelber aber fühlte etwas Neues und bis zu jener Zeit mir unbekannt Gebliebenes in mir. Ich wünſchte, daß alle ſich mit mir beſchäftigten, alle hinter mir drein gingen und daß alle von mir ſprächen, wie klug ich ſei, wie reich und gütig.

Und da wurde es mir unruhig zu Mute und langweilig.

6

Um die gleiche Zeit jedoch näherte ſich mir plötzlich, weiß Gott von wo, der dickbäuchigſte von allen Jahrmarkthändlern, nahm die Mütze ab und redete mich an: „Ich bin hier der dickſte von allen und erfahrener als alle, und mich können Sie nicht täuſchen. Ich weiß, daß Sie alles kaufen können, was ſich hier auf dem Jahrmarkt befindet, denn Sie haben einen Heckrubel. Wenn man einen ſolchen hat, iſt es kein Kunſtſtück, das ganze Kirchſpiel in helles Erſtaunen zu verſetzen, und trotzdem gibt es dennoch etwas, was Sie nicht einmal mit dieſem Rubel kaufen können.“

„Gewiß, wenn es ein unnützer Gegenſtand iſt, ſo werde ich ihn natürlich nicht kaufen.“

„Was heißt das ‚unnützer‘? Würde ich Ihnen denn davon ſprechen, wenn er unnütz wäre? Schauen Sie

ſich lieber um und beachten Sie, von wem wir umringt werden, obwohl Sie doch einen Heckrubel haben. Sie haben für ſich ſelber nichts als Süßigkeiten und Nüſſe gekauft, den andern dagegen eine Unmenge nützlicher Gegenſtände, und nun ſchauen Sie, wie dieſe Ihre Wohltaten vergelten; ſchon jetzt haben alle Sie vergeſſen.“

Ich ſah mich um und gewahrte zu meinem äußerſten Erſtaunen, daß der dickbäuchige Kaufmann und ich allerdings ganz allein daſtanden und daß keine Sterbensſeele ſich in unſerer Nähe befand. Großmutter war ebenfalls nicht da, ich hatte ſie allerdings ſchon vorher vergeſſen, die anderen Jahrmarktbeſucher aber hatten ſich verzogen und umringten jetzt einen langen und hageren Mann, der über ſeinem Halbpelz eine lange geſtreifte Weſte trug, die mit glasähnlichen Knöpfen beſetzt war, von denen, wenn er ſich bewegte und zur Seite wandte, ein ſchwaches, trübes Flimmern ausging.

Das war alles, was an dem langen mageren Menſchen anziehend ſein konnte, und dennoch zogen die andern hinter ihm her und gafften ihn an, als wäre er die allermerkwürdigſte Naturerſcheinung.

„Ich kann nichts Beſonderes an ihm gewahren“, ſagte ich zu meinem neuen Gefährten.

„Mag ſein, allein Sie müſſen doch ſehen, wie das allen gefällt. Und ſchauen Sie nur, auch Ihr eigner Kutſcher Konſtantin mit ſeinem geckenhaften Gurt folgt ihm, und der Schuhmacher Jegor mit der Harmonika, und die Braut mit den Schnallen, und ſogar

die alte Viehmagd mit ihrem neuen Buch. Gar nicht erſt zu reden von den Kindern mit den Pfeifchen.

Ich blickte mich um, in der Tat, alle dieſe umſtanden den Mann mit den glasähnlichen Knöpfen, und alle Buben pfiffen auf ihren Pfeifchen ſeinen Ruhm.

In mir regte ſich das Gefühl des Verdruſſes. Es ſchien mir ſchrecklich kränkend zu ſein, und ich fühlte alsbald, daß es meine Pflicht und meine Berufung wäre, mich über den Mann mit den Glasſtückchen zu erheben.

„Denken vielleicht auch Sie, daß ich mich nicht über ihn erheben kann?“

„Ja, das denke ich“, entgegnete der Wanſt.

„Schön, dann werde ich Ihnen ſogleich beweiſen, daß Sie im Irrtum ſind!“ rief ich, lief eilig auf den Mann, der die Weſte über dem Halbpelz trug, zu und fragte ihn: „Hören Sie, wollen Sie mir nicht Ihre Weſte verkaufen?“

7

Der Mann mit den Glasſcherben drehte ſich im Sonnenlichte zu mir um, ſo daß von den Knöpfen auf ſeiner Weſte ein trübes Flimmern ausging, und erwiderte: „Einverſtanden, ich bin mit großer Genugtuung bereit, ſie Ihnen zu verkaufen, freilich iſt ſie ſehr teuer.“

„Bitte ſich deswegen nicht zu ſorgen; ſagen Sie mir ſchneller den Preis Ihrer Weſte.“

Er aber lächelte verſchmitzt und meinte: „Ich kann

nicht verhehlen, daß Sie noch ſehr unerfahren ſind, wie es ſich für Ihr Alter gehört, — Sie ſcheinen nicht ganz zu verſtehen, worum es ſich handelt. Was meine Weſte betrifft, die koſtet gar nichts, denn weder leuchtet ſie, noch wärmt ſie, und darum will ich ſie Ihnen gern umſonſt geben, aber Sie werden mir einen Rubel für jedes der an die Weſte gehefteten Glasknöpfchen bezahlen, denn obwohl dieſe Knöpfchen ebenfalls weder leuchten noch wärmen können, vermögen ſie doch auf einen Augenblick ein wenig zu flimmern, und dieſes gefällt allen Leuten ſehr.“

„Schön,“ verſetzte ich, „ich will Ihnen einen Rubel für jeden Ihrer Knöpfe geben. Ziehen Sie ſchnell die Weſte aus.“

„Nein, belieben vielmehr Sie zuvor das Geld aufzuzählen.“

„Auch gut.“

Ich ſteckte die Hand in die Taſche und zog meinen einen Rubel hervor, allein als ich mit der Hand zum zweiten Male hineinfuhr, da ... da war meine Taſche leer ... Mein Heckrubel war nicht mehr zurückgekehrt ... er war verloren ... er war verſchwunden ... er war nicht mehr da, und dabei ſchauten alle rings mich an und lachten mich aus.

Ich brach in bittere Tränen aus und ... ich erwachte.

8

Es war Morgen; vor meinem Bettchen ſtand Großmutter in ihrer großen Haube mit den Tüllfalbeln

und hielt in der Hand einen nagelneuen Silberrubel, der das übliche Weihnachtsgeſchenk bildete, das ſie mir beſcherte.

Da begriff ich, daß alles, was ich erblickt, ſich nicht in Wahrheit, ſondern nur im Traum zugetragen, und eilte ihr zu erzählen, aus welchem Grunde ich geweint hätte.

„Dein Traum iſt gut,“ ſagte Großmutter, „beſonders wenn du ihn richtig verſtehen wollteſt. In allen Märchen und Fabeln liegt immer ein beſonderer verborgener Sinn begraben. Der Heckrubel, — er iſt meiner Anſicht nach jenes Talent, das die Vorſehung jedem Menſchen bei ſeiner Geburt verleiht. Dieſes Talent entwickelt ſich und wächſt, wenn es dem Menſchen, der auf dem Kreuzweg von vier Straßen ſteht, von denen eine ganz augenſcheinlich zum Friedhof führen muß, gelingt, Munterkeit und Kraft in ſich zu erhalten. Der Heckrubel, das iſt jene Kraft, die der Wahrheit und Tugend zu Nutzen der Menſchheit zu helfen hat und worin für einen Menſchen mit einem gütigen Herzen und klaren Verſtande die allerhöchſte Genugtuung ſteckt. Denn was immer ein ſolcher für das wahrhafte Glück ſeiner Nächſten tut, wird niemals ſeinen geiſtigen Reichtum vermindern, ſondern im Gegenteil — je mehr ein ſolcher aus ſeiner Seele ſchöpft, um ſo reicher wird dieſe. Der Mann in der Weſte, die er über dem warmen Halbpelz trug, iſt die Eitelkeit, denn eine Weſte über dem Halbpelz iſt nicht nützlich, wie es auch nicht nötig iſt, daß die andern uns folgen und uns preiſen. Eitelkeit

verdüſtert den Verſtand. Nachdem du einiges erreicht, und zwar ſehr wenig im Vergleich mit dem, was du im Beſitz dieſes nie auszugebenden Rubels hätteſt erreichen können, warſt du bereits hochmütig geworden und hatteſt dich von mir abgewandt, von mir, die ich in deinem Traum die Lebenserfahrung darſtellte. Es war nicht mehr dein vornehmſter Wunſch, den anderen Gutes zu tun, ſondern du wollteſt, es ſollten dich alle anſchauen und dich preiſen. Du wünſchteſt die völlig überflüſſigen Glasſplitter zu haben, und ſo ſchmolz dein Rubel hin. So gehörte es ſich auch, und ich freue mich für dich, daß du eine ſolche Lehre im Traum erhalten haſt. Ich wünſchte ſehr, daß dieſer weihnächtliche Traum in deiner Erinnerung haften bliebe. Jetzt aber laß uns zur Kirche gehen, und dann wollen wir nach der Meſſe alles das kaufen, was du in deinem Traumgeſicht für die bedürftigen Menſchen gekauft haſt."

„Mit Ausnahme von einem, teures Großmütterchen."

Großmutter lächelte nur und ſagte: „Gewiß, ich weiß, daß du die Weſte mit den gläſernen Knöpfen jetzt nicht mehr kaufen wirſt."

„Nein, und ich will auch die Näſchereien nicht mehr kaufen, die ich im Traum für mich ſelber gekauft."

Großmutter überlegte eine Weile und ſprach dann: „Ich ſehe die Notwendigkeit nicht ein, daß du auf dieſes geringe Vergnügen verzichten willſt, allein ... wenn es dein Wunſch iſt, mit dieſem Verzicht ein viel größeres Glück zu erkaufen, dann ... dann begreife ich dich ..."

Und plötzlich hielten wir beide uns umarmt und ſagten einander nichts mehr, ſondern brachen in Tränen aus. Großmutter hatte ja erraten, daß ich beſchloſſen hatte, all mein kleines Geld an dieſem Tage nicht für mich auszugeben. Und als ich meine Abſicht dann wirklich ausgeführt, erfüllte ſich mein Herz mit einer Freude, wie ich ſie bis dahin noch nie verſpürt hatte. In dieſer Einbuße kleiner Vergnügen zum Wohle der andern empfand ich zum erſtenmal das, was die Menſchen mit dem hinreißenden Wort das volle Glück bezeichnen, den Zuſtand, da man wunſchlos geworden iſt.

Und ſo kann ein jeder in ſeiner gegenwärtigen Lage verſuchen, mein Experiment zu wiederholen, und ich bin überzeugt, daß er in meinen Worten keine Unwahrheit, ſondern die aufrichtigſte Wahrheit finden wird.

C. H. Beck'ſche Buchdruckerei in Nördlingen

89097729875

B89097729875A

89097729875

b89097729875a